L. eleg. g.
16
t(44,1/3

l.eleg.g. Ausland
16 t
XLIV, 1-3
44,1/3
214. - 219. Bdch.
<36636006720017
<36636006720017
ek

Memoiren

von

Lorenz da Ponte

von

Ceneda.

Von ihm selbst in Neu-York herausgegeben.

Aus dem Italienischen.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Da ich nicht die Memoiren eines durch Geburt, durch Talent oder durch einen hohen Standpunkt in der Welt berühmten Mannes schreibe, bei welchem auch geringfügige Sachen, schon wegen des Ansehens der Person eine gewisse Wichtigkeit und Bedeutung zu erlangen pflegen, so werde ich wenig von meinem Vaterlande, von meinen Verwandten, und von meinen ersten Lebensjahren, als an sich höchst unwichtigen und für den Leser ganz gleichgültigen Dingen zu sagen haben. Dagegen aber werde ich doch Sachen vortragen die, wenn sie auch gleich nicht von Natur aus bewundrungswerth, oder im Stande sind, in jedem Lande und bei allen Lesern gleiche Theilnahme zu erwecken, dennoch geeignet sein sollten, wegen ihrer besonderen, oft auffallenden Eigenthümlichkeiten, auf irgend eine Weise belehren, oder wenigstens, ohne zu langweilen, einige Augenblicke Unterhaltung verschaffen zu können.

Ich kam am zehnten März des Jahres 1749 in Ceneda, einer zwar kleinen, doch nicht unbedeutenden Stadt des venetianischen Staates zur Welt. Im Alter von fünf Jahren verlor ich meine Mutter, — Gewöhnlich haben die Väter nur geringe Sorgfalt für ihre Söhne in den ersten Lebensjahren; von dem meinigen hingegen wurde ich gänzlich vernachläßigt, lesen, ein wenig schreiben war Alles, was ich bis in mein elftes Jahr gelernt hatte. Erst dann dachte mein Vater daran mir einige Erziehung zu geben; zu meinem Unglück wählte

er dazu einen sehr schlechten Lehrer. Er war der Sohn eines Landmanns, der vom Pfluge und von den Ochsen auf den Lehrstuhl übergegangen war, beim Unterricht in der Schule aber seinen früheren Stand nicht verläugnete, und sein gewohntes, grobes, bäuerisches Wesen in Nichts abgelegt hatte.

Er gab mir die Grammatik von Alvaro in die Hand und bildete sich nun ein mich lateinisch zu lehren. Ich studirte zwar einige Monate aber ohne etwas zu lernen. Wegen meiner Lebhaftigkeit in der Unterhaltung,*) weil ich auf jede Frage stets eine Antwort in Bereitschaft hatte und sogleich folgen ließ, besonders aber auch wegen meiner unersättlichen Wißbegierde und meines überaus glücklichen Gedächtnisses hatte man allgemein den Glauben, daß ich mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet seye. Mein Vater wunderte sich deßhalb, daß ich in dem Unterricht bei dem Bauer so geringe Fortschritte machte, und nahm sich vor die Ursache davon zu erforschen, er hatte auch keine große Mühe der Sache auf die Spur zu kommen. Der Zufall führte ihn eines Tags in das Zimmer meines Unterrichts, wo er sich unbemerkt im Rücken meines Lehrers aufstellte, als dieser, ergrimmt über einige Fehler die ich beim Hersagen meiner Aufgabe gemacht hatte, in bäuerischer Wuth seine rechte Faust ballte und sich anschickte, mit seinen verhärten Knöcheln und seinen rauhen Fingern mich auf meine Stirn zu schlagen wie ein Schmied auf seinen Ambos, eine Unterhaltung die er beinahe täglich meinem Kopfe machte. Ich weiß nicht ob die Schmerzen oder die Scham meinen Augen einige stille Thränen entlockten, die übrigens meinem Vater nicht entgangen sind. Ganz unerwartet packte ihn dieser bei den Haaren, zog ihn zum Zimmer hinaus, warf ihn die Treppe hinunter und warf ihm Dintenzeug, Federn und den Alvaro nach, und da-

*) Das Erlernen der lateinischen Sprache war das sine qua non in jenen Zeiten.

mit war plötzlich mein lateinischer Unterricht geschlossen, und mehr als drei Jahre keine Rede mehr davon! Mein Vater war der Meinung daß meine Abneigung gegen meinen Lehrer vielleicht der Grund meiner geringen Fortschritte in dieser Sprache gewesen ist; indessen brachten mir aber die Folgen dieser kleinen Begebenheit sehr großen Nachtheil. Ich blieb bis in mein vierzehntes Jahr unwissend und unbekannt in jeder Art von Wissenschaft; und während Alle schrien: aber welcher Geist! welche Fähigkeiten! schämte ich mich von Herzen der am wenigsten ausgebildete Jüngling meines Geburts-Orts zu sein, meine Kameraden nannten mich im Scherze auch nur den geistreichen Nichtswisser. Wie mich dieses peinigte, vermag ich unmöglich zu beschreiben, noch weniger aber wie es in mir eine Sehnsucht nach wissenschaftlicher Ausbildung erweckte. Als ich einmal aus Zufall auf den oberen Boden des Hauses kam, fand ich an einem Ort, wohin mein Vater unnützes, altes Papier zu werfen gewohnt war, auch einige Bücher die, wie ich glaube die Familien-Bibliothek ausmachten, unter denen sich auch einige Bände von Metastasio befanden. Ich las sie zwar alle mit einer unbeschreiblichen Neugierde, doch sprachen nur diese Bände des kaiserlichen Hofdichters mich so sehr an, daß ich sie wiederholt zur Hand nahm, seine Dichtung brachte in meiner Seele gerade die Empfindung hervor, die mir sonst eine angenehme Musik zu erwecken pflegte. Nun heirathete mein Vater eine zweite Frau, und gab mir, nach zehnjährigem Wittwerstande eine junge Stiefmutter, die noch nicht siebenzehen Jahre alt war, während er schon vierzig überschritten hatte. Theils durch eine unwiderstehliche Begierde angefeuert, meinen Verstand mehr auszubilden, und mir einige wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, theils aber auch die unangenehmen Folgen voraussehend die aus dieser so ungleichen Ehe entspringen mußten, suchte

ich von fremder Wohlthätigkeit das zu erlangen, was ich von der väterlichen Fürsorge nicht mehr zu hoffen wagen durfte.

Der Hochwürdige Herr Lorenz da Ponte, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit, von wohlwollenden, religiösen Grundsätzen und im höchsten Grade mit den ausgezeichnetsten, christlichen Tugenden begabt, war damals Bischof von Ceneda; mein Vater so wohl als die ganze Familie liebten ihn unaussprechlich. Diesem stellte ich mich unerschrocken vor und bat ihn, mich und einen andern Bruder in sein Seminar aufzunehmen. Meine, an sich löbliche Kühnheit gefiel unsrem vortrefflichen Christlichen Oberhaupte, und da ihm sowohl bei mir als bei dem besagten Bruder die lebhaftesten Wünsche, auf irgend eine Weise einen Unterricht zu bekommen, nicht entgehen konnten und er überdies gute Anzeigen von schneller Fassungskraft und einem guten Gedächtnisse bei uns wahrnahm, so willfahrte er nicht nur meiner Bitte, sondern unterzog sich auch mit aufopfernder Güte, die nicht geringen Kosten unsers Unterhalts ganz zu bestreiten. Unsre Fortschritte in den Studien entsprachen auch einigermaßen den Erwartungen die unser Wohlthäter von uns gehegt hatte. In weniger als zwei Jahren lernten wir, selbst mit einiger Eleganz, lateinisch schreiben, und dieses war die Sprache auf deren gründliche Erlernung die ausgezeichneten Professoren dieses gelehrten Seminars einen ganz besondern Nachdruck legten, weil sie dieselbe für unentbehrlich, besonders für diejenigen Zöglinge hielten, welche in den geistlichen Stand eintreten sollten, und für welche eigentlich in Italien diese Anstalten hauptsächlich errichtet sind: Neuere Sprachen, die Landes Sprache — italienisch — selbst nicht ausgenommen, werden in der Regel gänzlich vernachläßigt. Mein Vater, der sich in meiner Wahl meines zukünftigen Standes täuschte, und sich lieber von seinen ökonomischen Umständen als von seinen väterlichen Pflichten leiten ließ, bestimmte mich für den Altar, ob

gleich es meinem Beruf, meiner Neigung und meinem Karakter gänzlich entgegen war; und so wurde ich also auch ganz für die Theologie gebildet und erzogen, obgleich ich meinen natürlichen Anlagen und meinem ganzen Wesen nach durchaus zu andern Studien und zu einer andern Laufbahn bestimmt zu sein schien. Bei dieser Art Unterricht war ich nun in meinem siebzehnten Jahr im Stande in einem halben Tag eine lange Predigt zu entwerfen und fünfzig nicht unelegante lateinische Verse zu machen, während ich nicht einen kleinen Brief von wenigen Zeilen in meiner Muttersprache schreiben konnte ohne zehn Fehler zu machen. Der erste der dieses Vorurtheil auszurotten und bei den Zöglingen dieses Stifts einen guten Geschmack zu erwecken suchte, und der sich zugleich bemühte zu ihnen Liebe und einen edlen Wetteifer zum Erlernen der toskanischen Sprache beizubringen, war der Abt Cagliari, ein Jüngling voll Feuer und dichterischem Geiste, erst kürzlich aus der hohen Schule in Padua ausgetreten, wo Dante und Petrarca nicht weniger in Achtung standen, als Virgil und Horaz; er begann einer guten Anzahl junger Leute, die seiner Erziehung anvertraut waren, unsere Prosaiker und unsere Dichter mit ihren Schönheiten zu lesen, zu erklären und bei ihnen Geschmack dafür zu erwecken.

Diese angenehmen Vorlesungen besuchten die ausgezeichnetsten und gebildetsten Köpfe die zur damaligen Zeit in Cenada waren, unter andern Hieronimus Peruchini und Michael Colombo. Mehr als allen andern danke ich meine schnellen Fortschritte in der Dichtkunst der Nacheiferung, welche diese Beiden in mir erweckten. Ich werde hier ein Geschichtchen erzählen, welches, so unbedeutend die Sache an sich ist, dennoch einen hinreichenden Beweis von der Macht geben wird, welche gute Beispiele, die Furcht vor Tadel und der aufrichtige Wunsch sich auszuzeichnen, auf jugendliche Gemüther ausüben. Michael Colombo hatte seine erste Studien, vor seinem Eintritt ins Seminar, unter Leitung der

vorzüglichsten Lehrer gemacht. Er schrieb die lateinische Sprache gut, und seine italienischen Verse waren voll Feuer und Grazie, da er mir aufrichtig wohlwollte so hatte er oft die Gefälligkeit mir seine Arbeiten vorzulesen, um mich, wie er sagte, anzufeuren auch meine poetische Ader zu versuchen.

Eines Tages machte ich wirklich einen Versuch. Ich war einer kleinen Summe Geldes benöthigt, um einige der gewöhnlichen jugendlichen Vergnügen mitmachen zu können und glaubte sie leichter von meinem Vater zu erhalten, wenn ich sie in Versen von ihm forderte.

Als ich kaum meinen letzten Vers geschrieben hatte, hörte ich hinter mir ein schallendes Gelächter ausbrechen, und wie ich mich umwandte, stand mein Freund Colombo hinter mir, der, allem Anscheine nach meine Verse gelesen haben mußte und in dem Ton, wie in Italien die Blinden auf den Straßen singen, unter fortgesetztem Lachen die letzten Strophen herunter leierte und zu gleicher Zeit mit den Fingern das Klimpern auf der Zitter nachzumachen suchte. Ich weinte vor Wuth und Scham; und mehr als drei Tage sah ich ihm weder ins Gesicht noch weniger aber spach ich mit ihm, weil er boshafterweise immer fortfuhr mich mit seinem Gesang in der Stellung und den Bewegungen eines Blinden mit der Zitter zu verfolgen. Nachdem er mich aber einige Zeit auf diese Weise geplagt hatte, war er dann der Erste mich zu neuen Versuchen aufzufordern und aufzumuntern, ich versprach ihm auch es zu thun. Nun schickte ich mich vor Allem an, die guten Schriftsteller unsrer Sprache zu lesen, und mit größtem Eifer zu studiren, so daß ich Essen Trinken und Schlaf darüber vergaß, weder an Müßiggang, noch Erholung und Vergnügungen mehr dachte, welche jungen Leuten so lieb, so theuer sind, und wodurch oft die Früchte der besten und vorzüglichsten Talente verloren gehen: Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso waren meine ersten Lehrer, in weniger als sechs Monaten hatte ich beinahe die ganze

Hölle des Ersten und die besten Gesänge des zweiten nebst vielen von seinen Liedern, und den besten Stellen der beiden Andern auswendig gelernt. Nach dieser Uebung und nachdem ich heimlich mehr als zweitausend Verse gemacht und wieder verbrannt hatte, schmeichelte ich mir mit der Hoffnung mit den besten meiner Mitschüler in die Schranken treten und Verse machen zu können, die wohl nicht mehr zum absingen mit der Zitter geeignet waren. Da zu derselben Zeit der Rector unsers Seminars auf eine andre sehr ehrenvolle Stelle befördert wurde und deßhalb auf seinen neuen Posten abreisen mußte, so wurden von mehreren Zöglingen des Seminars zu seinem Lobe Gedichte gemacht und vorgetragen, unter denen auch ich, ganz unerwartet, mit einem auftrat.

Weil ich früher, vor diesem Sonett nie jemand einen von meinen italienischen Versen hatte sehen lassen, außer den bekannten verunglückten Versen für meinen Vater, so wollte auch Niemand glauben daß dieses meine Arbeit seye. Colombo allein schenkte mir Glauben, schwur aber feierlich nie mehr italienisch schreiben zu wollen, ein Eid, den er aber nachher eines schönen liebenswürdigen Mädchens halber, in die wir beide zu gleicher Zeit verliebt waren, wieder gebrochen hat, da wir wie um die Wette für diese Schöne dichteten. Der allgemeine Unglaube, daß ich der Verfasser dieses Sonnets sey, war eine neue Art von Lob für mich das, jedoch ohne meine Eigenliebe zu sehr zu steigern, mich zu größeren Anstrengungen anfeuerte und in mir den festen Entschluß hervorbrachte mich für die Zukunft gänzlich der italienischen Dichtkunst zu widmen. Nun habe ich beinahe zwei Jahre Tag und Nacht in diesem Fache gearbeitet, und nicht nur mehreremale die classischen Dichter, sondern auch alle diejenigen guten Schriftsteller gelesen, welche man wegen ihrer wahren Verdienste in allen Händen findet, jedoch mit Ausnahme solcher Werke, die ich nicht zu lesen gewagt habe, weil ich mich noch nicht hinläng

lich aufgeklärt hielt, um das Gute vom Schlechten, und das nur scheinbar Schöne vom wahren Schönen unterscheiden zu können. Ich begnügte mich aber nicht die schönsten Stellen unsrer besten Schriftsteller nur zu lesen, ich übertrug sie selbst in die lateinische Sprache, schrieb sie ab, erklärte sie und lernte sie endlich auswendig, nebenbei übte ich mich in allen Vers-Arten, bemühte mich die schönsten Gedanken und Wendungen nachzuahmen und mich der ausgewähltesten, zierlichsten Redensarten zu bedienen, ich suchte, mit einem Worte den mir von meinen erhabenen Vorbildern bezeichneten Weg zu verfolgen, jedoch zog ich immer Allen, meinen so hochgefeierten Petrarca vor, denn bei jedem wiederholten Lesen meinte ich in seinen Versen neue Schönheiten zu entdecken.

Auf diese Weise und mit diesem unausgesetzten und unermüdeten Fleiß gelang es mir gegen Anfang des dritten Jahres mit den Besten in die Schranken zu treten und nicht selten mit meinen Versen die Ehre des Triumphes davon zu tragen, so hat mir eine Preis-Aufgabe, ein Lied das die ausgezeichnetsten Jünglinge von Ceneda mit mir bearbeiteten, großes Lob eingetragen.

Dieses trug aber keineswegs dazu bei einen Stolz, oder gar den Glauben in mir zu erwecken, daß mein Lied schön seye. Schon seit dem Beginnen meiner Studien hatte ich das große Glück zu glauben, daß das Lob welches man mir zuweilen spendete einzig in der freundlichen Absicht ausgesprochen wurden, meine Anstrengungen zu belohnen, und mich dadurch noch mehr vorwärts zu bringen, um es mit der Zeit wirklich zu verdienen. Dieses hielt mich zurück in einen trägen Uebermuth zu verfallen, oder eine eitle, zu große Meinung von mir selbst zu bekommen, Sandbänke an denen schon mancher Studirende gestrandet hat, weil er sich einbildete schon Alles zu wissen und dann auf dem Punkt stehen blieb, auf dem er erst mit Eifer zu arbeiten hätte beginnen sollen. Einiges Talent für Dichtkunst womit ich von Natur be-

gabt war, und meine unbegrenzte Liebe dafür, vereint mit meinen wirklich vernünftigen Ansichten hätten mir vielleicht mit der Zeit einige Reputation verschafft und mich zu einem guten Dichter gemacht, wenn nicht das Unglück immer meine gut gemeinten Absichten hindernd durchkreuzt und mich mit übermächtiger Hand und beinahe mit Gewalt in den gefährlichsten und grausamsten Wirbel des Lebens geworfen und mir jenen Seelenfrieden und die süße Muße, die einzigen Mittel geraubt hätte, ohne welche ein menschlicher Geist sich immer vergebens bemühen wird, sich auf einen hohen Grad von Berühmtheit zu erheben. Da ich indessen, von dem edelsten Eifer und Wunsche beseelt, meinen Geist nach Möglichkeit auszubilden und mir alle die Kenntnisse anzueignen, die man mit Recht von einem Poeten fordern kann, so habe ich mir durch Ersparniß in meinen jugendlichen Ausgaben eine kleine lateinische Büchersammlung angeschafft, die ich trachtete noch durch die besten italienischen Schriftsteller zu vergrößern. Wir hatten einen Buchhändler in Ceneda, der obgleich er selbst nicht unterrichtet, sogar unwissend war, aus bloßer Phantasie, einen Laden mit den vorzüglichsten Bücher hatte. Kaum hatte ich einige Lire*) erspart so begab ich mich gleich zu ihm und wählte mir eine Anzahl Bücher aus, deren Werth übrigens weit den Betrag meiner kleinen Börse überstieg. Dieser Buchhändler hatte einen Sohn der seines Handwerks ein Schuhmacher war. Der gute Alte fand ein ganz vortreffliches Auskunftsmittel für seine und meine Bedürfnisse.

Bringen sie mir, sagte er, einige Häute gegerbtes Leder und Kalbfelle aus dem Laden ihres Vaters, so können wir diese Sache bald ins Reine bringen. Dieses Auskunftsmittel mißfiel mir nicht, ich sprang nach Hause, begab mich heimlicherweise in das Magazin; suchte mir

*) Eine venetianische Lira ist gleich zwölf Kreuzer rheinisch.
Anm. d. Uebers.

drei Kalbfelle aus, machte sie so fest als möglich zu einer Rolle zusammen und steckte sie, so gut es gehen mochte unter meine lange Kutte auf den Rücken und machte mich gegen die Hausthüre, um fortzugehen. Unglücklicherweise aber stand nahe an derselben meine Stiefmutter auf der Straße mit einigen Frauen aus der Nachbarschaft schwatzend. — Aus Furcht sie möchten meinen Diebstahl vielleicht entdecken, machte ich schnell eine Wendung um durch eine andre Thüre auszutreten. Auf der Straße angelangt mußte ich aber dennoch an den weiblichen Klatschen vorüber gehen. Noch hatte ich wenige Schritte gemacht als ich eine der Frauen ganz laut sagen hörte: wie schade daß dieser junge Mensch einen so starken Höcker hat! Eine Bemerkung zu der meine verborgene Lederrolle die Veranlassung gab. Hierauf machte ich einen Satz um schief auf die entgegengesetzte Seite der Straße zu gelangen, mein Päckchen fiel auf die Erde, die Weiber lachten, meine Mutter läuft es aufzuheben und ich ohne mich umzuwenden verfolge meinen Weg und begebe mich so schnell als möglich zu meinem guten Buchhändler. Nachdem ich ihm mein Unglück erzählt hatte, gab ich ihm einige Lire Aufgeld und bat ihn inständig diese Bücher für mich aufzuheben, was er auch pünktlich that. Die Stiefmutter unterließ aber nicht es sogleich meinem Vater zu erzählen; der auch am andern Tag in das Seminar kam, und mir tüchtig die Meinung sagte, alle meine Entschuldigungen waren unzureichend ihn zu beruhigen, noch weniger aber um ihn zu vermögen mir die kleine Summe zu geben, die ich zum Ankauf der Bücher bedurfte und die sich nur auf zwölf Thaler belief. Unser vortrefflicher Bischof erfuhr dieses Geschichtchen und ließ mich im Augenblick zu sich rufen; nachdem ich ihm das Ganze erzählt und er vor Lachen weinend Alles gehört hatte, gab er mir die nöthigen Gelder um die Bücher kaufen zu können. Die Freude über ihren Besitz war aber nicht von langer Dauer. Es überfiel mich eine sehr

schwere Krankheit die meine Familie länger als sechs Monate in beständiger Furcht hielt mich zu verlieren, mehrere häusliche Unglücksfälle die in selber Zeit meinen Vater betrübten; und über Alles der Tod des hochwürdigen Bischof da Ponte, meines Beschützers, beraubten nicht nur mich aller Mittel meine Studien fortsetzen zu können, sie versetzten auch meinen Vater in die größte Dürftigkeit, der sich durch die Wohlthätigkeit dieses Herrn und durch seine Protektion täglich großer Unterstützungen zu erfreuen gehabt hatte.

So ging mir wegen meiner Krankheit, wegen des Kummers und den Thränen über diesen Verlust über ein Jahr im Müssiggange verloren, und ich war selbst genöthigt den größten Theil meiner Bücher zu verkaufen, deren Erwerb mir so schwer geworden war, und zwar bald um mir von dem Erlöse ein anständiges Kleid anzuschaffen, bald um damit für die tägliche unentbehrlichsten Bedürfnisse der Familie zu sorgen. Dieser Zustand meiner Armuth veranlaßte mich, auf die Hand eines edlen, reizenden Mädchens zu verzichten, die ich zärtlich liebte, und einen Stand zu wählen der meinem Temperament, meinem Charakter, meinen Grundsätzen und meinen Studien ganz entgegen gesetzt war, wodurch ich zu manchen, sonderbaren Begebenheiten Veranlassung gab, und vielen Gefahren Preis gegeben wurde, die meine Feinde gerne ergriffen um mich auf mehr als zwanzig Jahre zum bejammernswürdigen Opfer des Neides, der Heuchelei und der Bosheit zu machen. Erlaube mir, nachsichtiger Leser, daß ich diesen schmerzlich wunden Fleck mit dem Schleier des Geheimnisses bedecke, und meiner Feder den Verdruß erspare, unzeitige Gewissensbisse in meinem Herzen zu erregen die ich trotz Allem verehre, und nie in meinem Leben aufhören werde hoch in Ehren zu halten.

Nach diesen Stürmen, die ich übrigens mit Muth und Ergebung ertragen habe, verschaffte ein Canonicus an der Hauptkirche, der Hochwürdige Herr Zibroghi, ein

ehrwürdiger Mann, der die wohlthätigen und wohlwollenden Gesinnungen, die der verstorbene Bischof für uns hegte, geerbt hat, sowohl mir als meinen beiden Brüdern, den Beistand einer jener schönen Stiftungen, welche in den glänzenden Zeiten des verunglückten Venedig, diese Republik mit Ruh und Ehre bedeckte.

Wir wurden alle drei in dem Seminar in Portogruaro untergebracht, wo mir aufs Neue die Mittel gegeben waren mit Muße und Anstand meine unterbrochenen Studien fortsetzen zu können. Im ersten Jahr widmete ich mich der Philosophie und Mathematik, ohne jedoch meine innig geliebte Dichtkunst aus dem Auge zu lassen. Während der Lehrer sich bemühte den Euclid, oder einen schwer zu verstehenden Satz des Galileo oder des Newton zu erklären, las ich heimlicherweise, bald den Aminta von Tasso bald des Guarrini Pastor Fido, die ich beinahe auswendig gelernt hatte. Gegen das Ende des ersten Jahres trug ich ein Lied zum Lob des heiligen Ludwig vor, das mit Beifall aufgenommen wurde.

Ein Beifallruf aus dem Munde einer gelehrten und hochgestellten Person trug mir den Lehrstuhl der Rhetorik ein, welchen mir der hochwürdige Herr Bischof Gabrielli von Concordia, ein Mann der wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner edeln Denkungsart und seiner religiösen Aufklärung glänzte, an demselben Tag anbot. Nun hatte ich den Vorsatz gefaßt mich durch Erlernung der hebräischen Sprache zu vervollkommnen, mit der ich mich schon in den ersten Jahren viel beschäftigt hatte, und zu gleicher Zeit mich ernstlich mit den griechischen Schriftstellern zu beschäftigen, weil ich den festen Glauben hatte daß man unmöglich ein guter Dichter werden könne, ohne diese gelesen, und ganz inne zu haben.

Deßhalb zögerte ich mehrere Tage einen Beschluß zu fassen. Am Ende aber ließ ich mich durch die Vorstellungen meines guten Rektors, der mich unendlich liebte, und durch die mißlichen Umstände meines Vaters

überreden, weil ich hoffte mit dem Einkommen meiner Stelle, seine Lage verbessern zu können. Ich nahm also die angebotene Stelle an; und in einem Alter in dem ich selbst auch sehr viele Gegenstände zu lernen höchst nöthig gehabt hätte, legte ich mir die harte Prüfung auf, andere die schöne Literatur zu lehren. Ich glaube indessen nicht, daß diese Art Unterbrechung bei meinen literarischen Fortschritten eine Verzögerung oder gar einen Nachtheil verursacht habe. Im Augenblick meiner Ernennung war ich noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt. Es waren meiner Sorgfalt mehr als dreißig Jünglinge voll Eifer, Talent und Nacheiferung anvertraut, die Alle bis dahin meine Mitschüler waren; der Bischof war unaufhörlich beflissen meinen Geist durch die kräftigsten und stachelndsten Anreizungen der Eigenliebe rege zu erhalten und anzufeuren, alle Augen der Stadt waren allein auf mich gerichtet; mein geneigter Leser denke sich wie ich zitterte. Ich verdoppelte sofort meinen Fleiß, mein Nachsinnen und meine Anstrengungen um mir durch Erfüllung der Pflichten meiner Stelle Ruhm zu erwerben; und das, wozu meinen Professoren die Zeit gefehlt hatte es mir zu lehren, lernte ich, wie jener gelehrte Rabbiner sagte, von meinen Schülern.*) Umitalridad rabàdi miculàm. Der glückliche Erfolg meines, großen Eifers erweckte bei einigen den ungerechten Stachel des Neides. Zwei oder drei Lehrer desselben Seminars wurden meine unversöhnlichsten Feinde und Verfolger.

Sie behaupteten ich habe Physik und Mathematik nicht gründlich studirt, suchten mich nun auf dieser Seite anzugreifen und behaupteten ich seye nur ein Schwätzer, ein Versemacher ohne weitere Kenntnisse. Ich machte gerade damals einige sowohl lateinische als italienische Gedichte über verschiedene physikalische Schlüsse, welche gegen Ende des Jahres alle von einigen Jünglinge aus meiner Schule öffentlich vorgetragen wurden. Meine

*) Von meinen Schülern lernte ich mehr als von Allen.

Verse gefielen allgemein, besonders aber eine Dithyrambe über die Gerüche, in dem man Lebhaftigkeit und Feuer zu erblicken meinte.

Je mehr meine Feinde durch diesen Erfolg beschämt wurden, desto mehr wurde ich von den geistlichen und weltlichen Gelehrten jener Stadt gelobt und geschmeichelt, besonders aber von dem Bischof, was, wie sich leicht denken läßt, den Haß meiner Rivalen bis zum Uebermaß steigerte. Nach zwei Jahren wahrer Geduldprüfung nahm ich meinen Abschied und begab mich unglücklicherweise nach Venedig Ich war in der Blüthe des Alters, von lebhaft feurigem Temperament, und nach der Aussage Aller, von manierlicher angenehmer Persönlichkeit, ich ließ mich von den Gebräuchen, der Bequemlichkeit und dem Beispiele, zu Vergnügungen und Unterhaltungen hinreißen, und vergaß oder vernachlässigte beinahe gänzlich die Literatur und meine Studien. Ich faßte die heftigste Leidenschaft für eine der schönsten, aber zugleich auch der eigensinnigsten, wunderlichsten Damen jener Hauptstadt.

Von ihr war meine ganze Zeit mit den gewöhnlichen Narrheiten und Eitelkeiten der Liebe und der Eifersucht, von Festen, Gastmählern und munteren Gesellschaften in Beschlag genommen; außer einigen Stunden der Nacht, die ich mehr aus alter Gewohnheit zum Lesen irgend eines Buchs verwendete, glaube ich im Laufe von drei Jahren, welche dieser verwirrte Handel dauerte, nicht das mindeste gelernt zu haben, was ich nicht zuvor schon gewußt hätte und was zu lernen wirklich würdig gewesen wäre. Es schien übrigens, daß die Vorsehung mich von einer schrecklichen Gefahr befreien wollte, die mir drohte. Trotz aller Eifersucht und aller Wunderlichkeiten dieser Frau, hatte ich doch die gute Gewohnheit mir nicht abzwingen lassen, alle Abende in ein gewisses Caffe zu gehen, in welchem sich die gelehrtesten und gebildetsten Männer von Venedig zu versammlen pflegten; und welches man deshalb auch das Caffe

der Literaten nannte. Als ich mich eines Abends halb maskirt daselbst befand, kam ein Gondolier herein, schaute sich im Zimmer um, und als sein Blick auf mich fiel, gab er mir einen Wink ihm zu folgen. Er führte mich nun an das Ufer eines nahe gelegenen Canals, und ließ mich in eine Gondel einsteigen, welche auf der entgegengesetzten Seite des Caffehauses angelegt hatte. In der Meinung darin meine Freundin zu finden, weil sie mich zuweilen an derselben Stelle abzuholen pflegte, stieg ich ohne zu zaudern ein, und setzte mich an ihre Seite. Die Nacht war sehr finster. Eine Leuchte, die in einiger Entfernung brannte, hatte mir bis dahin den Weg gezeigt; aber als ich in der Gondel war, und der Gondelführer am Eingang den gewöhnlichen Vorhang von schwarzem Tuch zuzog, entstand dadurch die vollkommenste Finsterniß. Als wir uns gegenseitig zu gleicher Zeit gegrüßt hatten, entdeckten wir auch beide am Klang der Stimme die uns uubekannt war, daß der Gondolier sich geirrt haben mußte. Nachdem ich mich gesetzt hatte, nahm ich sie bei der Hand um sie, nach unserm Gebrauch, zu küssen, fand aber sogleich, daß dieselbe viel voller war als die meiner Freundin. Sie bemühte sich eiligst ihre Hand zurück zu ziehen. aber ich hielt sie mit sanfter Gewalt zurück, und versicherte sie mit dem lebhaftesten Ausdruck, daß sie gewiß nichts zu fürchten habe. Sie antwortete mir zwar sehr höflich, bat mich aber dennoch inständig, ich möchte mich fortbegeben. Als ich aber an ihrer schönen, vollkommen toskanischen Mundart bemerkte, daß sie keine Venetianerin war, so steigerte sich meine Neugierde auf den höchsten Grad, ich wünschte zu wissen, wer sie wär, und bot meine ganze Beredtsamkeit auf, daß sie mir erlauben solle, sie in ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Nach vielen Schwierigkeiten entschloß sie sich endlich ihre Zustimmung zu geben, einige Erfrischungen annehmen zu wollen, jedoch mit der Bedingung, daß ich ihr verspreche: die Gondel nachher zu verlassen und sie nicht weiter zu verfolgen.

Der Gondelführer begab sich nun in ein nahe gelegenes Caffe, um einige Erfrischungen zu holen, und brachte auch eine Laterne mit. Beim Erscheinen wurde ich von der bewunderungswürdigen Schönheit, und von dem edeln, anstandsvollen Aeusseren der jungen Dame ganz überrascht. Sie hatte ein sehr jugendliches Aussehen und war noch nicht siebzehn Jahre alt. Sie war sehr sorgfältig und schön gekleidet, hatte die zierlichsten Manieren und ihre Unterhaltung war voll Artigkeit und Geist. Wir waren beide auf einige Zeit verstummt, es schien mir jedoch, daß Sie mich mit einer Empfindung betrachte, die der nicht unähnlich war, womit ich sie ins Auge gefaßt hatte, dieses gab mir Muth, und ich sagte ihr alle die schönen und angenehmen Sachen, die man unter ähnlichen Umständen schönen Damen zu sagen pflegt. Ich bat sie neuerdings, mir erlauben zu wollen, sie in ihre Wohnung begleiten zu dürfen, oder mich wenigstens wissen zu lassen, mit wem ich mich zu unterhalten das Glück habe. Da sie sah, daß ich sie mit aller Zärtlichkeit und Ehrerbietung behandelte, welche ich ihr auch schuldig zu sein glaubte, was in der Regel eine Idee von dem Charakter eines gebildeten, wohlerzogenen Mannes giebt, so schien sie kein Mißfallen an mir zu haben und antwortete: „die sonderbaren Verhältnisse, in denen ich mich befinde, verbieten mir Ihren Wünschen zu entsprechen. Es ist übrigens möglich, daß diese sich vielleicht ändern, in welchem Falle wir uns wieder sehen werden. Hierauf gebe ich Ihnen mein Versprechen, und wenn Sie mehr hören wollen, so kann ich Ihnen noch aufrichtig sagen, daß ich es selbst wünsche, und daß ich Allem aufbieten werde, damit es geschehe.“ Hierauf sagte ich ihr wer ich seye, und wir bestimmten dasselbe Caffe und die nehmliche Stunde für ein künftiges Zusammentreffen. Bald darauf beabschiedete ich mich. — Ich weiß nun selbst nicht, ob bloße Neugierde, oder die Hoffnung, daß diese Begebenheit mich vielleicht von einer zu heftigen Leidenschaft für eine Frau heile,

die schon seit dem Anfange unseres Umgangs nicht geschaffen schien, mich glücklich zu machen; mich nie vergessen ließ, mich zur bestimmten Stunde in das genannte Caffe zu begeben; aber nach eiuiger Zeit begann ich alle Hoffnung zu verlieren. Meine Leidenschaft aber für die andre, nahm von Tag zu Tag zu, und in gleichem Maße wuchs auch ihre tirannische Herrschaft über mich. Sie hatte einen Bruder, der immer ein verhaßter Mensch war, der an der Herrschaft der Schwester auch theilnehmen wollte, und mich zu seinem Sclaven, zu seinem Vertrauten und zu seinem Schatzmeister machte. Nun entschloß ich mich ganz unerwartet, von Venedig abzureisen, in der Hoffnung, die Entfernung werde mich vielleicht heilen; aber gerade das Gegentheil, meine Schwäche und meine Sehnsucht wurden immer stärker. Ich hatte die Kraft nicht zu widerstehen. Nach acht qualvollen, in beständigem Kampfe verlebten Tagen, kehrte ich nach Venedig zurück; und zu meinem größten Unglück nahm ich noch das Anerbieten dieser Frau an, meine Wohnung in ihrem Hause zu nehmen. Doch verfehlte ich nie jeden Abend in das gewohnte Caffe zu gehen, wo ich zu meinem großen Bedauren vernahm, daß ein Gondolier wenige Tage zuvor mich gesucht, und man ihm gesagt habe, daß ich abgereist seye. Ich bezweifelte deßhalb sehr, noch etwas von meiner schönen Unbekannten hören zu können. Einige Tage nachher, als ich auf dem St. Marcus-Platze spazieren ging, fühlte ich mich an meinem Rocke zupfen, und zu gleicher Zeit meinen Namen nennen.

Es war der Gondolier jener jungen Dame, der mir voll Vergnügen sagte; Wie freue ich mich, daß Sie zurückgekommen sind, ich gehe nun. meine Gebieterin zu trösten: wir werden nns heute Abend sehen. Er verließ mich eilig, ohne eine Antwort abzuwarten, kam aber wirklich am Abend mit der schönen Unbekannten, und holte mich im Caffe

ab. Kaum war ich in die Gondel gestiegen, so sagte sie mir, nun bin ich also gekommen, um mein Wort zu halten. Nach den gewöhnlichen Anstands Complimenten, befahl sie dem Gondolier, uns in ihr Haus zu führen. Als wir dort angekommen waren, führte sie mich in ein elegantes Zimmer; ging allein in ein anstoßendes Cabinet aus welchem sie einige Augenblicke nachher mit großer, aber einfacher Eleganz, gekleidet und aufgeputzt wieder zu mir eintrat, sich neben mir niederließ, und mich folgendermaßen anredete: Vor Allem andern finde ich billig, Sie von meiner Herkunft und von den sonderbaren Ursachen zu unterrichten, die mich nach Venedig geführt haben.

Ich bin Neapolitanerin, heiße Mathilde, und bin die Tochter des Herzogs von M**** a.

Meine Vater, der nur zwei Kinder hatte als meine Mutter starb, heirathete nach zehnjährigem Wittwerstand, die Tochter eines Specereihändlers, die eine ganz tirannische Herrschaft über ihn gewann; und indem sie seinen schon von Natur schwachen Charakter benutzte, der durch seine Liebe zu ihr noch schwächer wurde, so gelang es ihr, seine väterliche Gefühle, die er für mich und meinen Bruder hatte, sehr abzukühlen, wo nicht ganz auszurotten. Mein Bruder wurde auf ihren Befehl in eine Militär-Academie nach Wien geschickt, wo er schon vor Ablauf des sechsten Monats starb; und ich, noch nicht elf Jahre alt, kam in ein Kloster nach Pisa, in welchem ich, ganz gegen meine Neigung, sechs Jahre lebte, und selbst den Trost entbehren mußte, meinen Vater zu sehen, oder nur Nachrichten von ihm zu bekommen. Die Nonnen dieses Klosters bedienten sich aller erdenklichen Mittel, um mich zu überreden, mich auch ihrem Stande einzuverlieben, was ich aber stets mit Standhaftigkeit zurückwies. Ganz unerwartet kam endlich meine Stiefmutter in Pisa an, mein Vater war zwar auch bei ihr, die grausame Frau erlaubte ihm aber nicht, mich zu besuchen. Sie kam allein zu mir; und sagte

mir, mit geheuchelter, großer Zärtlichkeit, und mütterlicher Liebe, ich höre, meine Tochter, daß du keinen Beruf in Dir fühlst, Dich Gott zu weihen, man muß Dich also der Welt zurück geben. — Dein Vater, der mir die Sorge für Deine Zukunft überlassen hat, und der überzeugt ist, daß ich Dich nicht weniger liebe, als wenn Du meine eigene Tochter wärest, bietet Dir, einen Gemahl an, den ich Dir schon auserwählt habe, und bei dem die wahre Glückseligkeit Deines Lebens vollkommen gesichert ist. Wenn Du nun versprichst, ganz meinen Willen zu folgen, welcher übrigens auch der Deines Vaters ist, so kannst Du Dich bereit halten, morgen diese Mauern zu verlassen, die Du nicht liebst; wo nicht —

Ich haßte das Kloster, die Nonnen und ihre Gebräuche, und sehnte mich innig nach sechsjähriger Einkerkerung nach Freiheit, über Alles aber den zu sehen und zu umarmen, dem ich das Leben dankte, kaum hatte ich das wo nicht, — gehört, so sprang ich eiligst von meinem Stuhle auf, warf mich dieser Frau an den Hals, die ich noch wenig kannte, und sagte: Alles meine liebe Mutter, Alles was Sie wünschen und verlangen, bin ich zu thun bereit. Sie umarmte mich nun auch, küßte mich mehrere male zärtlich, und wollte, daß ich, ohne den morgenden Tag abzuwarten, augenblicklich das Kloster verlasse. Wir begaben uns sofort in den Gasthof, wo sich mein Vater befand. Als er mich ansichtig wurde, schrie er laut, ist dieses meine Tochter? Ihre Tochter, und ihre gehorsame Tochter, antwortete die Falsche. Nun machte die Natur wieder ihre Rechte geltend. Ich brauche Ihnen wohl nicht seine Umarmungen, seine Liebkosungen und unsre beiderseitige Gemüthsbewegung zu beschreiben.

Wir reisten sogleich nach Neapel ab, als wir dort angekommen waren, waren die Vorbereitungen zu meiner bevorstehenden Verheirathung der alleinige Gegen-

stand, der Alle beschäftigte. Meine Stiefmutter hatte mir zwei; an ihre Gemächer anstoßende Zimmer einrichten lassen, weil sie mich mit der eifersüchtigsten Sorgfalt bewachte, so daß ich nie jemand, wer es auch gewesen wäre, sehen oder sprechen konnte, als in ihrer Gegenwart. Ich wußte nicht, wie ich diese auffallende Einschränkung beurtheilen sollte. Eines Tages als ich gerade hierüberr ganz in Nachdenken vertieft, in meinem Zimmer stand, trat unerwartet meine Stiefmutter herein und zog mich mit sich fort in das ihrige, wo sie sich mit mir einschloß; nachdem sie aus einem Kasten ein Kistchen voll der schönsten Perlen und Edelsteinen herausgenommen hatte, sagte sie mir: dieses ist das erste Geschenk von deinem Bräutigam, das Uebrige, was vollkommen mit seinem hohen Stande in Einklang steht, wirst Du in seinem Hause finden.

Sei nicht undankbar für meine Güte, für meine Freundschaft, Dieses gesagt, riß sie die Thüre auf und ich sah einen Alten, von abschreckendem Aussehen, der nach meinem Dafürhalten wohl mehr als sechzig Jahre zählen mußte, mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge von Stallknechten, Lakayen, Pagen und zwei Geistlichen eintreten. Mein Vater folgte ihnen langsam, schweigend und mit niedergeschlagenen Augen. Hier, Mathilde, ist dein Verlobter, sagte sie mir ganz dreist; und hier mein Fürst, führ sie zu ihm gewendet fort, ist die, welche Sie jetzt aus meiner Hand, und nachher durch die der Geistlichen als ihre Gattin empfangen werden. Ich blieb Anfangs wie versteinert stehen, denn ich hatte die Kraft zn sprechen und mich zu bewegen, verloren. Der Verächtliche murmelte einige Wort, die ich nicht hörte. Als ich mich wieder gefaßt hatte, wurde ich vom Schmerz, von Verdruß und Verzweiflung so aufgereizt, daß ich einen fürchterlichen Schrei ausstieß, mir die Schleier, die sie mir aufgesteckt hatten, vom Kopfe riß, daß viele Haare mit daran hängen blieben, und indem ich mir wüthend einen Weg

durch die Leute brach, warf ich mich meinem Vater zu Füßen und schrie unter Thränen und Schluchzen, lieber Vater, stehe mir bei! Dieses war hinreichend um jene Schlange in Wuth zu bringen. Es ist unmöglich den ungeheuren Lärm zu beschreiben, den sie machte,

In einem Augenblick waren Alle verschwunden, ich befand mich mit ihr und mit meinem Vater allein, der aber weder Muth, noch Kraft hatte, mich zu vertheidigen. Endlich ließ sie zwei Bedienten kommen, die mich halb todt in einen Wagen schleppten. Ich hatte nnn neuerdings den Gebrauch meiner Sinne verloren, als er, ich weiß nicht nach wie langer Zeit, sich wieder einstellte und ich die Augen öffnete, befand ich mich in einer Kammer, die das vollkommene Aussehen eines Gefängnisses hatte, und nichts enthielt als ein Bett, zwei Stühle und einen alten Tisch; die Fenster waren so hoch an der Wand angebracht, daß ich sie auf keine Weise erreichen konnte und zudem noch mit Gittern von dicken Eisenstäben wohl versehen. Von tausendfachem Argwohn geplagt, brachte ich den Rest des Tages in Kummer und Thränen zu. Gegen Abend hörte ich ein Geräusch von Schlüsseln von aussen, als die Thüre sich öffnete, sah ich eine Frau, von Abscheu erregendem Aussehen, mit einem kleinen Körbchen in der Hand, eintreten, das sie, nachdem sie mich unverschämt fest ins Auge gefaßt hatte, auf den Tisch niederstellte und ohne den Mund zu öffnen wieder fortgieng. Ich untersuchte nun dieses Körbchen, und fand darin eine Flasche Wasser, zwei Eyer und Brod. Aber ich war ausser Stand eine Speise zu mir zu nehmen, ich nährte mich, während des ganzen Laufes meiner Gefangenschaft, die vierzehn Tage dauerte, mehr von meinen Thränen, als von etwas Andrem. Ich glaube, daß die Verzweiflung mich getödtet hätte, wenn ich nicht durch Nachdenken die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß jedes, selbst das größte Unglück erträglicher seie, als einen stinkenden Cadaver zu heirathen, was in der That der mir ange-

botene Bräutigam war. Ich begann schon Verdacht zu haben, daß dieses Gefängniß meine Todtenkammer sein werde, als ich in der Nacht, nach dem vierzehenten Tag, schon zu ziemlich vorangerückter Stunde, nachdem ich mich schon schlafen gelegt hatte, die Thüre ganz leise öffnen hörte, und eine Frau mit einer angezündeten Laterne eintreten sah, die mir ganz leise sagte: fürchten Sie nichts, meine Tochter, ich bin ihre Säugamme; sie umarmte mich mit Lebhaftigkeit, und nachdem sie mich mit Thränen benezt hatte, ermahnte sie mich augenblicklich aufzustehen, mich anzukleiden, und ihr zu folgen. Ich wußte, daß diese Frau mich so sehr liebte, als ihr eigenes Leben, und deßhalb zauderte ich auch keinen Augenblick ihr zu gehorchen. Sie half mir mit Eilfertigkeit mich anzukleiden, und so wie ich fertig war, stiegen wir die Treppe hinunter. Vor der Hausthüre hielt eine Postchaise mit vier Pferden bespannt, einem Kutscher und einem jungen Mann in Reisekleidern, der einen Mantel und Männer-Hut in der Hand hielt. Von Neuem umarmte mich meine Amme und sagte mir die vom heftigen Weinen unterbrochenen Worte; oh meine Tochter, meine Gebieterin, dieses ist die einzige Art, der alleinige Weg zu ihrer Flucht, der einzige Weg ihre Freiheit zu erlangen. Dieser ist mein Sohn, der Sie in einen sichern Zufluchtsort begleiten wird, er wird ihr treuester Diener sein, so gewiß als ich selbst es immer sein könnte. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, die Zeit ist zu kostbar, das Uebrige erfahren Sie durch ihn. Dann warf sie mir den Mantel um, setzte mir den Hut auf den Kopf und ließ mich in den Wagen steigen.

Wir fuhren so schnell, daß wir in wenigen Stunden in Garigliano angelangt waren. Den zweiten Tag Tag kamen wir nach Rom und den dritten nach Florenz. Wir verweilten nirgend, weder bei Tag noch bei Nacht, als in Padua, wo ich ein wenig auszuruhen verlangte. Mein Reisegefährte wollte aber nicht länger bleiben, als

über Nacht: ich hatte von ihm erfahren, wie es meiner Amme gelungen war, die Wachsamkeit der Wächter, welche jene Grausame gedungen hatte, zu täuschen, wie sie beschlossen hatte mich in meinem Gefängnisse umkommen zu lassen, das in einem drei Meilen von Neapel entfernten Familien Schloß war, wenn ich mich nicht dazu verstände jenes Ungeheuer zu heirathen, und daß sie hiezu durch das Versprechen von ihm war verleitet worden, er werde ihr, als Ersatz für ein großes Lehngut, welches mir von Seite meiner Mutter her zugefallen war, eine sehr große Summe auszahlen. — Ausserdem hatte ich die Geschichte dieses abgeschmackten Schwelgers gehört, der trotz aller seiner Größe noch keine Frau gefunden hat, die ihm nicht ihre Hand versagt hat, und zwar nicht allein wegen der Mißgestalt seines Körpers, sondern noch mehr wegen der Niderträchtigkeit seiner Seele. Es schien mir, als wäre ich von einem Schiffbruch, oder von einem Erdeben gerettet worden, wofür ich der Vorsehung von ganzem Herzen dankte. — Aber weder mein Reisegefährte noch ich wußten, welchen Weg wir einschlagen sollten, um mir meine Freiheit und meine Ruhe zu erhalten. Er hatte mir schon einen Beutel mit Gold und ein Kästchen mit Edelsteinen gegeben, welche Eigenthum meiner Mutter gewesen waren, und die mein unglücklicher Vater, ich weiß nicht auf welche Weise, gerettet und meiner Amme für mich übergeben hatte; indem er ihr nicht nur seine Zustimmung zu meiner Befreiung gab, sondern sie selbst inständig bat, sie auszuführen. Aber diese Reichthümer waren mehr geeignet zu meiner Entdeckung beizutragen, als mein Verborgenbleiben zu sichern. Da mir der Aufenthalt in Padua gefährlich schien, so beschlossen wir uns nach Venedig zu begeben, wo das Tragen der Masken so sehr in Gebrauch war, daß es mir viel leichter wurde unerkannt zu bleiben, als anderswo. Ich schaffte mir noch aus größerer Vorsicht, Männer-Kleidung an, und nahm mir in der gewöhnlichen Barke von Padua

einen Platz zu meiner Ueberfahrt. Es waren diesen Tag nur drei Passagiere in der Barke; zwei Frauen, von ärmlichem Aussehen und ein junger Herr, welcher dem Titel nach, den ihm die Frauen gaben, ein Venetianischer Adelicher zu seyn schien. Er hatte feine, höfliche Manieren und war von angenehmen, persönlichem Aeusseren. Ich stellte mich, als wäre ich unwohl; sprach sehr wenig, und hielt mein Gesicht so bedeckt, daß es unmöglich war, mich ganz sehen zu können. Dessen ungeachtet waren wir noch nicht zwei Stunden beisammen, als er schon wegen meines Geschlechtes Verdacht schöpfte, und es mir ganz unverholen sagte. Die Röthe, die mein ganzes Gesicht überlief, und meine Verlegenheit, die ich nicht verbergen konnte, vermehrten noch seine Muthmaßungen und machten ihn dreister. — Doch hatte er die Bescheidenheit leise zu sprechen, so daß wenigstens die beiden Frauen, die zugegen waren, nicht verstehen konnten, was er mir sagte. Da ich keine Möglichkeit fand ihm auszuweichen, so bat ich ihn zu schweigen und versprach ihm, nach unserer Ankunft in Venedig seine Neugierde. wenigstens theilweise, zu befriedigen. Er gab mir indessen zu verstehen, daß er von der alt adeligen Familie Moc.....o sei; die eine der ersten des venetianischen Adels ist. Als wir in dieser Stadt angekommen waren, wollte er mich in einen Gasthof begleiten, wo ich, theils verführt von dem guten Anschein und noch mehr aber von dem großen Bedürfniß in meinen Umständen mir eine Person von Gewicht und einem gewissen Ansehen zu gewinnen, ihm sogleich einen Theil und einige Tage später das Uebrige meiner Geschichte mittheilte. Im Laufe von acht Tagen war unser Umgang ein Gemisch von Freundschaft und Liebe geworden. Ich war nicht in ihn verliebt, aber ich war im Begriff es zu werden. Er hatte Geist, Lebhaftigkeit und war wohl erzogen. Da ich glaubte in gute Hände gerathen zu sein, so hatte ich keine Schwierigkeit meinem Gefährten zu erlauben nach Garta zurück-

zukehren, wo er seine vielgeliebte Frau und drei Söhne zurück gelassen hatte. Ich miethete mir nun ein kleines Häuschen und lebte stets sehr eingezogen; doch war ich nie ganz frei von Unruhe. Moc. bemerkte es eines Tages und sagte mir: Ich sehe, daß Sie nicht ruhig sind, Sie würden es vielleicht werden, wenn Sie meine Frau wären, was mich anbelangt, so bin ich bereit Sie zu heirathen, so wie es Ihnen gefällig ist. Er konnte nämlich frei und unumschränkt über seine Person verfügen. Ich forderte von ihm einige Bedenkzeit, bevor ich ihm antwortete, obgleich mir sein Vorschlag nicht mißfiel. Eines Abends kam er zu einer ungewöhnlichen Stunde mich zu besuchen, und forderte von mir hundert Zechinen, um sie mir am folgenden Tag wieder zurückzu geben. Ich hatte nicht den geringsten Anstand sie ihm sogleich zu geben, und nicht den mindesten Gedanken von Verdacht. Er unterließ nicht, mich zu besuchen, aber sprach mehrere Tage nicht mehr von diesem Gelde. Eines Morgens schrieb er mir ein Billet, schickte es durch seinen Bedienten und forderte nun noch hundert Zechinen. Ich hatte ausser meinem Kistchen mit Juwelen von nicht geringem Werth, noch viele spanische Dublonen, da mich also diese Summe nicht incommodirte, so schickte ich ihm auch das zweite Hundert.

Doch begann ich Verdacht zu schöpfen, daß der arme Cavalier, wie beinahe alle venetianischen Edelleute, dem Laster des Spiels fröhne. Ich entdeckte ihm freimüthig meinen Verdacht, und er bekannte mir aufrichtig seinen Fehler. Ich konnte selbst aus seinen Reden schließen, daß er in jenem Carneval ausserordentlich großen Verlust erlitten habe, der nicht leicht mehr zu ersetzen seie. Es ist wahr, daß er mir versprach dem Spiel zu entsagen, bemerkte aber bald, daß seine Versprechungen denen, aller lasterhaften Spieler ganz ähnlich waren. Seine Besuche wurden weniger häufig, auch nicht mehr so lange als in Anfang. Er war melancholisch und nachdenkend, und hatte immer einige Ent

schuldigungen in Bereitschaft mich beim Ausgehen nicht begleiten zu dürfen, obgleich er wußte, daß ich bei keiner Gelegenheit ohne ihn das Haus zu verlassen gewohnt war. Diesem seinem Benehmen verdanke ich das Vergnügen ihrer Bekanntschaft. Er sollte in demselben Caffe sein, in welchem Sie, am Tage unsers ersten Zusammentreffens gewesen sind. Da Sie sowohl in Figur, als Kleidung viel Aehnliches mit ihm haben, und überdies im Masken Anzug waren, so konnte sich mein Gondolier leicht irren und so gleitete er Sie, statt seiner in meine Gondel.

Mocenigo war vom Spiel festgehalten, und da ich wußte, welche Häuser er besuchte, gieng ich hin um ihn aufzusuchen. Bei dieser Lage der Dinge habe ich nun für gut gehalten mit ihm zu brechen und jede Verbindung aufzuheben. Ob er in eine andre Frau verliebt ist, oder ob die Leidenschaft des Spiels allein sich seiner so bemächtigt hat, daß ihm kein Raum mehr für eine andre Leidenschaft blieb, weiß ich nicht, es scheint mir aber, daß seine Liebe zu mir nicht nur abgenommen hat, sondern ganz erkaltet ist. Er fügte sich leicht in meinen Entschluß, und gieng einige Zeit aufs Land. Damals habe ich dann nach Ihnen geschickt; da ich aber vernommen hatte, daß Sie abgereist seien, so hatte ich schon alle Hoffnung aufgegeben, Sie je wieder zu sehen. Nun sind Sie aber doch bei mir, und haben meine Angelegenheiten und meine Umstände vernommen. Wenn Ihr Herz frei ist (was freilich in ihrem Alter sich kaum erwarten läßt), wenn Sie den Muth haben Ihr Vaterland zu verlassen und die schönen Sachen Alle wahr sind, die Sie mir am Tage sagten, als wir uns das erste mal gesehen haben, so mache ich Ihnen ein Geschenk mit meiner Person, und mit Allem, was ich besitze, was wohl hinreichen wird, daß wir damit in einem andern Welttheil anständig leben können. Ich bin zufrieden, wenn ich nur ein Land finde, in welchem ich nicht mehr Gefahr laufe, meiner Freitheit

beraubt zu werden; denn meine Ruhe scheint mir hinreichend gesichert zu sein, wenn ich einmal bei Ihnen sein werde. So großmüthig und schön auch dieses Anerbieten scheinen mag, so hatte ich dennoch nicht den Muth es anzunehmen, bevor ich die Sache erst reiflich überlegt hatte. Ich forderte von ihr also nur drei Tage um mich darüber zu erklären, die sie mir nicht ohne Empfindlichkeit und wie mir schien, mit Widerwillen gestattete. Es schien, daß diese Unglückliche eine innere Ahnung von dem traurigen Schicksal gehabt habe, das über ihrem Haupte schwebte. Ich blieb zwei Stunden bei ihr. Als ich nach Hause kam hatte ich eine Eifersucht-Scene mit meinem Dämchen. Den Rest der Nacht brachte ich mit Ueberlegen und Nachdenken zu. Es war schwer zu bestimmen, welche der beiden die schönste seie, obgleich sie so verschieden von einander waren, als man sich möglicherweise nur denken kann. Die Venetianerin war klein, niedlich, zierlich; weiß wie Schnee, mit zwei zärtlich schmachtenden Augen und zwei anmuthige Grübchen zierten ihre Wangen, die frisch aufgeblühten Rosen am ähnlichsten waren. Alle ihre übrigen Körpertheile waren vollkommen regelmäßig. In Betreff des Geistes hatte sie zwar keine sehr große Bildung, die Natur hatte sie mit so vieler Grazie in ihren Manieren und mit so großer Lebhaftigkeit in der Unterhaltung beschenkt, daß sie sich nicht nur in die Seele einzuschmeicheln wußte, sondern auch jedermann bezauberte. Die Andre aber war eher groß und hatte ein majestätisches, Ehrfurcht gebietendes Ansehen. Sie war eine starke Brünette mit pechschwarzen Augen und Haaren, und obgleich ihre Formen nicht ganz regemäßig waren, so standen sie doch in einem so vollkommenen Einklang zu einander, daß sie vereint ein wundervolles, schönes und höchst angenehmes Ganzes bildeten.

Diese ihre Schönheiten waren noch durch Grazie und einem äußerst gebildeten Geiste beseelt, und hatten in ihrem Gefolge auch eine gut gefüllte Börse mit spani=

schen Dublonen und ein Kistchen mit Juwelen, die sie mir zu zeigen keinen Anstand nahm. Ich fühlte im Herzen zwar mehr Neigung für die Erste, weil ich sie schon länger kannte und liebte, aber die Vernunft sprach für die andre, die mir auch unendlich wohlgefiel und mit der ich nach meinen Ansichten glücklich seyn mußte.

Während ich in meiner Wahl noch zweifelhaft und unentschlossen war, bestimmte mich ein Ausbruch von Eifersucht der Venetianerin, für die Andre. Es waren seit meiner Rückkehr in diese Hauptstadt, nicht drei, aber schon acht Tage vergangen.

Ich verfehlte nicht Mathilden mehrern male täglich meine Besuche abzustatten, und blieb eines Abends länger bei ihr als gewöhnlich, im Weggehen sie sagte mir, Da Ponte, die Sache muß ein Ende nehmen; entweder verlassen wir morgen Venedig, oder gehe ich in ein Kloster. Ich schwur ihr sie morgen zufrieden zu stellen, das heißt ihr zu sagen, was ich zu thun beschlossen habe. Zu Hause traf ich den losgeketteten Teufel an. Die A. kam mir mit einem Dolch in der Hand entgegen, und ich weiß wirklich nicht ob sie mich, oder sich selbst verwunden wollte. Es gelang mir zwar sie zu entwaffnen; aber diese Scene erregte meinen Abscheu. Nachdem ich diese Waffe zerbrochen hatte, begab ich mich auf mein Zimmer. Auch sie folgte mir, einige Minuten nachher, und wir schlossen Friede. Sie verließ mich nachher um zu Bette zu gehen, und ich gieng neuerdings ausser Haus, begab mich in die Wohnung der Neapolitanerin, entschlossen mit ihr abzureisen und ihr Genf oder London als ihren und meinen Zufluchtsort vorzuschlagen. Zwei Uhr nach Mitternacht war noch nicht vorüber, ich klopfte mehreremale mit den Händen und mit den Füßen an der Thüre, bevor man mir öffnete; endlich kam eine Alte herunter, die den Dienst einer Kammerfrau versah und sagte mir unter Thränen, daß kurze Zeit, nachdem ich fortgegangen wäre, der Diener der Inquisitoren des Staats, im Gefolge von eini-

gen Häschern die Unglückliche aus dem Bette aufgehoben, und mit allen ihren Koffern in einer Gondel abgeführt haben. Mein Schmerz überstieg alle Schranken. Das tiefe Geheimniß, womit dieses teuflische Tribuna seine grausamen und gewaltthätigen Rechtssprüche zu bedecken gewohnt war, und der Schrecken, den allgemein seine schrecklichen Urtheile bei allen Venetianern hervorbrachten, ließ mich nicht nur verzweifeln ihr auf irgend eine Art Beistand leisten zu können, ja es raubte mir auch alle Hoffnung, je entdecken zu können, was aus ihr geworden seie.

Ich machte mir Vorwürfe, einiger [Massen durch meine ungerechte Unentschlossenheit die Ursache ihres Unglücks gewesen zu sein, und dies verdoppelte mein Bedauern, und meine Gewissensbisse; ich mußte mich indessen dem Recht des Stärkern unterwerfen und mich begnügen im Stillen einige Thränen über das grausame Schicksal dieser schönen Jungfrau zu vergiessen, von der ich volle zwölf Jahre keine Nachricht mehr erhalten konnte. Als der Cavalier Foscarini, Gesandter der Replick beim römischen Kaiser von mir dieses Geschichtchen erzählen hörte, sagte er mir nach vielen gegenseitigen Ausrufungen, daß Mathilde auf Befehl ihrer Verfolgerin festgenommen, und in das Kloster der Bekehrten gebracht worden war, daß er sie ganz genau gekannt habe, und daß es ihm endlich gelungen seie, sie, nach sechsjähriger Gefangenschaft aus dem Kloster zu befreien, und ihrem Vater zurück zu senden, der sie nach dem Tode seiner Gattin zur Leitung seines Hauswesens bestimmt habe. Kaum war diese Rivalin erfernt, so kehrte ich selbst wieder in meine alten Fesseln zurück, die mir während voller zwei Jahren noch viel drückender und viel lästiger wurden, als zuvor. Meine Geliebte hatte eine Leidenschaft für großes Spiel und war wegen dieser Wuth in einer beständigen Aufregung. Ihr Bruder, ein unverschämter, eigenmächtiger, hartnäckiger Jüngling, war zu unserem großen Unglück noch viel

mehr diesem Laster ergeben, als sie, und ich war in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihm noch schmeicheln zu müssen. Ich half ihm theils aus Höflichkeit, theils aus langer Weile. Nach und nach wurde auch ich Spieler. Da weder sie noch ich reich waren, so hatten wir in kurzer Zeit unsere ganze Baarschaft verloren. Nun fiengen wir an Schulden zu machen, zu verkaufen, in Versatz zu geben, und sehr bald war unsere geringe Garderobe geleert. Es war in jener Zeit das berühmte Spielhaus in Venedig offen, das allgemein unter den Namen Ridotto bekannt ist, in welchem die reichen Edelleute das ausschließliche Recht hatten, mit ihrem eigenen Gelde Bank zu halten, die Armen aber um hohen Preis, mit dem Geld anderer und größtentheils mit dem, der dienstfertigen Nachkommen Abrahams. Wir giengen alle Abende dahin, und alle Abende, wenn wir nach Hause zurückkehrten, verfluchten wir das Spiel und seine Erfinder. Dieses Haus war nur im Carneval geöffnet. Der letzte Tag war herbei gekommen und wir hatten weder Geld, noch die Mittel uns welches zu verschaffen. Von der lasterhaften Gewohnheit und noch mehr von der trügerischen Hoffnung, die alle Spieler beseelt, angespornt, verkauften und verpfändeten wir einige Kleider, wofür wir zehen Zechinen erhielten. Wir giengen nun in den Ridotto und verloren in einem Augenblick auch diese. Man kann sich denken, in welcher Stimmung wir die Säle verlassen haben. Wir giengen schweigsam gegen den Ort hin, wo wir gewohnt waren eine Gondel zu nehmen. Der Führer derselben kannte mich. Ich hatte ihn mehrere Male freigebig bezahlt. Als er uns melancholisch und stumm sah, so witterte er den Grund davon und fragte mich, ob ich Geld bedürfe. Da ich glaubte, er spasse, so antwortete auch ich scherzend, daß ich fünfzig Zechinen bedürfe.

Er betrachtete mich lächelnd, und ohne ein Wort weiter hinzu zu fügen, ruderte er nach einem kleinen Zwischenraum singend fort, und hielt an der Ueberfahrt

bei den Gefängnissen still. Er stieg nun aus seiner Gondel, kehrte aber in wenigen Minuten zurück, legte mir fünfzig Zechinen in die Hand und sagte in seiner gefälligen venetianischen Mundart, brummend zwischen den Zähnen: Gehe, gewinne, und lerne die venetianischen Gondelführer kennen. Mein Erstaunen war sehr groß. Bei dem Anblick dieses Goldes war die Versuchung so groß, daß sie keiner Ueberlegung mehr Raum gab, die ich schon aus Zartgefühl, unter andern Umständen, nie würde unterlassen haben. Wir kehrten im Augenblick auf den Ridotto zurück. Als ich in den ersten Saal eingetreten war, nahm ich eine Karte, trat an eine Bank, setzte auf dieselbe die Hälfte meines Geldes, das sich auch verdoppelte. Nun begab ich mich von dieser Bonk an mehrere andere und spielte länger als eine halbe Stunde mit entschiedenem und so anhaltendem Glücke, daß ich in weniger als eine Stunde mit Gold beladen war. Nun zog ich meine Gefährtin nach der Treppe hin, ging rasch hinab, lief mit ihr zu der Gondel, und nachdem ich dem dienstfertigen Gondolier sein Geld, mit einem reichlichen Geschenk, zurückgegeben hatte, befahl ich ihm uns nach Hause zu führen. Im Zimmer angelangt, hatte ich kaum die Taschen geleert, und alles Geld auf einen Tisch zusammen gethan, so hörten wir an der Hausthüre klopfen. Es war der Bruder meiner Dame. Sobald er dieses Gold bemerkt hatte, stieß er einen Freudenschrei aus, warf sich darüber her mit seinen barnabottischen*) Klauen, und bemächtigte sich desselben, steckte ohne Zaudern einen Theil in die Taschen, und den Rest that er in zwei Sacktücker; während sich zwischen uns beiden folgendes Gespräch entspann. Bernabotte: Haben Sie dieses Geld im Spiel gewonnen? D. P. Ja Exellenz. Barnab: Haben Sie

---

*) Die armen venetianischen Edelleute wohnten gewöhnlich in der Gegend von St. Barnaba, weßhalb sie Barnabotten genannt wurden.

es gezählt? D. P. Nein Excellenz. Barnab: Haben Sie Lust es zu verdoppeln? D. P. Ja Excellenz. Barnab: Ich werde damit im Ridotto Bank geben, zweifeln Sie nicht am Erfolg. D. P. Nein Excellenz. Da dieses Nein ihm nicht deutlich genug zu seyn schien, so fügte er, die Zähne blökend, die von ungewöhnlicher Größe waren noch bei. Barnab: Excellenz Ja. Excellenz Nein wollen Sie, oder wollen Sie nicht? D. P. Excellenz Ja, Excellenz Ja. (Was hätte es mich auch geholfen nein zu sagen.) Barnab: Wohlan nehmen Sie meine Schwester mit und folgen Sie mir. D. P. Exellenz Ja. Bernab: Lassen Sie nicht auf sich warten. D. P. Excellenz Nein. Während er dieses sagte, lief er schon die Treppe hinab, und ich folgte ihm, mir in den Haaren kratzend, mit seiner Schwester und verfluchte die Excellenz ja, das goldne Buch, und die ganze Einwohnerschaft zu St. Barnaba. Im Ridotto angelangt, legte er alles Gold auf einen der Spieltische auf, und fing an ein Karten-Spiel zur Hand zu nehmen, und es zu mischen. Sogleich kamen mehrere Spieler herbei, unter denen viele von denen waren, die früher an mich verloren hatten. Da die Verhältnisse zwischen uns allgemein bekannt waren, so beurtheilte man die Sache nach der That, und dieses feuerte Alle um so mehr an, weil sie Lust hatten ihr verlorenes Gold wieder zu gewinnnn. Mitternacht war schon vorüber, und alle andre Bankhalter hatten ihre Karten schon niedergelegt.

Man spielte also verzweiflungsvoll: in den beiden ersten Taillen begünstigte ihn das Glück im höchsten Grade. Er hatte einen kleinen Berg von Gold vor sich aufgehäuft. Ich saß auf einer, seine Schwester auf seiner andern Seite. Wir wagten nicht zu sprechen, aber wir gaben ihm mit den Augen, Händen, Füßen, Zeichen daß er nun aufhören solle, aber Alles vergebens. Nun begann er zwar die dritte Taille, aber er endigte sie nicht; gegen die Mitte derselben war schon alles Gold

fort, und er legte mit bewunderungswerther Kaltblütigkeit die Karten nieder.

Er sah mich an, lächelte, und schüttelte den Kopf; und indem er die Schwester bei der Hand nahm, sagte er mir gute Nacht und ging. Wie es mir dabei zu Muth war, bedarf ich wohl nicht zu sagen. Ich ging in die Seufzerkammer: so nannte man ein gewisses Zimmer, in welchem die Verliebten und die unglücklichen Spieler sich zu begeben pflegten, um sich zu unterhalten, zu seufzen, oder um zu schlafen. Nach einiger Zeit schlief auch ich ein und erwachte erst bei hellem Tage, als die ganze Gesellschaft das Haus bereits verlassen hatte, mit Ausnahme der Wenigen, die gleich mir verschlafen waren.

Neben mir saß ein maskirter Mann, der, nachdem er mich erwacht sah, mich um zwei Sous bat. Vergebens suchte ich in meinen Taschen nach, endlich fand ich doch noch unerwartet in einer Seiten-Tasche einige Zechinen, die in meinem Sacktuch verborgen waren, wovon ich nichts wußte, und sie daher nicht mit dem Gold herausnahm, das ich in andern Taschen hatte, und das von meiner gierigen Excellenz sogleich in Empfang genommen wurde. Es kostete mich viele Mühe meine freudige Ueberraschung zu verbergen. Da ich keine kleine Münze hatte, so bot ich meinem Nachbar einen Zechine an. Anfangs weigerte er sich ihn anzunehmen, aber nachdem er mich fest ins Auge gefaßt hatte, nahm er ihn und sagte, daß er es aber bloß unter der Bedingung thue, ihn mir in seinem Hause zurück geben zu dürfen. Dann nahm er eine Karte und schrieb auf die Rückseite die Straße und die Nummer seiner Wohnung, und versicherte mich, indem er mir diese Karte zustellte, daß es mir nicht unangenehm sein werde, ihm einen Besuch gemacht zu haben. Aber ich hatte keinen andern Gedanken als an das gerettete Geld, und mehr noch an meine Freundin, ich steckte diese Karte in die Tasche

ohne mich weiter darum zu bekümmern, und begab mich in einem Laufe nach Hause. Sie stand am Fenster mich zu erwarten, gab mir ein Zeichen nicht zu klopfen, sie kam selbst herab um mir die Thüre zu öffnen, näherte sich mir; ohne mich zum Wort kommen zu lassen sagte sie: gehen Sie gleich in das nächste Caffe, und kommen Sie nicht wieder zurück, als bis ich Sie rufen lasse; hierauf schloß sie die Thüre und begab sich wie zuvor ans Fenster. Ich wußte nicht was ich hievon denken sollte; begab mich indessen in das Caffe; wo nachdem ich zwei lange Stunden gewartet hatte, der Bediente eintrat, mir ein Zeichen gab herauszukommen um ihm zu folgen.

Er führte mich in ein wenig besuchtes Gäßchen, an dessen Ende mich meine Schöne erwartete. Wir stiegen gleich in eine Gondel, wo sie in Schluchzen und ununterbrochenes Weinen ausbrach. Ich konnte mir die Ursache davon nicht denken. Wenn Sie über den Verlust des Geldes weinen, sagte ich ihr, so trösten Sie sich. Nein, nein, unterbrach sie mich. Ich weine wegen meines grausamen Schicksals, ich weine wegen der Ungerechtigkeit meines Bruders. Er will mir nicht gestatten, Sie wieder zu sehen, und noch weniger zugeben, daß Sie ferner bei uns wohnen bleiben. Der Verräther, der nun glaubt von Ihnen nichts mehr bekommen zu können, nachdem er Ihnen schon Alles geraubt hat, hat den Plan gemacht, einen reichen Schuft im Hause einzuführen, und was das Schlimmste ist, Ihren unversöhnlichen Feind. Weil ich überzeugt war, daß sie diese Thränen mit aufrichtig treuem Herzen vergoß, so wollte ich sie so schnell als möglich von ihrem Kummer befreien, und ließ ihr eine Hand voll klingender Zechinen in den Schooß fallen. Nun leuchtete augenblicklich ein freudiges Lächeln auf ihrem Gesichte, ihre Freude vermehrte sich aber stets, nach Maßgabe, als ich ihr mehr Geld zeigte.

Ich erzählte ihr dann die Geschichte von den zwei Sous, wir zählten mit unaussprechlichem Jubel, wie

wohl jedermann glauben wird, hundert und sieben Zechinen. Nach vielen gegenseitigen Freuden-Bezeugungen überlegten wir reiflich, wie wir uns wohl am besten gegen den Bruder zu benehmen hätten. Dieses Metall allein hatte die Gabe jenes Unthier zu zähmen. Wir kamen nun auf den Gedanken, ihn glauben zu machen, daß ich das Geheimniß besäße, Gold zu machen, was die Schwester auf bewunderungswürdige Weise zu Stande brachte. Es fehlte indessen nicht viel daß, wie wir später sehen werden, mich dieser Spaß das Leben gekostet hätte. Se. Excellenz hatten schon dem Bedienten Befehl gegeben, mein Bett zu verkaufen und ihm das Geld zu geben was er dafür lösen werde, dießes war nämlich das einzige Stück meiner Mobilien, was mir von seiner gränzenlosen Gefräßigkeit bis dahin zu erhalten gelungen war. Der Bediente aber, der mich mehr liebte als ihn, hatte es nur in Versatz gegeben, und ihm sechs Zechinen dafür gebracht. Mit diesen war er fortgegangen um zu spielen. Da mir der Ort bekannt war, den er gewöhnlich besuchte, so begab auch ich mich eiligst dahin und begann nahe bei ihm zu spielen. Er grüßte mich nicht als ich eintrat; ich legte einige Zechinen auf den Tisch, und that dergleichen als hätte ich seine Gegenwart nicht bemerkt. Der Anblick meines Goldes reizte ihn. — Er grüßte mich augenblicklich mit rührender Zärtlichkeit, drückte mir die Hand und lächelte. Einige Minuten nachher forderte er mir ganz leise zehn Zechinen, ich gab ihm deren zwanzig, mit welchen er so glücklich war, fünfzig zu gewinnen. Er war außer sich vor Freude, und wollte mir die zwanzig zurückgeben, die er von mir erhalten hatte, ich drang aber in ihn, sie, als Glücksgeld, zu behalten. Wir gingen, nach beendigtem Spiel, zusammen fort, und schlugen den Weg ein der zu seiner Wohnung führte. Unterwegs erschöpfte er sich in Entschuldigungen über das in verflossener Nacht verlorene Geld, und machte mir tausend Fragen über das was

mir so wundersamer Weise geblieben war. — Ich versicherte ihn, daß ich mich nicht wegen des verlorenen Geldes bekümmere, und daß, wenn er bescheiden sein wolle, mich nicht um Sachen zu fragen, die ich ihm doch nie würde sagen können, er immer bei mir einige Zechine finden werde, die ich ihm geben könne. Er umarmte mich nun mit Herzlichkeit, betheuerte mir, daß er nie suchen werde, in irgend eines meiner Geheimnisse einzudringen, und bat mich, in dem Laden eines Buchhändlers, den ich häufig besuchte, nur einige Augenblicke zu verweilen, lief schnell nach Hause, wo er seiner Schwester viele schöne Sachen von mir zu erzählen wußte, befahl das Bett sogleich wieder auszulösen, und kam dann eiligst wieder um mich abzuholen. Während mehrerer Wochen spielte er immer mit Glück, aber alles, was er im Spiel gewann, gab er für hunderte von Lastern wieder aus, denn Se. Excellenz waren vom kleinsten zum größten mit allen vertraut.

Für einige Zeit hatte ich weder Verdruß noch Streit mit ihm. Es herrschte der vollkommenste Friede in der Familie; und was noch das sonderbarste ist, wir spielten, sowohl meine Freundin als ich, mit entschiedenem Glück, wodurch unsre pecuniären Verhältnisse ziemlich gehoben, wenigstens nicht vermindert wurden.

Ich kann hier unmöglich ein Geschichtchen mit Stillschweigen übergehen, das, so sonderbar und unglaublich es auch scheinen mag, dennoch nicht weniger wahr ist, als alle übrigen, in diesen Memoiren erzählte Begebenheiten.

Am ersten Sonntag der Fastenzeit, als ich mehrere Spielkarten aus meinen Kleidern nahm, kam mir auch jene in die Hände, welche mir der maskirte Mann im Ridotto gegeben hatte. Da mein Geist sich gerade in einer ruhigen Verfassung befand, so erwachte eine Neugierde in mir, ihn zu besuchen, um das Ende dieser Geschichte zu erfahren. Vor dem mir bezeichneten Hause gelangt, erregte sein Aeußeres den Zweifel in mir,

daß meine Hoffnung, auf irgend eine wichtige, interessante Begebenheit zu stoßen, in Erfüllung gehen werde. Ich mußte verschiedenemale klopfen, bis ich eingelassen wurde; endlich zog man an einem Seile, die Thüre ging auf, und ich begab mich in das zweite Stockwerk, wo mir, nachdem ich an einer andern Thüre geklopft hatte, auf die gleiche Art geöffnet wurde; in dem Augenblick, als ich in ein Zimmer eintrat, hörte ich eine Stimme, die mich bat, mich zu setzen, und nur einige Augenblicke zu warten. Nach einigen Augenblicken kam auch aus einem Seiten-Cabinette ein altes Männchen heraus, das mir nicht unbekannt zu sein schien. Er war anständig aber einfach gekleidet, von ehrfurchtgebietendem und sehr angenehmem Ansehen, der Klang seiner Stimme ging wirklich zum Herzen, und erregte die angenehmsten Empfindungen. Nachdem er mich sehr freundlich gegrüßt hatte, nahm er mich bei der Hand und führte mich aus diesem Zimmer, in welchem nur zwei Sessel und ein alter Tisch standen, in ein kleines Cabinet, dessen vier Seiten mit Bücher-Schränken verstellt, im übrigen aber mit vieler Bequemlichkeit möblirt war. Er ließ mich auf dem Sofa zu sich nieder sitzen, nahm mich fest bei der Hand und sagte mir: Ich danke Ihnen freundlicher junger Mann für die Gunst, die Sie mir durch ihren heutigen Besuch erzeigen; und wünsche, daß er für uns beide von angenehmem Erfolg seye. Ich wollte auf seine Höflichkeits-Bezeugung antworten, er verhinderte es aber, bat mich, ihn mit Ruhe stillschweigend anzuhören, und fuhr dann in seiner Rede fort: ich bin sehr alt wie Sie wohl sehen. Ich habe schon vor einigen Tagen das achtundsiebenzigste Lebensjahr zurückgelegt; nach dem natürlichen Laufe der Dinge bleibt mir nur noch kurze Zeit zu leben übrig, aber bevor ich diese Welt verlasse, möchte ich noch die letzte Hand an ein Werk legen, welches schon seit vielen Jahren alle meine Sorgen und Eifer vollkommen in Anspruch nimmt.

Auf Sie habe ich zu Vollendung dieser Angelegenheit meine Augen geworfen. Auf mich? — Ja auf Sie, aber unterbrechen Sie mich nicht. Meine Umstände sind, wenn wir die Last meiner Jahre und die Beängstigung meines Herzens, wegen der schon erwähnten Angelegenheit ausnehmen, so glücklich als ich es nur wünschen kann. Nehmen Sie sich aber den Umstand der zwei Sous, die ich Ihnen damals im Ridotto gefordert habe, und das Ansehen dieses Hauses nicht zur Richtschnur, um sich hievon eine richtige Idee zu bilden. Ich bin reich, gesund an Leib und Seele, und habe weder Schulden noch Gewissensbisse. Und weil ich die Absicht habe, daß Sie von Allem ganz genau unterrichtet werden, bevor Sie sich für etwas entscheiden, so will ich Ihnen vor Allem sagen, was ich in früheren Zeiten war, und was ich jetzt bin. Livorno ist meine Vaterstadt. Mein Vater war ein reicher Großhändler jener Stadt; er starb, und hinterließ mir im Alter von zwei und zwanzig Jahren, als seinem alleinigen Erben, das bedeutende Vermögen von fünfzig tausend Thalern. Ich hatte bis dahin von ihm, meinem eben so verständigen als wohlwollenden Vater, eine ausgezeichnet gute Erziehung erhalten. Meine Studien habe ich auf der besten und berühmtesten Universität in Florenz gemacht. Nach meiner Neigung wollte ich mich der Arzneikunde widmen; aber der Tod meines Vaters setzte mich in die Nothwendigkeit, wenigstens für einige Zeit, das Geschäft desselben fortzuführen, und so führte sie mich, ganz gegen meinen Willen, von der Universität zur Verwaltung und Leitung der Handlung. Schon nach vier Monaten bemerkte ich, daß ich in einem sehr gefährlichen Meere schiffte. — Ich ließ mich durch die Leichtgläubigkeit eines guten und mitleidigen Herzens verleiten, Geld auszuleihen, auf Credit zu geben, und selbst Allen zu schenken, die von meiner Unerfahrenheit Mißbrauch machen wollten, und so reichte das mir von meinem Vater hin=

terlassene Vermögen kaum noch um die Schulden zu bezahlen, die ich durch mein unkluges Benehmen gemacht hatte. Ich bezahlte jedoch Alle; aber es bemächtigte sich meiner eine unüberwindliche Abneigung und Haß gegen alle Handelsgeschäfte; und wenn ich diese nicht auch auf die Menschen ausdehnte, so erstreckte sie sich wenigstens auf ihre Handlungsweise, weil mir in meiner bedürftigen Lage Niemand auch nur einen Trost des Mitleidens, vielweniger der Dankbarkeit gespendet hatte; dieses ist mein Gemälde. Ich verließ nun heimlich Livorno, begab mich nach Bologna, und zwei Monate nachher nach Venedig. Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich von einem schleichenden Fieber überfallen, das mich nach und nach verzehrte, und mich zuletzt meinem Ende nahe brachte. Ohne Kleider, ohne Freunde, ohne Geld, sah ich mich am Ende genöthigt, Almosen zu fordern, um nur mein Leben zu fristen, das ich übrigens von keiner langen Dauer mehr hoffen konnte. — Ich befand mich nicht unglücklich bei diesem Handwerke. Während drei oder vier vollen Monaten kehrte ich alle Abende mit zehn oder zwanzig Lire in der Tasche nach Hause zurück, was wohl drei oder viermal so viel war, als ich zu meinen Lebensbedürfnissen brauchte. Trotz diesem dachte ich mehreremale diese Lebensweise aufzugeben, die mir für ein edles Herz nicht würdig schien, aber die Furcht eines Rückfalls in meine frühere Uebel, gerade wegen den Fehlern meines Herzens, und noch mehr die Ungewißheit welchem Stande ich mich widmen sollte, veranlaßte mich, während sieben und vierzig Jahren zu Fortsetzung dieses Gewerbs, während der langen Dauer desselben ich nicht nur meine volle Gesundheit wieder erlangte, sie wurde sogar durch Mäßigkeit, Nachtwachen, und beständige Bewegung in einem hohem Grad gestärkt und dauerhaft. Als ich das Alter von fünfzig Jahren erreicht hatte, nahmen meine Almosen in so hohem Grade zu, daß ich im Besitz von zehntausend

Dukaten*) war; ohne andre achttausend zu rechnen, die ich für meinen sparsamen Unterhalt, für eine nicht zu verachtende Büchersammlung und Almosen ausgegeben hatte, welch letztere durch Vermittlung meines Beichtvaters an Arme, die einer Unterstützung bedürftiger als ich waren, abgereicht worden sind. Damals kam ich in Versuchung zu den Gräbern meiner Eltern nach Livorno zurück zu kehren, wohin ich überdieß durch gewisse Geschäfte gerufen war; aber ich konnte mich nicht entschließen Venedig zu verlassen, wo ich so viele Freigebigkeit und Barmherzigkeit gegen alle Arme gefunden habe; und noch weniger wegen eines gewissen jungen Mädchens, von der ich Ihnen noch sprechen werde. Sie müssen nämlich wissen, daß ich kurz nach meiner Ankunft in Venedig, meine kleine Wohnung bei einer Wittwe genommen habe, bei der ich während zwei und zwanzig Jahren ununterbrochen wohnen blieb. Sie hatte nur ein Töchterchen von wenigen Monaten als ich sie kennen lernte. Sie war eine ehrbare, aber arme Frau, was hinreichend war daß mein Herz für sie sprach. Aber das Mädchen, das ich einige Jahre mit väterlicher Zärtlichkeit behandelte, wuchs unmerklich unter meinen Augen empor, und als sie das vierzehnte Jahr erreicht hatte, war sie nicht nur eine von Körper vollkommen ausgebildete Jungfrau, aber zugleich auch ein Wunder von Schönheit und Geist. — Die Mutter leitete ihre weibliche Erziehung, und ich unterrichtete sie, zu meinem Vergnügen, in der Literatur. Sie war zwölf Jahre alt als ich meinen Unterricht mit ihr begann. Es ist nicht möglich zu beschreiben welche reißende Fortschritte sie machte.

In ihrem siebzehnten Jahr schrieb sie, sowohl in Prosa, als in Versen mit einiger Eleganz. Ich war nicht von Stein, und verliebte mich so feurig in sie, daß ich nicht mehr ohne sie leben konnte. Es war zwi-

---

*) Silber-Dukaten, die ungefähr zwei Gulden betragen.
Anm. d. Uebers.

schen uns ein Alters-Unterschied von ungefähr fünf und dreißig Jahren, der aber dennoch nicht vermochte meine Leidenschaft zu mäßigen, viel weniger noch sie ganz zu erlöschen. Als ich eines Abends allein bei der Mutter saß, erzählte ich ihr meine ganze Lebensgeschichte, von der sie bis jetzt nur Bruchstücke wußte; und fragte sie dann, ob sie mir ihre Zustimmung zur Heirath ihrer Tochter geben wolle.

Gott behüte mich, sagte sie mir, daß ich Ihnen je irgend etwas abschlage, was in meiner Macht steht zuzugeben. Könnten Sie mit meiner Lisette eben so glücklich werden, als sie es gewiß mit Ihnen sein wird. Diese wenigen Worte enthielten Alles, was ich wünschte. Sie rief augenblicklich ihre Tochter, die vernünftig und sittsam war, und nach dem sie sie von Allem unterrichtet hatte, ganz heiter sagte, daß sie gerne thun werde, was ihre geliebte Mutter wünsche. Wenige Tage nachher war unsere Trauung.

Ich miethete alsdann dieses Häuschen, wo ich während sechzehn Jahren alle Glückseligkeit genoß, die irgend ein Lebender zu erreichen im Stande ist. Eine lange schmerzvolle Krankheit raubte mir nach dieser glücklichen Zeit meine Frau, die mir als Trost für mein Greisenalter nur eine Tochter hinterließ. Dieses ist das von mir begonnene Werk; ich möchte es bevor ich sterbe beendigen und, so viel es in meiner Macht ist, ihr eine glückliche Zukunft bereiten. Sie verdient es. Sie ist gutmüthig, nicht unwissend und mir scheint sie auch schön; aber die väterliche Zuneigung kann mich vielleicht täuschen. Sehen Sie sie, und urtheilen Sie dann selbst; dann will ich Ihnen das Uebrige mittheilen. Er verließ, nachdem er dieses gesagt hatte, das Zimmer, kam aber sogleich wieder zurück und brachte seine Tochter mit sich, die wirklich regelschön war.

Nach einigen stummen Verbeugungen und Complimenten setzten wir uns: hier, Annette, ist der Herr

von dem ich Dir gesagt habe, fuhr der Alte fort, den ich Dir als Gatten auserſehen habe, wenn Du ihm gefällſt. Dieſe Ueberraſchung hatte mich beinahe ganz der Sprache beraubt. Da er ſah, daß ich nicht antwortete, ſo fügte er hinzu: kommen Sie mit mir, ich will Ihre ſchüchterne Zunge ein wenig ermuthigen. Während er dieſes ſagte, nahm er mich bei der Hand und führte mich in ein drittes Zimmer; und indem er eine große eiſerne Kaſſe eröffnete, ſagte er nun will ich Ihnen das zeigen, was bis heute nec oculus vidit, nec manus tetigit. Es blitzten mir nun in verſchiedenen offenen Schachteln vielerlei Gold-Münzen von allerlei Gepräge in die Augen, die in der Mitte war die größte und enthielt nur Zechinen.

Dieſes ſind, ſagte er auf dieſe Schachtel zeigend, fünftauſend Zechinen, die ich Ihnen an dem Tage geben werde, wenn Sie meine Tochter heirathen. Nach meinem Tode, und früher, wenn es nöthig wäre, bekommen Sie noch viertauſend, das iſt alles, was ich beſitze; aber Sie müſſen mir verſprechen, ſich immer der Armen anzunehmen. Ich glaube Sie im Stande dieſes Verſprechen zu halten. Seit beinahe zwei Jahren habe ich meine Blicke auf Sie gerichtet. Ihre Perſönlichkeit hat mich angeſprochen, als ich Sie kaum geſehen hatte. — Mein Wohlwollen und meine Achtung für Sie wuchs noch bei den wiederholten Almoſen, die Sie mir an der Brücke von St. Georg geſpendet haben, wo ich ſeit einigen Jahren ſitze und Sie täglich vorüber gingen. Dieſe Almoſen, die ich von Ihnen erhielt, ſchienen mir eine um ſo merkwürdigere Sache, als ich ihre Vermögens-Umſtände kannte und daraus entnahm, daß ihr Herz zum Wohlthun geſchaffen iſt, was ich für den Inbegriff aller Tugenden, und für die Seele der wahrhaftigen Religion hatte.

Mein Erſtaunen war ſehr groß, aber es vermehrte ſich noch um vieles, als ich vernahm, daß er meinen Namen, meine Studien, meine Abentheuer und ſogar

meine Verhältnisse und Begebenheiten mit der Dame meiner Liebe und mit ihrem Bruder genau kannte. Man kann mir wohl glauben, daß ich verlegen war, zu antworten. Außer meiner leidenschaftlichen Liebe, von der ich damals ganz beherrscht war, und die mich hinderte ein Anerbieten anzunehmen, das in jeder Beziehung vortheilhaft scheinen mußte, stand mir noch ein großes Hinderniß im Weg, das ich ihm nicht offenbaren wollte; sein großmüthiges Benehmen verdiente jedoch meine Aufrichtigkeit, selbst auf die Gefahr hin, ihm zu mißfallen. Ich fühle tief, mein Herr, im Innersten meiner Seele, erwiederte ich endlich, den ganzen Werth des Gutes, das Sie mir anbieten; wollte Gott, daß ich der Besitzer davon werden könnte. Aber, weil ich nun einmal Ihrer Güte und Ihrem Anbieten nicht entsprechen kann, so werde ich Ihnen mit einem ganz aufrichtigen Bekenntniß entgegen kommen, das Sie unmöglich beleidigen kann. Ich gestehe Ihnen also offenherzig, daß ich nicht in der Lage bin, mich verehlichen zu können. Der gute Alte verstummte auf wenige Augenblicke, dann sagte er nur die wenigen Worte: mein lieber Sohn, es thut mir leid für Sie. Ich blieb den ganzen Ueberrest des Tages bei ihm und bei seiner Tochter; sie überhäuften mich beide mit Höflichkeiten und Gunstbezeugungen, und beide entwickelten, sowohl in ihren Reden, als in ihren Handlungen eine Seele, die mehr würdig war Regum turres quam pauperum tabernas zu zieren.

Ich war aber so in die andere Frau verliebt, daß es mir durchaus kein Opfer schien, wegen ihr dem mir angebotenen Glück zu entsagen.

Es stund nicht lange an, den großen Fehler einzusehen, den ich begangen hatte, das mir gemachte vortheilhafte Anerbieten nicht angenommen zu haben. Ich bereute es, aber zu spät. Wenige Monate nachher heirathete das liebenswürdige Mädchen einen jungen Venetianer, der mit ihr und dem Vater nach Wien

ging, um sich daselbst niederzulassen, mit dem ich später in sehr trauliche Verhältnisse kam, als ich mich in dieser Hauptstadt aufhielt. Ich kam am Abend etwas spät nach Hause und fand die Freundin von tausend Furien besessen. Bei ihren Anflügen von Eifersucht war sie ganz unvernünftig. Kaum war ich in ihr Zimmer getreten, so warf sie, ohne ein Wort zu sprechen, eine Flasche mit Dinte gegen mich. Ich hielt, durch eine instinktmäßige Bewegung die Hand vor mein Gesicht, um dieses zu schützen, was mir auch glücklicherweise gelang, aber das Glas, däs in dieselbe eindrang, verwundete mich dergestalt, daß ich während mehr als einem Monat von der Hand keinen Gebrauch machen konnte. Damit noch nicht zufrieden, obgleich sie bei dem Anblick meines Blutverlustes ausgesöhnt und mitleidig schien, kam sie Nachts, als ich schlief, in mein Zimmer, und schnitt mir mit einem Schnitte alle Haare ab, die auf den Hals herabfielen; sie bewerkstelligte dieses mit so vieler Geschicklichkeit, daß ich erst am folgenden Morgen bemerkte, wie das Beispiel des Simson von meiner Delila wiederholt worden war. Ihre Absicht dabei war, mich auf diese Weise zu nöthigen, das Haus nicht verlassen zu können, worin

„Man sehe, ob nicht die Liebe mich
ganz hirnlos gemacht hat,“

ich so blind war, ihr nachzugeben. Eine Nachgiebigkeit, die mich übrigens theuer zu stehen kam. Eine Dame von den ersten Familien des venetianischen Adels hatte mich als Lehrer ihrer beiden Söhne gewählt. Sie bezahlte mich mit großer Freigebigkeit und behandelte mich mit Freundschaft. Der Zustand, in welchem ich mich befand, verhinderte mich einige Zeit zu ihr zu kommen, was ihr sehr leid war, sie kam nun selbst mich zu besuchen, und klug und scharfsinnig wie sie war, bemerkte sie sogleich mit welcher Art Leute ich lebe; und am folgenden Tage erhielt ich meinen Abschied. Der Verlust dieser ehrenvollen Anstellung war mir in jeder

Hinsicht sehr nachtheilig, und zudem verlor ich mein ganzes Einkommen. Die Eifersucht jener Frau hatte den höchsten Grad erreicht. Ich verließ das Haus nie mehr als mit ihr und zwar nur bei Nacht. Wir gingen in Theater, Schauspiele und zu gesellschaftlichen Nachtessen, ich hatte sehr große Ausgaben und durchaus keine Einnahme. Auf diese Weise verminderten sich unsere schon an sich kleinen Reichthümer sehr, und das Glück hatte uns auch noch den Rücken zugewendet. Auch ihr Bruder fieng wieder an, meine Börse auszusaugen und meine Ruhe zu trüben. Als er eines Abends all sein Geld verspielt hatte, trat er drohend in mein Zimmer und forderte von mir mit bewaffneter Hand hundert Zechinen. Ich versicherte ihn, daß ich diese Summe nicht besäße; machen Sie sie; antwortete er, ich weiß wohl, Herr Lorenz, daß Sie Gold machen können, deßhalb verlange ich, und glaube mit Recht verlangen zu können, daß Sie auch mich dieses Geheimniß lehren.

Um diesen Bären zahm zu machen, mußte ich ihm alles Geld geben, das ich noch besaß, und ihm noch versprechen im Laufe von vier bis sechs Tagen den Rest, bis zum Belauf von hundert Zechinen einzuhändigen. Nun fing ich aber an die Augen zu öffnen und die Gefahr einzusehen, in der ich schwebte, den Ruf meines bürgerlichen Lebens für immer zu Grunde zu richten. Mein kluger und liebevoller Bruder, an welchen ich, ich weiß nicht ob durch Bande der Freundschaft oder die der Blutverwandtschaft mehr gefesselt war, bemühte sich oft mich aus meinem Schlafe zu erwecken; aber ich war zu sehr und gänzlich von den Leidenschaften des Spiels und der Liebe eingenommen und verblendet, daß ich die Kraft nicht erringen konnte, mich davon zu befreien, obgleich ich die Gefahr nur zu gut kannte, die mich bedrohte. Eine possierliche Begebenheit bewirkte endlich das, was weder treuer, brüderlicher Rath, noch tausend gemachte Verluste und bestandene Gefahren bei mir zu bewerkstelligen vermocht hatten. Ein

Priester im Friaul, der mein Mitschüler im Seminar zu Portogruaro war, und der ganz vertraulich mein Haus besuchte, kam eines Abends zu mir; was er immer zu thun gewohnt war, wenn er ein Mittagessen, Abendbrod oder dergleichen bedurfte, was gar häufig vorkam. Wir waren einige Stunden in angenehmer Unterhaltung beisammen. Nach dem Nachtessen verließ er mich. Einige Zeit nachher als ich ausgehen wollte, verlangte ich vom Bedienten meinen Mantel, weil es kalt, und eine regnerische Nacht war. Ich selbst hatte ihn auf einen Sessel abgelegt, der gewöhnlich in der Nähe der Treppe stand. Außer diesem Priester war denselben Tag niemand bei mir gewesen. Der Mantel war verschwunden, aber ich konnte unmöglich glauben, daß dieser ihn genommen habe. In demselben Augenblick kam mein Bruder zu mir und durchsuchte mit mir alle Winkel des Hauses. Der Bediente, der listiger als ich war, und überdieß jenen Priester nicht sehr liebte, sagte lächelnd: ich wette, daß ich ihren Mantel finde, und ging sogleich fort; als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, rief er mir zu: ihr Mantel befindet sich an einem ganz sicheren Orte. Unser Herr Abbé, hat ihn für achzig Lire in dem nächst gelegenen Magazin*) verpfändet. Ich wurde von dieser unerwarteten Nachricht ganz betäubt und hätte geschworen, ich träume. Mein Bruder ging nun mit dem Bedienten weg, bezahlte die Summe, um ihn wieder zu bekommen. Mit Thränen in den Augen brachte ihn mir mein Bruder zurück, und sagte mir ganz ruhig, siehe, lieber Lorenz, wohin Leidenschaften führen können. Einige Ge-

---

*) Es gab in Venedig einige Wirthshäuser, vielmehr Weinschenken, die man Magazine nannte, wo Jedermann Gegenstände von Werth verpfänden konnte, er erhielt dafür eine gewisse Summe von dem Wirth, zwei Drittheile baar und den Rest in Wein; er hatte das Recht das Pfand in einer bestimmten Zeit wieder einzulösen, mußte aber dafür die ganze Summe baar erlegen, jedoch ohne weitere Zinsen.

schäfte erlaubten ihm nicht länger bei mir zu verweilen. Als ich nun allein mir selbst überlassen war, dachte ich ganz ernstlich über die Sache nach. Wie, sagte ich mir selbst, es genügen also die Grundsätze der Religion, der Erziehung und der Ehre nicht einen Mann zu bezwingen, den die Leidenschaften leiten, ihn, wenn auch nicht von Leichtsinn und Muthwillen, aber wenigstens doch von solchen Handlungen abzuhalten, die im geselligen Leben mit Schmach und Unehre gebrandmarkt sind? Ein Mann, der unter dem Deckmantel der Gastfreiheit und der Freundschaft in mein Haus kommt, läßt sich so sehr verblenden, dem Wohlthäter, dem Freunde den Mantel zu stehlen? Das Spiel und die Liebe! Kaum waren diese beiden inhaltschweren Worte meinem Munde entschlüpft, so fieng ich an von Kopf bis zu Fuß für mich selber zu zittern, und nahm gesagt, gethan, den lobenswerthen Entschluß, nicht mehr zu spielen, die Geliebte und besonders diese verderbliche Hauptstadt zu verlassen. Ich nahm ohne Zeit zu verlieren die Feder und schrieb meinem Bruder diese wenige Sätze.

Hieronimus. Kein Spiel mehr, keine Liebschaften mehr, kein Venedig mehr! Ich würde augenblicklich abreisen, wenn ich Geld hätte. Aber ich lege das Gelübde ab, keine drei Tage mehr hier zu bleiben. Danken wir Gott und dem armen Dieb. Auf Wiedersehen morgen früh. Ich schickte ihm den Brief durch den Bedienten; aber mein Bruder statt den morgenden Tag abzuwarten, kam augenblicklich zu mir, und nach einer liebevollen Umarmung zog er seine Börse und gab mir all sein Geld, was auch für die augenblicklichen Bedürfnisse hinreichte und mich noch in den Stand setzte die Stadt verlassen zu können. Dieses übrigens war nicht der erste und einzige Beweis von brüderlicher Zuneigung, den mir jener himmlische Junge gab. Der Tod raubte ihn mir im frühen Alter von dreißig Jahren und erzeugte mir da-

durch den schmerzlichen Verlust eines Lebensgefährten, eines Rathgebers und eines Freundes, Sachen, die im Allgemeinen so selten und besonders schwer bei einem Bruder zu finden sind. Diesem hohen Werth gesellte er noch, die vortrefflichsten Anlagen, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und einen auserwählten guten Geschmack in allen Arten der italieänischen Literatur. bei, Dinge, die vereint mit einer weisen Klugheit, sehr großen Bescheidenheit, seltenen Geschmeidigkeit und Höflichkeit in seinen Manieren, ihm die Liebe und Bewunderung Aller gewonnen hatten, die ihn kannten. Ich werde nie diesen unersetzlichen Verlust genug beweinen können.

Vergebe mir, geneigter Leser, diese kleine Abschweifung, und schenke den Thränen der Dankbarkeit, die ich so gerecht dem geehrten Andenken eines so seltenen Bruders zolle, dein Mitleid. Nun kehren wir zum Priester zurück. Die Morgendämmerung des folgenden Tages war kaum angebrochen, als ich einen Brief folgenden Inhalts erhielt.

Freund! Gestern Abend habe ich ein unwürdiges Verbrechen begangen. Ich habe Dir deinen Mantel gestohlen und für achtzig Lire versetzt. Das Schlimmste aber ist, daß ich gespielt und alles Geld verloren habe. Ich bin in Verzweiflung. Gerne würde ich Dir den meinigen schicken, aber er ist alt, schlecht, kurz und nicht für die gegenwärtige kalte Jahreszeit geeignet. (Es war nämlich ein abgetragener, zerrissener Mantel von Kamelot, der besonders gemacht schien, um zur Vogelscheuche zu dienen.) Du hast aber deinen Mantel nöthig. Was soll ich thun? Verfüge über mich.

Ganz der Deinige.

J . . . . . i.

Dieser Brief machte mich lachen. Ich ging sogleich fort, um ihn zu besuchen. Als ich kaum in sein Zimmer getreten war, bemerkte er mit großem Erstaunen, daß ich meinen Mantel anhatte, und warf mir, ohne ein Wort zu sprechen, einen wilden Blick zu, lief auf die Straße und fing an wie ein Wahnsinniger zu fliehen. Ich folgte ihm. Als er in ein enges Gäßchen gekommen war, das an einen Canal mündete, und das Ufer erreicht batte, nahm er die Stellung an, als wollte er ins Wasser springen. Vielleicht aber hatte er doch nicht die Absicht; jedenfalls holte ich ihn ein, noch zeitig genug, um ihn zurück zu halten. Anstatt ihm Vorwürfe zu machen, sagte ich ihm ganz ruhig das, was mir mein Bruder gesagt hatte. Sehe wohin die Leidenschaften führen. Er wurde nämlich von vielen tyrannisirt. Meine Mäßigung drang ihm tief ins Herz.

Er konnte die Thränen nicht zurückhalten, und ich konnte mich nicht enthalten mit ihm zu weinen. Ich umarmte, ermuthigte ihn und versprach ihm nie mehr die Mantelangelegenheit berühren zu wollen, wenn er mir dagegen das Versprechen gäbe, Venedig zu verlassen. Er versprach es, ich gab ihm etwas Geld, und beabschiedete mich; er hielt Wort. Da es ihm weder an Anlagen noch an Geist gebrach, so gab er sich mit großem Fleiß den Studien hin, und nach einigen Jahren erhielt er im Seminar zu C . . . den Lehrstuhl der schönen Literatur und später ein fettes Pfarramt, wo er, wie mir gesagt wurde, alle Jahre einige Arme are propria kleide, aus religiöser Erinnerung an jenen glückseligen Mantel. Das Beispiel dieses jungen Mannes bestärkte mich in dem heilsamen Entschluß mich von dieser sehr gefährlichen Hauptstadt zu entfernen. Wie glücklich wäre ich, wennn ich bei andern Gelegenheiten, wo meine Seele von großen Leidenschaften bewegt war, den Muth gehabt hätte, eben so zu handeln, wie ich, si mens non loeva fuisset hätte thun sollen; wenn ich immer

die glücklichen Folgen dieses tugendhaften Entschlusses vor Augen behalten hätte. Weder den Thränen, noch den Bitten oder Drohungen dieser Frau gelang es, mich zurück zu halten.

Ich ging nach Ceneda. Es vergingen nicht zehn Tage, daß die Vorsehung, so zu sagen, meinen Sieg krönte.

Es waren zwei Lehrstühle der schönen Literatur in Treviso, einer sehr ansehnlichen und gebildeten Stadt des venetianischen Staats, unbesetzt, welche mir und meinem Bruder angeboten wurden. Wir beide nahmen sie mit großer Freude an. Er entsagte einer einträglichen Anstellung als Secretär in einem sehr angesehenen Hause zu Venedig, blos um das Vergnügen zu haben bei mir zu sein. Meine Freude, endlich meine schändlichen Fesseln abgeschüttelt zu haben, läßt sich nur schwer beschreiben, und als solche sind sie mir jetzt wirklich erschienen. Diejenige die mich während vollen drei Jahren beständig angekettet hatte, die ich auch noch in der Entfernung nicht vergessen konnte, und noch feurig liebte, warf sich wenige Tage nach meiner Abreise einem neuen Geliebten in die Arme, und war überdies noch so gewissenlos, mein Leben in Gefahr zu bringen, und mich einem verworfenen Nebenbuhler in die Hände liefern zu wollen, um ihn dadurch zu überzeugen, daß sie mich nicht mehr liebe.

Sie war gewohnt mir von Venedig aus alle Tage zu schreiben, und bediente sich in ihren Briefen aller erdenklichen Kunstgriffe und der zärtlichsten Ausdrücke, um mich glauben zu machen, daß sie mir stets mit aufrichtiger Liebe zugethan sey. Am ersten Jenner schrieb sie mir folgende wenige Worte.

Lorenz! Wenn Ihnen mein Leben, meine Ehre theuer ist, so kommen Sie sogleich nach Venedig. Gegen zehn Uhr in der Nacht werden Sie mich bei meiner Cousine finden. Ihre treue Freundin . . .

Nach dem ich diesen Brief gelesen hatte, lief ich

eiligst auf die Post, nahm eine Postcalesche und fuhr nach Mestre. Bei der ungewöhnlich starken Kälte waren selbes Jahr die Lagunen gefroren; und nach vielem Bemühen und zu sehr hohem Preis gelang es mir erst vier junge, kräftige Männer zu finden, die unternahmen einen Weg zu brechen, und mich nach Venedig zu führen, es war schon nahe an Mitternacht als ich an dem Ufer des Palastes anlangte, wo sich meine Verrätherin befand. Die Thüre war geschlossen. Als ich die Hand an den Klopfer legte, fühlte ich eine andre Hand, welche mich mit großer Heftigkeit fortzog, sie riß mich mit Gewalt an meinem Mantel, in welchen ich fest eingepackt war, einige Schritte weiter und sagte mir, mit gedämpfter Stimme: Mein Gebieter, gehen Sie um Gotteswillen nicht da hinein.

Es war mein alter Diener, den ich, als ich von Venedig abreiste, dieser ruchlosen Frau zurückgelassen hatte, und den ich durch die Straßenbeleuchtung oder noch mehr am Klang der Stimme wieder erkannte. Da er mir keine Zeit ließ, ihm zu antworten und mich unaufhörlich fortzog auf die entgegengesetzte Seite der Brücke, an deren Fuß sich der, in dem Brief bezeichnete Palast befand. Als er mich an eine sichere Stelle gebracht zu haben glaubte, sagte er mir zitternd und schluchzend: „Sie sollen nun wissen, daß Ihre Dame einen neuen Geliebten hat. Er ist ein gewisser Dondorologi, auch ein venetianischer Edelmann, dabei aber der eigenmächtigste, gefährlichste Mensch in Venedig. Da er wußte, daß meine Gebieterin in Sie verliebt war, so stellte er sich einige Zeit immer eifersüchtig, und obgleich sie geschworen hat, daß sie Sie nicht mehr liebe, so konnte oder wollte er sich davon doch nicht überzeugen lassen, bis sie ihm endlich versprach, Sie nächtlicherweile nach Venedig kommen zu lassen, wo, wenn Sie angekommen und in das bestimmte Haus eingetreten wären, er Ihnen, um mich seiner eige-

nen Worte zu bedienen, die Knochen mit einem Prügel zerschmettert haben würde."

Ich brauche wohl nicht zu erzählen, in welchen Zustand ich bei dieser Erzählung gerieth. Nachdem ich einige Zeit mit diesem guten treuen Diener gesprochen und der nöthigen Ueberlegung der Klugheit Raum gegeben hatte, bekamen die Eifersucht, der Zorn, der Aerger doch die Oberhand; ich lief gleich einem Rasenden nach dem Hause jener Frau, entschlossen, mich zu rächen, aut certae accumbere morti. — Der arme Alte folgte mir, um mir beizustehen. Ich war aber frischen Muthes und mit guten Waffen hinreichend versehen, um mich, auch allein, gegen diesen Meuchelmörder zu vertheidigen. Man öffnete mir von oben mittelst eines Zuges, der an die Klinke des Schlosses befestigt war. Ich stieg die Treppen mit vieler Behutsamkeit hinauf, die sehr sparsam von dem schwachen Schimmer einer alten Lampe beleuchtet war. Als ich kaum in das Vorzimmer getreten war, sah ich die Treulose aus dem Zimmer ihrer Cousine mir entgegen kommen. Sie war allein. Der neue Geliebte war gegen Mitternacht, wie ich nachher von dem alten Diener erfuhr, impatiens morae, fortgegangen, weil das vergebliche lange Warten ihn langweilte, und er bei allen andern Lastern auch das des Spiels hatte, das er nicht länger mehr missen wollte. Sobald dieses unanständige Weib meiner ansichtig geworden, stieß sie einen falschen Freudenschrei aus, lief mir entgegen, um mich zu umarmen. Der unanständige Zustand, in dem sie sich mir zeigte, und noch mehr die Art von neuer Unverschämtheit, steigerten noch meine Wuth. Ich stieß sie mit Heftigkeit zurück, und nachdem ich ihr die prophetischen Worte, die Hand Gottes vernichte ein so verworfenes Gezüchte, gesagt hatte, stürzte ich wie ein Verzweifelter die Treppe hinunter, und lief, wie einer, der sich aus einer großen Gefahr retten will, dem nächsten Ufer zu, nahm eine Gondel, kehrte nach

Mestren, dann nach Treviso zurück und erlangte nun die Selbstzufriedenheit, daß ich nie mehr von dieser Frau sprechen hören wollte. Es schien, als habe ein himmlischer Strahl meine Vernunft auf einmal erleuchtet, um mich gänzlich von meiner unglückseligen Leidenschaft zu heilen.

Nun begann meine von allen Fesseln frei gewordene Seele wieder in den süßen und herrlichen Gefilden der Musen lustzuwandeln, und sie hatte, um die Wahrheit zu sagen, nicht nur alle erdenklich schönen Aufforderungen hiezu, sondern es boten sich ihr auch alle möglichen Bequemlichkeiten dazu dar. Eine schöne, zahlreiche Bibliothek, über die ich die Annehmlichkeit und Vollmacht hatte, nicht nur nach meinem Willen zu verfügen, sondern sie auch nach meinem Wohlgefallen mit allen denen Büchern zu vermehren, die ich für gut und vortheilhaft hielt. Ein Land, das einen Ueberfluß von Gelehrten und aufgeklärten, talentvollen Männern hatte, die ganz geschaffen waren, um einen edlen Eifer in mir zu erwecken: eine Anzahl auserlesener junger Leute, voller Lebhaftigkeit, Talenten, die überdieß von großer Ehrliebe beseelt waren; ein gelehrter Prälat, der wegen seiner Großmuth vom ganzen Seminar hoch verehrt wurde; eine glänzende, mit den Wissenschaften befreundete Gesellschaft, welche die Gelehrten sehr hoch achtete; ein Clima, das wegen seiner Heiterkeit, Anmuth und frischen Luft schon ganz geeignet war, die Phantasie eines Dichters zu heben und zu entflammen, bildeten mehr als zwei Jahre lang die wahre Glückseligkeit meines Lebens

Ich theilte meine Zeit gänzlich zwischen meinem Bruder und Julius Trento, einem Gelehrten von ausgezeichneter Bildung, von großer Gelehrsamkeit, und überdieß vom feinsten Geschmack; seiner höflichen Kritik und seinem richtigen Urtheil sowohl, als seiner muntern Vertraulichkeit und seinem großen Rufe, den er sich mit allem Rechte unter den Gelehrten erworben hatte, verdanke ich beinahe all mein in Treviso, durch meine

literarischen Versuche eingeerndtetes Lob. Der Blinde, eine gereimte Novelle, die ich in einer akademischen Versammlung, welche in jenen Zeiten von mir verrichtet worden war, vortrug, erhob meinen dichterischen Ruf und die gute Meinung, welche der Bischof und die Leute im Allgemeinen von mir hatten, noch um vieles.

Mit Anfang eines neuen Schuljahres rückten wir, mein Bruder und ich auf höhere Lehrstühle vor; diese unerwartete Beförderung reizte das Ehrgefühl und die Eigenliebe der andern Lehrer dieser Stadt, die ein eingebildets Recht zu haben glaubten uns vorgezogen werden zu müssen. Sie hatten Unrecht; denn obwohl sie gut unterrichtet waren, und auch auf Gelehrsamkeit Anspruch machen konnten, so fehlte ihnen doch das angeborne Genie und der gute Geschmack, welche die Seele der schönen Künste sind, und die, wenn sie nicht eine Gabe der Natur sind, sich schwer und höchst selten erwerben lassen; ich darf übrigens ganz offen versichern, daß gerade dieser gute Geschmack nur durch mich und durch meinen Bruder in jenem Seminar verbreitet worden sind.

Seit vierzig Jahren wird noch immer unsre Lehrart befolgt, unsre Vorschriften und die von uns bestimmten Schriftsteller, die den damaligen Lehrern dieser Anstalt ganz unbekannt waren, bevor wir nach Treviso kamen, sind noch im Gebrauch. In diesem Zeitraum beginnen die großen Begebenheiten und sonderbare Wechselfälle meines Lebens, ich wurde auf einmal in eine, mit meinen Gewohnheiten, meinen Umständen, und den von mir gemachten Studien, verschiedenartige Laufbahn geworfen, ganz entgegengesetzt von der, für welche ich mich bestimmt geglaubt hatte. Ich hatte die Aufgabe am Ende des Schuljahrs, als Professor der italienischen und lateinischen Literatur, von jedem der meiner Erziehung anvertrauten Zöglinge eine von mir verfaßte Abhandlung über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand vortragen zu lassen. Der Inhalt einer, der für

dieses Jahr gemachten Abhandlungen, war zu meinem Unglück, folgendes Problem:

Ob der Mensch ein größeres Glück erlangen würde in gesellschaftlichem Verbande mit Andern lebend, oder im einfachen Zustande der Natur?

Diesem Problem, oder mehr noch der Art wie es von mir aufgelöst wurde, legten meine höchst unwissenden Richter, oder mehr noch die bösartigen Erklärungen meiner Rivalen, die Eigenschaft bei, es sey Aergerniß erregend, unklug, gegen alle Ordnung und gegen die gesellschaftliche Einigkeit. — Am mehrsten erhitzten sich die Reformatoren an der Universität von Padua, Menschen, die mehr bedurft hätten reformirt zu werden, als sich die moralischen Eigenschaften und die Beurtheilungskraft anzumaßen, reformiren zu wollen. und diese brachten die Geschichte vor den Senat in Venedig, bei welchem es der erste Fall war, etwas von dieser Art anzunehmen und als vollziehende Gewalt aufzutreten; und indem sie dieser dichterischen Grille, denn mehr war dieser Aufsatz nicht, den Anschein einer wichtigen Angelegenheit des öffentlichen Interesses beilegten, wurde mit großem Gepränge der Tag zur Untersuchung eingeräumt. Meine Verwandten und Freunde, besonders der Herr Giustiniani, aus dessen angesehener Familie der Herr Bischof von Treviso abstammte, gaben mir den Rath nach Venedig zu gehen, und meine Vertheidigung selbst zu führen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in jener Hauptstadt machte ich die Bekanntschaft des Herrn Bernhard Memmo, eines der vornehmsten und gelehrtesten Männer der Republik. Er hatte meine Geschichte vernommen, und versprach mir seine Gunst. Er verschaffte mir sogleich den Schutz des Herrn Caspar Gozzi, eines sehr großen Gelehrten jener Zeit, der beliebt bei den Reformatoren jenes Jahres, und damals ihr Beistand war. Auf Anrathen von Memmo schickte ich ihm die verwünschte Ausarbeitung, und schrieb ihm,

einen nachher sehr bekannt gewordenen Brief in Versen dazu.

Diese Verse brachten eine sehr vortheilhafte Wirkung bei diesem geistvollen, großen Gelehrten hervor. Er sprach mit vieler Lebhaftigkeit davon, aber leider dienten seine Worte nur dazu, um neue Gründe zu meiner Erniedrigung herbeizuführen. Dieser junge Mann, sagte Gozzi, hat Talent, man muß ihm Muth einflößen. Desto schlimmer, erwiederten die Reformatoren; man muß ihm die Mittel abschneiden, um nicht gefährlich zu werden.

Unter diesem Vorwand suchten sie den Haß zu verbergen, den sie gegen die Familie Giustiniani hegten, von welcher, wie ich oben gesagt habe, der Bischof von Treviso abstammt, und den sie durch meine Demüthigung auch zu beugen glaubten. Sein Bruder hatte einige Jahre früher im Senat mit vielem Nachdruck und Erfolg gegen einen Professor von Padua, wegen einiger von ihm gegen den Papst veröffentlichten Schriften gesprochen; und nun wollten sie, um sich zu rächen, mir den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften im Seminar zu Treviso entziehen, gleich wie ihr Schützling das Professorat in Padua verloren hatte.

So unterdrückte man das Talent und die Unschuld in den unglücklichen Zeiten dieser in den letzten Zügen liegenden Republik, bald aus Rachsucht, bald aus bloßer Abneigung; so wurden auch durch die verführerische und falsche Beredsamkeit einiger Wenigen, Viele irre geleitet ein falsches Urtheil zu fällen, die zum Theil aus Unterthänigkeit und Niederträchtigkeit, zum Theil aus Nachgiebigkeit und Unwissenheit, sich zu Werkzeugen und zur Dienstbarkeit der Despoten hergaben.

Es nahete indessen der Abend, welcher zur Fällung des Urtheils festgesetzt war. Der Memmo und der Jaguri mit wenigen Andern, die aus bloßer Gerechtigkeitsliebe mich hätten vertheidigen sollen und können, waren theils durch die Reden und das Ansehen meiner

Gegner in Schrecken gesetzt, theils glaubten sie, daß die natürliche Eigenschaft meiner Anklage selbst schon hinreichen müße, mich zu retten, und hielten es für unklug oder für unnöthig sich der Sache anzunehmen. Der verständige Procurator Morosini klagte gleichzeitig mit mir die beiden öffentlichen Censoren an, deren Amt es war die Veröffentlichung meines Vortrags zu erlauben oder zu verbieten. Der geistliche Censor war ein Mönch, den der Barbarigo, ein unermüdlicher Beschützer dieses Capuziners, liebte und sehr begünstigte usque ad arus et ulterius. Dieser trat nun als sein Vertheidiger auf, indem er sich zugleich mit Morosini verband, um gegen mich zu sprechen. Da er nun sah, daß die allgemeine Stimmung für ihn war, oder es wenigstens zu sehen glaubte, so las er mit seiner Stentorstimme eine lateinische Elegie, welche wohl wenige der Pantalonischen Excellenzen verstehen mochten; da sie aber mit einem gewissen Nachdruck vorgetragen, und von einer Menge Schimpfreden und Verunglimpfungen begleitet war, so diente sie ganz vortrefflich dazu, die ohnedieß reizbaren Perücken gegen mich aufzubringen.

Der Amerikaner in Europa

war der Titel dieser Eleg.

Ergo ego simotae tactus telecris amore etc.

Nachdem die Vorlesung dieser lateinischen Verse beendigt war, von denen der hochgepriesene venetianische Senat

„Viel gehört, wenig verstanden, und nichts gewußt hat," trug der listige Hinkende eine Rede vor, die ihm, weil sie in italienischer Sprache war, verständlicher schien, und die über folgenden Gegenstand handelte:

„Der Mensch ist frei geboren, die Gesetze aber machten ihn zum Knecht."

Man kann sich unmöglich den Lärm vorstellen, der bei Vorlesung dieses poetischen Scherzes in der Versammlung entstand, der übrigens gleich allen meinen

andern Gedichten, die zum Gebrauch und zur Unterhaltung der Schule bestimmt waren, keinen andern Zweck hatte, als einige meiner Schüler in der Declamation zu üben.

Ich habe die Widerlegung dieses Vortrages in ganz entgegen gesetztem Sinn gemacht, als Cicero in seinem bekannten Sprichwort zu Grunde gelegt hat.

„Servi legum facti sumus et liberi esse possumus," aber mein Widersacher und Ankläger gab sich nicht die Mühe sie zu lesen.

Hochverehrteste Herren, schrie der ungerechte Redner, mit voller Stimme, hören Sie mit Aufmerksamkeit die ärgerlichen Grundsätze dieses jungen Menschen, und beurtheilen Sie selbst, wofür man noch verantwortlich werden könnte. Nun las er einzelne Stellen dieses Gedichts vor, unter andern die folgende, die mehr als alle andre Mißfallen erregte und ausgepfiffen wurde.

— Unterthan und Knecht.

Aus Irrthum der Sterblichen fühle ich kaum die Last der Ketten, welche der Vernünftige von weitem schon klirren hört und fürchte nicht eines Censors oder eines zürnenden Consuls Fasces, noch seinen drohenden Blick, ich betrachte mit gleichem Blick den König auf dem Throne oder auf der Straße den in Lumpen gehüllten Bettler, dem ich zuweilen eine schlechte Münze darreiche, damit er dem Schiffer in Lätes Sümpfen die Ueberfahrt bezahle. Das Girren der Herren, welche voll Hoffahrt die vergoldeten Hörner empor heben, scheint mir ein leichtes Gezisch in der Morgendämmerung, und während ihnen die unterthänigen Haufen ihre Huldigung darbringen, betrachte ich sie, ganz in mich selbst vertieft, mit gleichgültigem Gesichte, bald den, bald den vorüberfliegenden Kranich, bald in den Wolken ein fliegendes Ungeheuer oder die Statuen von Pasquier oder von Marforio.

Der größere Theil dieser armen mit der Toga bekleideten glaubte, daß ich mit den vergoldeten Hörnern

das kleine Horn des Dogen in's Lächerliche stellen wolle, und weil sie diese schreckliche Entheiligung nicht ertragen konnten, so wurde ich durch einen allgemeinen Ausruf verdammt. Nun wurde das große Urtheil publicirt: es erklärten die beiden Censoren, uno ore, als unschuldig, und ich allein wurde als schuldig und strafwürdig erkannt.

Der Memmo kam augenblicklich zu mir, um mir vom Ganzen Nachricht zu geben; jedoch die Art der mir für mein Vergehen zukommenden, verdienten Strafe, war noch nicht zur Sprache gekommen. Man überließ den Ausspruch und die Vollziehung derselben den Reformatoren. Das Gewicht, welches meine Gegner diesem Gegenstand beigelegt hatten, und die verblendenden Zurüstungen, welche meine Anklage begleiteten, ferner der Umstand, daß die Sache im öffentlichen Senate verhandelt und abgeurtheilt wurde, setzten vielen in den Kopf, daß die schwer von mir beleidigte, aristocratische Majestät nicht mit weniger Genugthuung haben könne, als mit gänzlicher Aufopferung meiner Freiheit oder meines Lebens.

Meine Brüder und Freunde wollten, daß ich mich dem drohenden Blitze durch die Flucht entziehen soll. Aber ich lachte über sie und über ihre Furcht. Ich konnte nicht glauben, daß man mir eine schwere Strafe auferlegen könne, nachdem man sich mit großem Fleiße bemüht hatte, der Sache ein so glänzendes Ansehen zu geben. Die venetianische Politik bellte nämlich nie, wenn sie zu beißen Lust hatte. Ich täuschte mich auch nicht. Meine Bestrafung, wenn man sie ja so nennen will, war eben so leicht als lächerlich. Als ich nach einigen Tagen beschieden war, vor dem Tribunal der Reformatoren zu erscheinen, wurde mir mein Urtheilsspruch von dem Secretär vorgelesen, der folgendermaßen abgefaßt war: Dein Name? Antwort: Lorenz da Ponte. Deine Vaterstadt? Antwort: Ceneda.

Der Secretär Lorenz da Ponte; von Ceneda, auf Befehl und durch Decret des vortrefflichsten, hohen Senats wird Dir hiemit eröffnet, daß Du nie mehr in irgend einem Collegium, Seminar, oder auf einer Universität des durchlauchtigsten venetianischen Staats die Stelle eines Professors, Lectors, Präceptors, Lehrers oder dergl. begleiten darfst. Und zwar dieses unter Strafe des höchsten Unwillens. Vade.

Ich bückte mich, hielt meine Hände und Sacktuch an den Mund, um nicht laut zu lachen und gieng. Auf der Treppe des herzoglichen Palastes begegnete ich meinem Bruder und Memmo. Eine Todtenblässe bedeckte ihre Gesichter. Ein Lächeln, das aus meinem Gesichte leuchtete, beruhigte sie aber.

Memmo, der selbst mehreremale Inquisitor des Staats gewesen war, und folglich die Politik und die Gesetze seines Landes genau kannte, war ganz entzückt von meiner Erzählung, und unwillkührlich entwischten ihm die Worte Parturiunt montes. Aber schnell legte er sich einen Finger auf den Mund, umarmte mich und führte mich nach Hause. Wir durchbrachten den Rest des Tages mit Schmausereien und Festen, und machten uns lustig auf Kosten der Reformatoren und ihres Vade. Gegen die Nacht hin verließen wir erst das Haus, um den Zaguri zu besuchen, und es würde schwer zu bestimmen sein, ob dessen Freude oder sein Erstaunen größer waren.

Noch an demselben Abend bot mir Memmo ein ehrbares Unterkommen in seinem Hause an, in welchem ich einige Monate in großem Genusse der Gastfreundschaf und der Philosophie zubrachte. Während dieser Zeit wurde ich durch meinen Mäcen den gebildetsten und angesehensten Leuten der Republik vorgestellt, von denen ich, vielleicht wegen meiner Schicksale, gewiß aber noch mehr wegen des Ansehens meiner Beschützer äußerst

artig und selbst schmeichelhaft aufgenommen wurde. Mein vergangenes Ungemach vergaß ich gänzlich. Auch mein literarischer Ehrgeiz sowohl, als mein pecuniäres Interesse waren vollkommen befriedigt, kurz Alles konnte meinem feurigen Geiste nur schmeicheln. Die Börse Memmos war für alle meine bescheidnen Bedürfnisse immer offen, denen er selbst mit seltener Freigebigkeit, immer zuvorzukommen bemüht war. Mein Umgang bestand aus den angesehensten Leuten, sowohl in Ansehung auf Gelehrsamkeit, als auf Würde. Die Schönen von Venedig beeiferten sich in die Wette mir Lob und Gunstbezeugungen zu spenden. — Alle wollten mich sehen, Alle meine Verse hören, Alle tadelten den Buckligten, den Hinkenden, die Reformatoren, den Senat und ihre Urtheilssprüche. Ich hatte zu der Zeit Gelegenheit gehabt die Bekanntschaft mehrerer berühmter Improvisatoren zu machen, unter andern des Abbé Lorenzi, des hochwürdigen Herrn Stratico, und des Altanesi, wodurch ich angefeuert wurde, auch einen Versuch im Improvisiren zu machen. Mein Bruder that dasselbe und es gelang uns beiden so gut, daß wir gerne und mit Vergnügen gehört wurden. Wir wurden allgemein unter der Benennung die Improvisatoren aus Ceneda bekannt.

Diese Leichtigkeit gute Verse in jedem Versmaß und über jeden Gegenstand vorzutragen, oder zu singen, ist beinahe ausschließlich Eigenthum der italienischen Sprache, dieses schon sollte hinreichen um zu beweisen, wie poetisch und wie schätzbar in allen Beziehungen unsre Sprache ist, und wie sehr die Vortheile in Anschlag zu bringen sind, daß sie durch ihre Grazie, Melodie und ihren Ueberfluß an Mitteln ganz geeignet ist ex abrupto all das zu sagen, was Dichter in andern Sprachen nur nach langem Studium und Nachdenken nur sehr mühsam zu schreiben vermögen; man bringt in ihr nicht nur angenehme, zierliche Sachen hervor, die im höchsten Grad verdienen, gehört und belobt zu

werden, sondern auch solche, die ganz geeignet sind, zu ergötzen, zu überraschen, und die Seele derer hinzureißen, die sie hören; worin gewiß alle diejenigen mit mir übereinstimmen werden, die den großen Genuß gehabt haben, nicht nur die unvergleichlichen Gianni und Mollo, sondern auch die Cavilla, die Bandettini und einige andere berühmte Improvisatoren zu hören.

Diese neue Zierde, die sich so unerwartet schnell bei mir entwickelte, vermehrte das Wohlwollen von Memmo im höchsten Grade für mich und zugleich seinen Wunsch mir Gutes zu thun. Es fehlte übrigens wenig, daß gerade diese Anhänglichkeit meinen Untergang herhergeführt hätte. Dieser, sowohl durch Geburt und Kenntnisse, als auch durch Großmuth der Seele berühmte Mann, der vielleicht keinen in der ganzen Republik hatte, der ihm gleich gekommen wäre, hielt in seinem Hause ein junges Mädchen, die, ohne alle körperliche und geistige Vorzüge, alle Kunstgriffe und Schlauheiten, die nur ein bösartiges, weibliches Wesen inne haben kann, vollkommen in sich vereinigte, auf tyrannische Weise seine Seele beherrschte und ihn durch blinde Leidenschaft gänzlich zu ihrem Sclaven machte. Vergeblich würde man sich bemüht haben ihn aus seinen Irrthum zu ziehen. Während zwei oder drei Monaten hatte ich das Glück ihr nicht zu mißfallen. Memmo brachte täglich mehrere Stunden mit wissenschaftlichen Beschäftigungen und in Betrachtungen mit mir zu; er gieng mehr außer Haus, als er sonst zu thun pflegte, überhaupt hatte er durch mich mehrere Veranlassung zu Beschäftigungen, wodurch sie mehr Freiheit und Gemächlichkeit bekam sich nach Wohlgefallen zu unterhalten. Mein Unstern wollte, daß diese Weibsperson sich in einen jungen Mann verliebte, dem anfänglich Memmo nicht abgeneigt war. Er war selbst geneigt sie mit ihm zu verheirathen.

Wegen einiger Gründe aber, die füglich übergangen werden können, mißfiel er ihm nach kurzer Zeit so

sehr, daß er ihn nicht nur aus dem Hause jagte, sondern auch dem Mädchen strenge befahl, allen Umgang mit ihm abzubrechen. Sie liebte ihn aber so leidenschaftlich, daß ihr diese Trennung den schmerzlichsten Kummer verursache. Nachdem sie alle nur mögliche Wege eingeschlagen und vergebens alle ihr zu Gebot stehende Kunstgriffe in Anwendung gebracht hatte, um Memmo zu bewegen, seinen Befehl zurückzunehmen, verführte sie mich durch ihre Thränen ihr Fürsprecher zu werden.

Meine Versuche blieben nicht ohne Erfolg. Am nämlichen Tage kam der Geliebte ins Haus zurück, und zwar durch Memmo selbst und durch mich wieder eingeführt. Memmo setzte zu der lebhaftesten Freude der Familie die Heirath fest, machte den Contract und bestimmte selbst den Hochzeittag. Nach dem ungewöhnlich heiteren Nachtessen begab ich mich wie gewöhnlich in die Gemächer des Memmo, die im zweiten Stockwerk des Palastes waren, an welche auch meine Zimmer sich anschloßen. Wir brachten daselbst einige Stunden mit angenehmen philosophischen Meditationen zu. Als die Stunde gekommen war, uns schlafen zu legen, drückte er mich zärtlich an seine Brust und sagte mir beim Abschied voll Freundlichkeit: Sie werden heute eine ruhige Nacht haben, weil Sie das Bewußtsein haben, meine Therese glücklich gemacht zu haben. So hieß nämlich dieses elende Geschöpf.

Die Thüre meines Zimmers war nicht weit von der Treppe entfernt; als ich mich ihr ganz leise näherte, um die im Hause vielleicht schon Schlafenden nicht zu stören, hörte ich am Fuße derselben ein Geflüster und leises Geräusch. Ich verweilte behutsam, um zu hören, wer die Sprechenden seien, und erkannte gleich die Stimme der beiden Liebenden. Das vollkommene Stillschweigen, das im Hause herrschte, begünstigte mich um jedes Wort ganz deutlich verstehen zu können. Der da Ponte übt einen zu großen Einfluß und unumschränkte Gewalt

über den Herrn aus. Er ist für uns ein sehr gefährlicher Mensch in diesem Hause. Sehe nur wie er ihm in einem Augenblick ganz andre Gesinnungen beigebracht hat, während Du sowohl, als Deine Mutter, und alle Freunde nichts von ihm erlangen konnten, und ihn ganz unbiegsam gefunden haben. Wenn Du das wirklich glaubst, erwiederte die abscheuliche Weibsperson, so ist es meine Sorge zu veranlassen, daß er in wenigen Tagen das Haus verlasse.

Ich brauche wohl nicht zu beschreiben, welche Gefühle diese Unterhaltung in mir erregte. Das Erstaunen beraubte mich einige Zeit der Stimme und der Bewegung. Endlich begab ich mich auf mein Zimmer, träumend und ganz außer mir; ich konnte nicht dazu kommen, einen Entschluß zu fassen. Den Rest der Nacht brachte ich unter tausend verschiedenartigen Gedanken zu. Am folgenden Morgen begab ich mich auf das Zimmer von Memmo, nachdem ich den Entschluß gefaßt hatte, ihm ganz ruhig alles zu erzählen, was ich in der Nacht gehört hatte. „Sie haben geträumt, lieber da Ponte," antwortete mir dieser gutmüthige Herr ganz kaltblütig. Wir waren noch einige Zeit beisammen, aber ohne noch etwas über diesen Gegenstand zu sprechen; endlich wurden wir zusammen zum Frühstück gerufen, bei welchem Memmo bald sich zu überzeugen Gelegenheit fand, daß meine Erzählung kein Traum sey. — Wir stiegen hinab in das erste Stockwerk, wo Therese mit der ganzen Familie schon versammelt war. Sie schaute mich nicht an, erwiederte meinen Gruß nicht, und bot allein mir keine Chokolade an, was sie bei keinem der andern versäumt hatte. Memmo gab mir nun seine Tasse und verließ sogleich das Zimmer. Ich gieng ihm nach; später gingen wir zusammen aus, ohne daß wir aber gegenseitig den Vorfall berührten. — Er war aber sehr nachdenkend. Wir kehrten zur gewohnten Zeit zum Mittagessen zurück, bei welchem sie mich auf gleiche Weise behandelte, wie am

Morgen. Die Anzahl der Gäste war zahlreicher als gewöhnlich Der Memmo zitterte vor Verdruß und ich noch weit mehr als er; endlich sagte er ganz laut: Warum bedienen Sie den Da Ponte nicht? Weil er seine Hände und die Ihrigen zu seiner Bedienung hat, so bedarf er der meinigen nicht. Da ich nun fühlte, wie das Blut, gleich einem Vesuv, in mir kochte, so fürchtete ich eine Unklugheit zu begehen, stand vom Tisch auf, begab mich auf mein Zimmer, raffte einige wenige Kleidungsstücke zusammen und gieng eilend zu einer Ueberfahrt, von welcher aus alle Abende eine Barke nach Padua abfuhr, um mich auf derselben einzuschiffen. Mein ganzer Reichthum bestand aus zehn Thalern, als ich Venedig verließ.

Nachdem ich die Unkosten der Reise bestritten, die ich auch theilweise zu Land gemacht hatte, blieben mir nur noch sechs Thaler. Man wird sich wohl leicht die Bekümmernisse wegen meiner Zukunft denken können. Ich verlor auf einen Schlag, durch die Undankbarkeit zweier Treulosen, einen Wohlthäter, einen Beschützer, einen Freund, ich darf es offen bekennen, auch einen Lehrer, und mit ihm viele schöne Hoffnungen, welche die Güte dieses Cavaliers in mir erweckt hatte. Zudem sah ich noch den Zustand von Dürftigkeit voraus, in welchen ich bald verfallen mußte. Ich hatte einen Bruder in Padua, der auf dem Punkt war, seine Studien zu vollenden und die Universität zu verlassen, aber dieser gute Junge hatte weit nöthiger Unterstützungen von mir zu bekommen, als es ihm möglich gewesen wäre, mir welche zu geben. Ich hoffte wohl in jener Stadt einen Freund zu finden, den ich zum Vertrauten meiner Lage machen und auch mit Recht von ihm hoffen konnte, daß er mir eine Unterstützung nicht versagen würde; aber auch hierin war ich im Irrthum.

Dieser Freund war ein Priester, von Geburt Dalmatier, welcher durch Protektion einer Dame die Stelle

als Professor des canonischen Rechts an der Universität zu Padua erhalten hatte, und den ich im Hause des Memmo, der ihn sehr liebte, kennen gelernt hatte. Dieser Herr, der nur sehr geringe Kenntnisse der lateinischen Sprache hatte, hatte diesem Carolino eine von ihm verfaßte Rede eingehändigt, welche er, als Einleitung zu seinem Unterricht, seinen zahlreichen Schülern und den Professoren von Padua vortragen wollte. Memmo gab sie mir zu lesen, und meine Aufrichtigkeit erlaubte mir nicht ihm zu verhehlen, daß sie im höchsten Grade unelegant sey. Er war darüber sehr betroffen, und sagte es gleich seinem Candidaten, der zu seinem Glücke weder eigensinnig noch stolz war; und so sah er es selbst ein und glaubte, daß seine Art zu schreiben weder sehr elegant, noch hinreichend rein sey. Seit dreißig Jahren hatte er den Cicero nicht mehr gelesen, und sowohl den Erasmus als den Cäsar gänzlich vergessen, seit er in Venedig sich den Damen als Cavalier serviente gewidmet hatte; indessen, was den Gegenstand seiner Rede betrifft, war er vollkommen überzeugt, eine gute und schöne Wahl getroffen zu haben. Nach drei Tagen schon mußte er seine Stelle in Padua antreten.

Da ich sah, wie sehr sich Memmo für ihn interessirte, so bot ich ihm an, diese Rede in Betreff des Styls umzuarbeiten oder ganz neu zu machen; womit ich schon innerhalb vier und zwanzig Stunden fertig war. Er ging nun nach Padua, trug sie vor und erntete dafür Ehre und allgemeines Lob ein. Es würde mir wirklich schwer werden zu beschreiben, auf wie viele Arten er mir mündlich und schriftlich dankte, wie viele Versprechungen und Versicherungen seiner ewigen Dankbarkeit er sowohl dem Memmo als mir machte. Ich dachte nun ihm einen Besuch abzustatten, ihm den ganzen Hergang der Geschichte mit jener Frauensperson, die er selbst ganz gut kannte, zu erzählen, und ihm, in meinen unglücklichen Umständen einige Unterstützung zu fordern.

So begab ich mich also, in froher Aussicht der Dinge, ganz wohlgemuth nach seiner Wohnung. Als ich an der Thüre klopfte, erhob ich unabsichtlich den Blick gegen die Fenster, und sah wie sich ein Kopf in größter Eile zurückzog, den ich für jenen des guten Priesters hielt.

Nach kurzem Zögern wurde mir der Eingang durch einen Bedienten geöffnet, der, als er hörte ich wolle den Professor besuchen, mir, nicht ohne sichtbare Verlegenheit erwiederte: der Herr Professor sei nicht zu Hause.

Da ich sehr bezweifelte mich getäuscht zu haben und über die Sache volle Aufklärung zu haben wünschte, so entfernte ich mich von dem Hause, und stellte mich so auf, daß ich ungesehen die Hausthüre im Auge behielt, um so mehr, als ich wußte, daß die Stunde, um welche er auf die Universität gehen mußte, nicht mehr ferne sey. Es stand in der That nicht lange an so trat er heraus. Ich näherte mich ihm sogleich, und sagte ihm ganz kurz: ich danke Ihnen Herr Abbé, daß Sie mir Gelegenheit verschafft haben, Sie kennen zu lernen; und wollte mich hierauf von ihm entfernen, er faßte mich aber heftig am Rockflügel, murmelte tausend Entschuldigungen hervor, die aber nach meinem Dafürhalten nur dazu dienten, um mich immer mehr von seinem Undank zu überzeugen, und mir seine niederträchtige Seele in ihrem wahren Lichte zu zeigen; so machte ich mich also bald möglichst von ihm los und verließ ihn. Dem Memmo hatte ich gleich nach meiner Ankunft in Padua geschrieben, und dieser hatte sogleich den Professor von der ganzen Geschichte in Kenntniß gesetzt, und mich demselben angelegentlich empfohlen. Aber weder die Empfehlungen jenes Cavaliers, noch das frische Andenken an meine ihm geleisteten Dienste, konnten den steinharten Dalmatiner etwas menschlicher stimmen, noch weniger aber Freigebigkeit und Erkenntlichkeit in ihm

erwecken; blos die Furcht, daß er durch mich beschämt werden könnte, verleitete ihn, mir einige höfliche Anerbietungen zu machen, die er aber wahrscheinlich hoffte, daß ich sie nicht annehmen werde, und die ich auch wirklich mit Bestimmtheit ausschlug. Er erinnerte sich nun, mir das Original seiner barbarischen Rede in Händen gelassen zu haben und zitterte vor Furcht, weil er mich erzürnt sah, ich möchte sie veröffentlichen. Ich bemerkte seine Angst, und sandte ihm am folgenden Tag sein Manuscript, und sah ihn nie wieder. Er schrieb den ganzen Verlauf der Dinge dem Memmo, aber auf seine Art, doch konnte er sich nicht enthalten, seine Bangigkeiten folgendermaßen kund zu geben. Der Da Ponte hat mir einen weit größeren Dienst geleistet mir das Manuscript meiner Rede zurückzugeben, als er mir früher durch Verbesserung derselben gethan hatte. Gerne hätte ich ihm fünfzig Zechinen bezahlt, um sie wieder zu bekommen.

Ich aber, weit entfernt, mich durch Veröffentlichung seiner Schrift rächen zu wollen, die ihn für immer entehrt hätte, sandte sie ihm freiwillig, selbst ohne daß er mich dazu aufgefordert hatte, zurück, zufrieden seine große Gemeinheit und seinen groben Undank mit einer Großmuth zu bestrafen, die ihn erröthen machen mußte. Die Art aber, mit der ich von ihm empfangen wurde, veranlaßte mich meine Armuth vor Allen sorgsam verborgen zu halten. Ich bemühte mich im Gegentheil mich für wohlhabend, selbst reich gelten zu machen, und so viel als immer möglich bemühte ich mich mir den Anschein davon zu geben. Einige Tage nach meiner Abreise hatte Memmo die Sorgfalt, mir die Kleider zu senden, die ich in seinem Hause zurückgelassen hatte; somit konnte ich in denselben mit Anstand in dem Caffe und bei öffentlichen Festen und Veranlassungen erscheinen, wo ich mich täglich zierlich und gut aufgepuzt zeigte.

Ich theilte in fünfzig Theile meine fünfzig Lire *) die meinen ganzen Reichthum ausmachten, und beschloß, fünfzig Tage davon zu leben, in der Hoffnung, daß indessen Dii meliora ferant. Ich hatte also eine Lire oder zwanzig venetianische Sous zu meinen täglichen Ausgaben; acht Sous bezahlte ich für mein Bett, fünf für eine Tasse Caffee jeden Morgen; und die übrigen sieben für mein tägliches Brod. Ich hatte die Standhaftigkeit mich während vollen zwei uud vierzig Tagen nur von Brod und gewissen schwärzlichen Oliven zu nähren, die, weil sie sehr salzig waren, mir Durst erregten, daß ich viel Wasser trinken konnte; und verhehlte Allen, selbst meinem Bruder die drückende Nothwendigkeit meiner mehr als poetischen Sparsamkeit. Diese hob sich aber durch ein sonderbares Geschichtchen. Ein junger Mensch, der große Ansprüche machte, im Damenspiel Meister zu sein, haftete in einem Caffe eine öffentliche Herausforderung an alle Damenspieler an. Ich hielt mich in diesem Spiel nicht für schwächer als irgend jemand, und wollte mich also mit ihm messen. Ich ließ ihm mein Anerbieten machen, das er annahm, und zugleich die Summe bestimmte, um die er spielen wollte, nebst der Anzahl der Parthien. Ich hatte aber nur so viel Geld, als ich brauchte um die erste zu bezahlen, wenn ich sie verloren hätte; als ich sie aber gewann, so verfolgten wir unser Spiel, und ich gewann in ganz kurzer Zeit alle zwölf festgesetzt gewesenen Parthien; zehn davon, selbst mit doppeltem Gewinn. Er zahlte mir auf der Stelle zwei und zwanzig Silber-Dukaten, und erkannte mich als seinen Meister. Einige junge Studenten der Universität, die zugegen waren, und die vielleicht hofften ihren Freund zu rächen und mir das Geld wieder abzugewinnen, schlugen mir vor eine L'hombre Parthie mit ihnen zu machen. Da es nach der Landes-

---

*) Eine venetianische Lire hatte zwanzig Sous und ist gleich zwölf Kreuzer rheinisch. Anm. d. Uebers.

sitte unhöflich gewesen wäre, die Parthie nicht anzunehmen, so folgte ich ihrer Einladung, obgleich ganz gegen meinen Willen. Ich hatte indessen das Glück, auch im L'ombre zu gewinnen, und bevor es zwölf Uhr schlug, ging ich, nachdem ich gut zu Nacht gegessen hatte, mit sechs und dreißig Silber-Dukaten in der Tasche nach Hause. Dieser unverhoffte Wechsel meiner Glücksumstände schien mir eine gute Vorbedeutung für meine Zukunft zu sein. Mehrere Tage fuhr ich fort zu spielen immer vom Glück begünstigt; doch gefiel mir diese Lebensart nicht sehr. Ich hatte zwar auch Gelegenheit sehr oft mit den angesehensten Leuten und mit den aufgeklärtesten Köpfen dieser Stadt umzugehen und besonders mit dem unschätzbarsten Casarotti, der mich sehr lieb gewonnen hatte, ohne daß ich aber zu sagen wüßte, ob ich seine Zuneigung mehr dem Memmo oder meinen Versen zu danken habe. Obgleich ich durch die Gunst des Glückes das erhalten, was mir das Mitleid der Menschen versagt hatte, so hatte ich doch meine frühere Lebensereignisse keineswegs vergessen, und wünschte wieder ehrenvollere Wege zu betreten, weßhalb ich beschloß, augenblicklich Padua zu verlassen, und wieder nach Venedig zurückzukehren. C. Mazzolá ein sehr gebildeter und angenehmer Dichter, vielleicht der Erste, der dramatische Possen für die Oper gedichtet, mit dem ich im Hause des Memmo eine sehr vertraute Freundschaft angeknüpft hatte, wollte mich augenblicklich zu diesem Cavalier bringen, und hatte mir schon zwei, mir noch unbekannte Ereignisse mitgetheilt. Eines, daß der junge Mensch wenige Tage nach meiner Abreise wieder aus dem Hause gejagt worden war, die andre daß die verworfene Weibsperson mich bei Memmo verläumdet, und ihm glauben gemacht habe, daß ich in sie verliebt gewesen seye; und daß sie blos um mich zu heilen mich auf diese Weise behandelt habe, worüber Memmo sowohl ihre Klugheit als ihre Ehrbarkeit über Alles gelobt, und die Schwachheit seines armen Freun-

des Da Ponte bemitleidet habe. Ich konnte nicht ohne Aerger und Kummer eine so gehässige Beschuldigung anhören und brannte vor Begierde Memmo zu enttäuschen, und ich machte ihm daher gerne meinen Besuch; ich wurde sowohl von ihm als von der Therese nicht nur mit Höflichkeit, sondern mit großer Freude aufgenommen. Er bot mir sogleich Wohnung und seinen Tisch an, ich schlug aber sein wirklich freundliches Anerbieten aus; ging jedoch oft zu ihm um ihn zu besuchen, gleich wie er auch zu mir kam. In wenigen Tagen hatte sich unsre Vertraulichkeit nicht nur wieder hergestellt, sie hatte im Gegentheil noch zugenommen. Der herrliche Zigari erwählte mich zu seinem Secretär in seinen Privat-Angelegenheiten und zu seinen Studiengenossen, und ich brachte viele glückliche Stunden mit ihm zu. Er war ein mit sehr großen Kenntnissen ausgerüsteter Cavalier, guter Dichter, vortrefflicher Redner und voll Geschmack und Liebe für alle schönen Künste, mehr freigebig als reich, und ein größerer Freund von andern als von sich selbst. Durch ihn machte ich die Bekanntschaft von Georg Pisani, der in jenen Zeiten der venetianische Grachus war, und von dem ich im Verlauf meiner Geschichte noch mehr zu sprechen, Gelegenheit haben werde. Dieser letzte wollte mir die gänzliche Erziehung seiner Söhne anvertrauen, wozu ich mich mit größtem Vergnügen auch verstand. Ich sah mich nun in einem Augenblick unter der Protection von drei der edelsten und mächtigsten Männer des Staats, die in der Freundschaft und in ihren Wohlthaten gegen mich mit einander wetteiferten. In derselben Zeit machte ich nur wenige Verse, weil die Beschäftigungen einer zweifachen Anstellung, vielleicht aber mehr noch die angenehmen Zerstreuungen dieser lebenslustigen Stadt, die mit meinem Alter und mit der Lebhaftigkeit meines ganzen Wesens im vollkommensten Einklang standen, mir keine Muße dazu ließen. Außer dem übte ich mich sehr häufig im Improvisiren, was damals ganz Mode geworden war, weil

es meinen Freunden Freude machte; ich muß jedoch gestehen, daß ich diese Uebungen ganz der geschriebenen Poesie entgegengesetzt und selbst nachtheilig für einen Dichter finde; und es wäre eine merkwürdige Erscheinung daß unter vielen ausgezeichneten Genies, die improvisirte Verse singen oder recitiren, selbst nur wenige waren, die geschrieben, nur mittelmäßig ausfielen.

Endlich bot sich mir eine Gelegenheit dar, den Memmo aus seinem Irrthum zu ziehen, in Betracht dessen, was das ungerechte Mädchen ihm über mich gesagt hatte. Ich hatte ihm zwar mit vieler Freimüthigkeit schon mehreremale darüber gesprochen, er beharrte aber in seiner Leichtgläubigkeit, und wenig hätte gefehlt, daß nicht dadurch ein zweiter Bruch zwischen uns herbeigeführt worden wäre. Er fragte mich nämlich eines Tages, es war aber das erste und letzte Mal in seinem Leben, ob ich auch wisse, mit wem ich spreche. Dieses war eine Redensart, welche die venetianischen Edelleute allgemein im Munde führten. Ich antwortete ihm ja, und fügte noch bei: daß ich weder so aufrichtig, noch so freimüthig wäre, wenn ich es nicht wüßte. Er verstand und umarmte mich, und dankte mir. Ich muß Sie also davon überzeugen, antwortete ich, wenn Sie es mir gestatten wollen, ich werde es auch thun, wenn Sie mir versprechen, die Therese durchaus nichts davon merken zu lassen.

Wohlan, überzeugen Sie mich davon, wenn Sie können, und ich will schweigen. Nun machte ich mich an das Unternehmen. Dieses Mädchen war äußerst heftig in ihren Leidenschaften; aber wie gewöhnlich alle Charaktere dieser Art, wechselte sie auch in ihrer Liebe mit der größten Leichtigkeit der Welt. Sie tröstete sich also sehr schnell über den Verlust ihres Geliebten, und warf den Blick auf einen gewissen jungen Mann, der ihr Haus auf vertrauliche Weise besuchte, und der, weil ihm alle Glücksgüter fehlten, sehr geneigt schien, diesem Fehler abzuhelfen und eine reiche Frau zu heirathen,

ohne sich weiter um das Uebrige zu bekümmern. Da mir dieses Alles nicht entgangen war, so suchte ich mir dessen Freundschaft zu gewinnen; worüber er um so mehr erfreut schien, als er meinen vertraulichen Umgang mit Memmo kannte.

Nach kurzer Zeit öffnete er mir sein Herz und bat mich um meinen Beistand. Ich versprach ihm Alles, jedoch unter der alleinigen Bedingung, daß er von der Therese das offene Geständniß über die von mir ausgesagte Verläumdung erlange und sich ferner noch verwende, daß sie selbst diesem getäuschten Cavalier offen die Wahrheit bekenne. Er erlangte dieses Alles mit großer Leichtigkeit von ihr, weil sie aus Erfahrung wußte, daß sie Alles ungeahndet bei diesem mit Blindheit gestraften Manne unternehmen dürfe.

Ich trat eines Tages zufällig in das Zimmer jenes Herrn, als sie mit ihm gerade über diesen Gegenstand sprach. Kommen Sie, sagte er mir lachend, ich habe die Wahrheit entdeckt und bin darüber für Sie und für mich sehr erfreut. Für Sie, weil Sie nun in meinen Augen, meiner Freundschaft und Achtung noch viel würdiger erscheinen, als früher; für mich, weil ich nun einsehe, daß ich von Therese so sehr geliebt bin, daß sie durchaus keinen Nebenbuhler in meinem Herzen zu dulden vermag, wäre er selbst männlichen Geschlechts. Die Arme glaubte, daß ich Sie mehr liebe als sie. Diese Furcht war der Grund, daß sie so ungerecht handelte, und das muß man ihr wohl zu gut halten. Nein, nein, meine Therese, fügte dann voll Zärtlichkeit dieser gute Herr hinzu. Ich liebe, ich liebte und ich werde nie jemand mehr lieben als Dich. Er nahm sie bei der Hand, indem er dieses sagte, küßte sie hundertmal auf die Stirne und vergoß einige Thränen; und sie trocknete ihm die Thränen mit ihrem Schleier. Dieser Herr hatte in seinem eigenen Schrank einige hundert Stück Sil-

bermünze. Er selbst hatte sie mit mir und mit Muti gezählt, bevor er sie einschloß. Einige Tage nachher nahm er einige davon (ich glaube deren zwanzig) und verschloß den Schrank wieder mit dem Schlüssel. Noch waren nicht drei Tage verflossen, so fehlten, als er wieder zwanzig Stück herausnehmen wollte, ungefähr hundert davon. Derselbe Muti und ich waren zugegen und unser allerseitiges Erstaunen hatte kein Ende. Die Sache ist ganz gewiß, sagte ich. Es ist kein Zweifel, erwiederte Memmo. Der gute Muti, ein gar ehrlicher Mann, Philosoph, und sehr guter Freund jenes Herrn, fügte er hinzu, ich finde durchaus nichts Sonderbares an der Sache. Es giebt ja viele Hände im Haus —. Stille! Lästerzunge, erwiederte Memmo. Sage lieber, ich habe sie gestohlen, als diese guten Leute! Der Vater dieser guten Leute war Aufseher über die Galeerensklaven und die Mutter Wascherin.

Diese Leidenschaft, diese Verblendung, diese Schwärmerei setzten sich unauslöschbar in diesem unübertrefflichen Manne, in dem großen Philosophen, bis in die letzten Tage seines Lebens, fest. Wenige Monate nachher heirathete Therese ihren neuen Geliebten im Hause Memmos, wurde Mutter von einigen Kindern vom Memmo, verlor ihren Gatten und wurde als Wittwe in den Armen des Memmo getröstet, und gleich wie vor der Heirath, so blieb sie auch im Ehestand, als Wittwe und im Alter die einzige und unumschränkte Gebieterin über ihn und über sein ganzes Vermögen, über seinen Willen, sein Herz und über seine Vernunft. Welche Belehrung für uns arme Menschen. Kehren wir nun zu meiner Geschichte zurück.

Ich war also geliebt von den Frauen, geachtet

von den Männern, begünstigt von meinen Gönnern und Beschützern und voll der schönsten Hoffnungen.

So durchlebte ich in vollkommener Ruhe und Zufriedenheit einige Zeit meines Lebens. Selbst meine Feinde schienen zu schlafen, oder sich nicht mehr um mich zu bekümmern. Doch dauerte das schöne Wetter nicht lange. Zu meinem Unglück wollte Georg Pisani mit seiner unbestechbaren Gerechtigkeitsliebe, seinen ausgezeichneten Kenntnissen der Gesetze und der venetianischen Constitution, diese wieder herstellen, und ich stand ihm durch meine Beihülfe und Studien darin thätig zur Seite; alle diejenigen, welche damals in Venedig unter dem Namen die Großen bekannt waren, wurden zu erst darüber eifersüchtig, dann in Schrecken gesetzt. Sie berathschlagten sich lange vergeblich, wie sie ihn zu Grund richten wollen. Seine große, hinreißende Beredsamkeit, und mehr als Alles, seine unantastbare Redlichkeit, hatten ihm eine so zahlreiche Parthei unter dem Adel geschaffen, daß sie, wenn gleich nicht durch Reichthümer und hohe Aemter, aber doch durch ihre Anzahl gegen die Mächtigen und Reichen ein großes Gegengewicht in die Wagschale legten. Diese letzteren schleuderten nun gegen mich die Blitze ihrer Rache.

Sie begannen zu sagen, es sei doch eine sehr auffallende Sache, daß ein Mann von meinem Charakter und von andern Grundsätzen, Verfasser von Amerikanischen Elegien, Spötter über die Perücken und über das Horn des Dogen, dem Senate und seinen Decreten zum Trotze sich erkühne, die Kinder eines Mannes zu unterrichten und zu erziehen, der ganz gemacht zu sein schien, der Parthei der Großen sich zu widersetzen, welche, mit Ausschluß der größeren Anzahl, die Alleinigen sein wollten, die Republik zu beherrschen, und sie seine schädlichen, verderblichen Grundsätze einsaugen zu lassen. Während gegen mich dieses stille noch bedeckte Feuer sich entzündete, wurde durch die Unklugheit Einiger ein Lied bekannt, das aus Anhänglichkeit für Pi-

ani und mehr noch aus Liebe für das Vaterland, meine Feder bei der Veranlassung geschaffen hatte, als ihm bei Bewerbung um ein sehr wichtiges hohes Amt eine der kriechendsten Personen unter den sogenannten Großen vorgezogen wurde. Dieses meine Herren Venetianer ist die wahre Ursache, warum ich aus meinem Vaterlande verbannt wurde! Veritas odium parit: und das, was ich sagte, war nicht nur wahr, aber es war eine Prophezeihung!

Da ich jenes Sonett*) in venetianischer Mundart geschrieben hatte, daß Alle es verstehen konnten, so wurde es in wenigen Tagen der einzige Gegenstand der Unterhaltung in dem Caffe, den Gesellschaften, in den Wirthshäusern. Ueberdieß hatte dieses Sonett allgemeinen Beifall eingeerndet, was die Wuth und den Zorn dieser Herren noch mehr steigerte. Die Frauen, die sowohl mich als den Pisani mehr liebten, als die Togen der großen Perücken, mit dem aristokratischen Dünkel ihrer Männer, hatten es auswendig gelernt, deklamirten es zu ihrem Zeitvertreib, und mit geräuschvollem, beißendem Gelächter, wiederholten sie die scharfen, anzüglichen Stellen gerade denjenigen, die sich am mehrsten dadurch verletzt fühlen mußten.

Nun dachte man den Sattl zu schlagen, weil man das Pferd nicht treffen konnte. Man suchte und fand auch bald Gründe zu Anklage und Ankläger. Ein elender Mensch, der in einem gewissen Hause aus- und einging, das ich auch zuweilen besuchte, bot sich an bei dem Magistrat der Lästerungen mehrere Anklagen gegen mich vorzubringen. Er klagte mich an, am Freitag Schinken gegessen zu haben; wir hatten früher zusammen gegessen! und verschiedenemal Sonntags nicht in die Kirche gegangen

*) Wer den Charakter der venetianischen Aristokratie kennt, kann sich leicht vorstellen, welchen Lärm ein solches Sonett hervorbringen mußte.

zu sein. Er selbst aber war in seinem Leben nie in die Messe gegangen. Diese beiden Sachen hatte ich von dem Vorstand des Tribunals selbst erfahren, welcher auch der erste war, mir zu rathen, Venedig augenblicklich zu verlassen.

Wenn diese Anklagen nicht hinreichen, sagte mir jener Herr, der mir sehr wohl wollte, so werden sich wohl leicht noch andre finden. Man will Sie strafbar haben, und sie werden Ihnen beweisen, daß Sie schuldig sind. Meine Verwandten und Freunde fürchteten, daß meine Freiheit, sogar mein Leben vielleicht in Gefahr sei. Der Edelmann Johann von Lezze, in dessen Hause mein Bruder als Secretär angestellt war, aber mehr als Freund in demselben behandelt wurde, wollte, daß ich mich auf eines seiner Landgüter flüchtete, wo er mir einen sicheren Zufluchtsort zusicherte, bis die Nebel sich zerstreut haben würden.

Ich konnte aber nicht mehr in einem Lande bleiben, wo so viele und große Ungerechtigkeiten gegen Pisani und mich begangen worden, das blind für seine eigenen Vortheile, seiner Auflösung nicht mehr fern war; meine Liebe für dasselbe war erloschen, und ich beschloß also Venedig für immer zu verlassen. Ich besuchte nun meine drei Beschützer und einige wenige andere Freunde, welche meinen Entschluß zwar mit Thränen in den Augen vernahmen, aber dennoch gut heißen mußten.

So verließ ich also mein undankbares Vaterland und begab mich nach Görz.

Ende des ersten Theiles des ersten Bandes.

II.

Görz ist eine hübsche, alte aber herrliche Stadt, im deutschen Friaul, an den Ufern des Lisonzo gelegen, und wenige Meilen (ich glaube zwölfe) von dem venetianischen Friaul entfernt.

Ich kam daselbst am 1. September im Jahre 1777 an, bevor ich mein neun und zwanzigstes Lebensjahr angetreten hatte. Da ich niemand in dieser Stadt kannte, und auch keine Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte, so ging ich geradezu in den ersten Gasthof, den ich fand, indem ich unter dem Arm ein kleines Päckchen trug, das einen Theil meines Anzuges, wenige Wäsche, ein kleines Gebetbuch (das ich mehr als dreißig Jahre immer bei mir hatte, dann in London verlor, und einige Zeit nachher in Philadelphia wieder fand), einen Dante, der mit Bemerkungen von mir versehen war, und einen alten Petrarka enthielt. — Jedoch war die Wirthin, meiner wenigen Habseligkeiten halber, durchaus nicht erschrocken. Kaum eingetreten, kam sie mir entgegen, betrachtete mich mit einem ausdrucksvollen Blick, begann eine Unterhaltung, die ich nachher ausführen werde, und führte mich in ein gutes Zimmer. Diese Frau war sehr schön, jung, frisch und schien überaus lebhaft zu sein. Sie war nach deutscher Art gekleidet, und trug ein Häubchen von Goldspitzen auf dem Kopf, einen Halsschmuck von den feinsten venetianischen Kettchen, die sie wenigstens dreißigmal um ihren schönen, runden, alabasterweisen Hals gewunden hatte, deren letzten Ringe auf ihren reizenden Busen herabfielen und ihn theilweise auf die

anmuthigste Art bedeckten; ein passendes Mieder umgürtete ihren gut geformten Körper mit üppiger Eleganz; und seidene Strümpfe mit zierlichen kleinen rosa Schuhen zeigten dem gierigen Blicke die zierlichste Form des niedlichsten Füßchens. Noch hatte es nicht sechs Uhr geschlagen; aber da ich den ganzen Tag hindurch nur einige Gläser Wein und etwas Brod genossen hatte, forderte ich ein Nachtessen. Zu meinem Unglück sprach sie nur deutsch und ich verstand nicht ein Wort von Allem, was sie mir sagte, und sie eben so wenig, was ich von ihr forderte. Nun begann ich ihr Zeichen mit den Händen, mit dem Mund und den Zähnen zu geben, die sie wie mir schien, für Liebeserklärungen aufnahm. Ich hatte einen Hunger, daß ich Steine verschlungen hätte, während ich mich so vergebens bemühte, ihr zu verstehen zu geben, daß ich gerne essen möchte, ging eine Kellnerin an meiner Zimmerthür vorüber mit einer Platte gebackener junger Hahnen, die für andre Gäste bestimmt waren; ich warf mich auf sie mit Geschwindigkeit einer Katze, nahm ein Viertel davon und verschlang es in einem Augenblick. Ich fand mich so befriedigt von diesem köstlichen Genuß, daß ich glaube, selbst die Beiner verschluckt zu haben. Dann verstand sie, was ich wollte, und in kurzer Zeit trug man mir eine vorzüglich gute Mahlzeit auf, die mir durch die fortdauernde Gesellschaft meiner liebenswürdigen Wirthin noch viel angenehmer und genußreicher wurde. Da wir nicht mit einander sprechen konnten, so suchten wir uns durch Geberden und Augensprache verständlich zu machen. Als die Früchte aufgetragen wurden, nahm sie ein Messerchen mit silberner Klinge aus der Tasche, schälte eine Birne, theilte sie in zwei Theile, wovon sie den einen mir gab, den andern selbst aß; dann bot sie mir das Messerchen dar, und ich wiederholte dasselbe.

Sie trank ein Gläschen Wein mit mir und lehrte mich zu sagen: Gesundheit; und aus den Bewegungen, die sie mit ihrem Glas machte, entnahm ich,

daß ich auf ihre Gesundheit trinken solle, gleichwie sie es auf die meinige that. Da ich dieses Wort nicht gut aussprechen konnte, so ließ sie es mich zwei- oder dreimal wiederholen, indem sie immer die Gläser wieder mit Wein füllte und wir sie leerten.

Ich weiß nun nicht, ob Bacchus oder eine andere Gottheit ihr das Blut ein wenig erhitzt hatte; nach einer ähnlichen Unterhaltung von zwei Stunden färbten sich ihre Wangen mit einer glühenden Röthe und ihre Augen glänzten von einem wollüstigen Feuer, dadurch war sie eine vollkommene Schönheit geworden; nun stand sie von dem Sessel auf, streckte sich, sah mich an, seufzte und setzte sich nieder; dieses Alles aber in Gegenwart zweier niedlichen Aufwärterinnen, die auch nach ihrer Art gekleidet waren und die mich während des ganzen Nachtessens und unserer Unterhaltung gedient hatten. Endlich ging eine derselben fort, und nach einigen Minuten gab die Frau auch der andern ein Zeichen, sich zurückzuziehen, indem sie ihr noch einige deutsche Worte sagte, die ich nicht verstand. Kurze Zeit nachher kam sie wieder, brachte ein Buch und ging wieder ab. Als wir nun allein geblieben waren, rückte sie mir näher, suchte in demselben einige Worte, bezeichnete sie mit Papierstreifen und gab mir zu verstehen, ich möchte sie lesen. Dieses Buch war ein deutsch-italienisches Wörterbuch. An den drei bezeichneten Stellen las ich: I c h l i e b e S i e; und fand, daß es io amo voi ausdrückt. Da der zweite Theil das italienisch-deutsche Wörterbuch enthielt, so suchte ich das Bindewort u n d, ich ließ sie nun die Worte lesen: u n d i c h l i e b e S i e.

Die Scene wurde nun höchst spaßhaft und anziehend; wir unterhielten uns wenigstens eine und eine halbe Stunde mittelst dieses Wörterbuchs und sagten uns gegenseitig verschiedene Sachen, die den Anschein hatten, sehr ernsthaft endigen zu wollen.

Glücklicherweise fuhren einige Wagen an dem Gasthofe an, die, die Frau Wirthin gegen ihren Willen

nöthigten, mich zu verlassen, und so blieb ich endlich allein. Dieses gab mir Muße über dieses sonderbare Geschichtchen Betrachtungen anzustellen. Wie ist es möglich, sagte ich zu mir, daß in einem Lande, das von Maria Theresia regiert wird, eine Regentin, berühmt wegen der Strenge ihrer Gesetze, in einem Lande, wo nächtliche Ausführungen stattfinden, wo jeder Fremde gleich nach seiner Ankunft mit einer Art von Feierlichkeit schriftlich seinen Vor- und Zunamen, Vaterland, woher er kommt, wohin er geht, was seine Verrichtungen sind u. dgl. m. anzugeben genöthigt sind, und wo die Geistlichen, die Mönche, die Spione der Regiernng einen so großen Einfluß haben, wie ist es möglich, sagte ich, daß in Gasthäusern eine solche Freiheit stattfinden könne, die in einem Nu zu der ärgerlichsten Ausschweifung ausarten kann? Widersprüche in Allem; auch in den Regierungen! Während ich tief in diesen Gedanken versunken war, kam die Wirthin wieder ganz lustig in mein Zimmer mit den nämlichen beiden Mädchen, die bei Tisch aufgewartet hatten. Sie brachten Gefrorenes uud Zuckerbackwerk, welches sie mich nöthigte, mit ihr zu nehmen; indessen fing eines der Mädchen an recht hübsch ein deutsches Liedchen zu singen, dessen Anfangsworte waren:

Ich liebe einen welschen Mann;

Während diese sang, erinnerte ich mich der Calipso und der Leucothea und dachte, mich in Telemarchs Lage zu befinden. Nachdem die deutsche Nymphe ihr Liedchen geendigt hatte, verließ sie uns mit der andern und ich blieb neuerdings allein mit ihrer Gebieterin. Da wurde mir nun klar, daß ich eines Mentors bedürfe. Der gefällige Morpheus wurde der meinige. Ich nahm das Wörterbuch zur Hand und ließ sie das Wort Schlaf lesen. Sie war äußerst bescheiden, schellte am Glockenzug, hierauf kam eine der Aufwärterinnen und die schöne

Wirthin zog sich mit größtem Anstand zurück. Die Zimmermagd deckte das Bett ab, zeigte mir das Wasser zu trinken und um mich zu waschen, und verweilte noch mit freundlich lächelndem Gesichte bei mir. Ich konnte diese Höflichkeitsbezeugung nicht recht fassen, glaubte, daß sie ein Trinkgeld erwarte und bot ihr also ein Stück Geld an, das sie aber mit einer Art Verachtung zurückwies, mir aber mit vieler Grazie die Hand nahm, einen Kuß darauf drückte und mich verließ. Diese ganze Comödie, welche nicht weniger als fünf Stunden gedauert hatte, war für mich sehr unterhaltend. Aber ich konnte die Geistlichen, die Mönche, Maria Theresia und ihren ganzen peinlichen Codex nicht aus meinem Kopfe bringen; denn von allen diesen Sachen hatte ich immer gerade so reden hören, wie von der heiligen Inquisition in Spanien. Endlich aber schlief ich doch ein. Als ich am Morgen viel später als gewöhnlich aufgestanden war, fand ich im Nebenzimmer ein vortreffliches Frühstück, und die Wirthin, die mich erwartete. Schon hatte ich so viel gelernt, um die gewöhnlichsten Complimente deutsch auszudrücken. Zum Beispiel: Guten Morgen, wie befinden Sie sich, haben Sie gut geschlafen. Aber von allen meinen Complimenten sprach diese schöne Frau keines mehr an, als: ich liebe Sie. —

Nach dem Frühstück war sie genöthigt, mich zu verlassen; auf mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich zwei oder drei Frauen, die meiner harrten; sie hatten mit allerlei Waaren gefüllte Körbchen, die sie in Gasthäusern den Fremden feil boten. In weniger als zwei Stunden folgten ihnen wohl noch deren zwanzig nach. Auch dieses schien mir ganz sonderbar, und war mir ganz auffallend in einem Lande, wo man mit so großer Strenge über Sittlichkeit wachte; denn unter dem Vorwand, Nadeln, Faden, Stecknadeln, Halsketten, Nesteln, Halstücher u. dergl. zu verkaufen, war es wohl sehr leicht, auch andere Sachen abzusetzen, die sich nicht in

ihren Körbchen befanden. Ich brachte zehn oder zwölf Tage in diesem Gasthause zu, und theils mit dem Wörterbuch, theils mit der Grammatik in der Hand unterhielten wir uns täglich wohl vier bis fünf Stunden; der Gegenstand unserer Unterhaltung aber war stets derselbe und endigte immer mit einem ich liebe Dich. Am Ende dieser Zeit bemerkte ich, daß ich mir schon eine kleine Wörtersammlung erworben hatte; die Worte aber sowohl als die Phrasen bezogen sich alle auf Liebe. Diese dienten mir jedoch sehr viel in der Folge bei meinen jugendlichen Eroberungen, sowohl in dieser Stadt als anderswo; aber zu gleicher Zeit bemerkte ich auch noch eine andre Sache, an die ich bis dahin noch nicht viel gedacht hatte, daß nämlich meine Börse bald leer sei, denn obwohl ich sehr wenig in diesem Gasthofe ausgab, so war doch dieses sehr Wenige hinreichend, um das mehr als Wenige, was ich nach Görz gebracht hatte, zu erschöpfen. Diese gute Frau bemerkte schon die Annäherung meiner Verlegenheit, und machte mir mit seltener Großmuth bei Leuten von ihrem Gewerbe Anerbietungen,*) die mich ganz rührten; aber ich habe nie das Gewerbe gekannt, die Börsen der Frauen zu decimiren, obgleich sie die meinige nur zu oft stark in Anspruch genommen haben; ich faßte also den Entschluß, mein Gasthaus zu verlassen. Wir blieben aber gute Freunde, und ich habe ihr, so lange sie lebte, die Gesinnungen des aufrichtigsten Wohlwollens und wahrer Achtung gezollt, was aber leider nur noch ein kurzer Zeitraum von sieben Monaten war, an deren Ende sie, in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, das Opfer eines hitzigen Fiebers wurde. Ich weinte viel und diese schöne und liebenswürdige Jungfrau, die

---

*) Sie legte mir eines Abends eine Börse unter mein Kopfkissen mit einigen Goldmünzen, die ich ihr aber zwischen Küssen und Thränen zurückgab.

wirklich mehr verdient hätte eine Fürstin als eine Gastwirthin zu seyn. Sie war gewiß eine der besten Frauen, die ich im Laufe von achzig Jahren meines Lebens kennen gelernt habe. Vielleicht wenn sie nicht gestorben wäre — Aber der Tod

Raubt die Besten, die Schlechten läßt er zurück.

Ich wechselte also meine Wohnung, und hoffte mit der Leyer wieder zu verdienen, was ich für Reisen und in den zwölf Tagen ausgegeben hatte, die ich wie Ruggier und Rinaldo mit den beiden Zauberinnen des Arriost und des Tasso verlebt hatten.

Da in diesen Tagen der Friedensschluß von Teschen zwischen der Kaiserin und dem König Friederich von Preußen bekannt wurde, so kam mir der Gedanke eine Ode über diesen Gegenstand zu schreiben, und ihr den Titel

Der Wettkampf der Vögel

beizulegen, als Anspielung auf das Wappen beider Souveräne. Ich widmete sie dem Grafen Guido Cobenzl, einem der ersten Herren in Görz und selbst in Deutschland, und Vater dessen der diesen Frieden unterhandelt und zur Ausführung gebracht hat. Dieses Gedicht wurde dann die Veranlassung beinahe zu allen meinen literarischen Vorfallenheiten in Deutschland.

Ich brachte diese Ode dem Cobenzl, der mich mit liebenswürdiger Gefälligkeit und großer Höflichkeit empfing, er las sie in meiner Gegenwart und er schien großes Wohlgefallen daran zu haben. Er ließ sie auch auf seine Kosten drucken, und vertheilte davon viele Abdrücke an die angesehensten Familien jener Stadt, deren sie damals eine große Anzahl hatte. Man muß eine kleine Schrift des Grafen R. v. Coronini lesen, betitelt „Gavizianische Pracht" um sich eine Idee von der Menge, dem Alterthum, der Anzahl berühmter Personen machen zu können, auf die dieses Land stolz ist. — Ich fand unter ihnen mehrere Mäcene, von denen ich nach diesen

meinen ersten Versen gut aufgenommen und geehrt wurde. Ich kann mich nur mit dem Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit der Namen Strafoldo, Lauthieri, Cobenzl, Attems, Suns, Coronini und Torriani erinnern.

Alle bewetteiferten sich mir Gunstbezeugungen und Wohlthaten zufließen zu lassen. Ich kann die Höflichkeit und die Freigebigkeit dieser angesehenen Cavaliere nie genug rühmen. — Sie liebten mich und meine Gedichte. Das Mitleid, welches ihnen die Vorfälle meines Lebens eingeflößt hat, munterte sie auf, mir mein bitteres Geschick auf hundert verschiedene Arten zu mildern. Sie kamen allgemein allen meinen Bedürfnissen zuvor, und zwar auf so edle und delikate Weise, daß meine Eigenliebe nicht im geringsten dabei litt, und ich durchaus keine Veranlassung hatte zu erröthen. Glücklich sind jene Länder zu nennen, in denen sich viele solche Bewohner befinden. Selbst die Armuth wird darin die Quelle von Gütern für die, die eine erkenntliche, edle Seele haben, die empfänglich ist den hohen Genuß der Dankbarkeit zu fühlen. Das süße, herrliche Gefühl, welches ihre Wohlthaten in mir erweckten, veranlaßte mich oft meine vergangenen Unglücksfälle zu preisen. Ich wohnte in einer armseligen Kammer, die ich bei einem Kornhändler gemiethet hatte. Wir waren alle beide sehr arm, und paßten deßhalb recht gut zusammen. Die große Einfachheit meines Schlupfwinkels war übrigens durchaus kein Hinderniß, daß man mir beständig Besuche abstattete. Alle Freunde der Musen wollten meine Bekanntschaft machen. Einige thaten es um mich zu bewundern, andere vielleicht in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden mich critisiren zu können. Ein gewisser Coletti, der vom Korporal Buchdrucker geworden war, und der geträumt hatte auch Dichter zu sein, konnte die von mir errungenen Beifallsbezeugungen nicht ohne Verdruß ertragen, und äußerte sich eines Tages öffentlich, daß ich nicht der Urheber der Ode über den

Frieden sein müsse, weil ich während einiger Monate keine andere Verse mehr zum Vorschein gebracht habe. Dieser Mensch war nämlich von einem poetischen Ehrgeiz gestachelt. Alle Tage erschienen neue Gedichte aus seiner schlecht-fruchtbaren Bockpfeife, es schien ihm deßhalb unbegreiflich, daß ich so lange Zeit mein Stillschweigen hätte bewahren können, wenn ich wirklich Dichter wäre. Ein anderer, der Herr Valerius de Valery, auch Buchdrucker jener Stadt, der ihn auf den Tod haßte, und der ihn dieses über mich sagen gehört hatte, fand Gelegenheit sich mir vorstellen zu lassen, in der alleinigen Absicht es mir zu hinterbringen; er hoffte mich gegen ihn aufreizen zu können, damit ich mich in einen dichterischen Wettstreit gegen ihn einließe und ihn demüthigte. Ich lachte Anfangs darüber, und gab dem guten Manne den Rath das gleichfalls zu thun. Er hatte aber einen zu heftigen Zorn, und zu aufgereiztes Blut, gegen den tipographischen Nebenbuhler, als daß er meinen Rath hätte befolgen können.

Indessen fuhr er fort, mich häufig zu besuchen und mir immer das nämliche Klaglied anzustimmen; aber ich gab ihm kein Gehör, weil ich glaubte, ein solcher Mensch verdiene nicht, daß man nur empfindlich gegen ihn werde. Da dieser Valerius hörte, daß ich nicht sehr zufrieden mit meinem Miethherrn sei, der die abscheuliche Gewohnheit hatte, sich täglich zu berauschen, und was noch schlimmer war, in der Betrunkenheit seine Frau zu schlagen, da der Wein immer Eifersucht bei ihm erweckte, obgleich sie weder schön, noch jung war, so bot er mir auf die höflichste Weise ein Zimmer in seinem Hause an, das ich den Muth nicht hatte auszuschlagen. Er behandelte mich nun mit so vieler Gastfreundschaft und Gefälligkeit, daß ich ihm schuldig zu sein glaubte, auch für ihn alles thun zu müssen, was in meinen Kräften stund und was die Gesetze der Rechtlichkeit gestatteten. Er verlangte von mir nur Verse und ich hatte auch nichts anderes, was ich ihm hätte

geben können. Wann werden wir einmal den fanatischen Narren züchtigen, sagte er mir eines Tages? — Coletti war indessen nicht allein Fanatiker und Narr, er verband noch mit einer unbeschreiblichen Unkenntniß eines wirklich guten, poetischen Geschmacks, und einem Mangel aller Kenntnisse, welche man von jedem Gelehrten mit Recht fordert, eine ekelerregende Eitelkeit und eine unermeßliche Einbildung. Außer diesen Eigenschaften war er noch Lügner, Schmeichler, Heuchler und neidisch in hohem Grade, und verhüllte unter dem Schleier der Scheinheiligkeit eines Pharisäers seinen Hang zu Ausschweifungen. Er unterließ nie, bei jeder Gelegenheit hinter meinem Rücken Uebles von mir zu reden, während er in meiner Gegenwart mich mit den unerhörtesten Lobeserhebungen überhäufte. Er konnte sich nicht enthalten, mich eines Tages zu fragen, warum ich nicht suche, meinen Ruf in Görz „durch eine neue Schöpfung meines fruchtbaren Talents" noch fester zu begründen? Ich werde es Ihnen in Versen sagen, sagte ich ihm lächelnd; als ich nun zu Hause angelangt war, schien ich mir etwas erhitzt und durch diese sonderbare Frage gerade ganz aufgelegt zu sein, sie ihm auf der Stelle zu beantworten; ich schloß mich in mein Zimmer ein und schrieb beinahe ex abrupto ein spaßhaftes Gedicht in Strophen von acht Versen, das ich noch an demselben Abend meinem gefälligen Hauswirthe gab, indem ich ihn zugleich von der sonderbaren Scene unterrichtete, welche ich am Morgen mit unserm beiderseitigen Freunde hatte. Die Freude, womit er dieses Geschenk aufnahm, läßt sich nicht beschreiben, noch weniger aber das Vergnügen, was er bei Durchlesung desselben kund gab. Er war zwar nicht selbst Dichter, aber vollkommen mit dem nöthigen Scharfsinn begabt, um das Gute vom Schlechten unterscheiden zu können, überdieß hatte ich einige Saiten angeschlagen, die sein Ohr angenehm kitzelten. Ich nannte durchaus keinen Namen, aber sowohl Coletti, als alle

andern Reimemacher dieser Art sahen sich darin so gut getroffen, daß sie sich wohl selbst gleich erkennen mußten. Besonders ein paar Strophen waren darin, welche diesen Aermsten im Innersten verwundet haben.

Valerius verfehlte nicht, dieses Gedicht sogleich durch den Druck zu veröffentlichen. In einem Augenblick war es im ganzen Lande verbreitet, und sowohl meine, als die Freunde des Herausgebers fanden es sehr angenehm und schenkten ihm die freudigste Aufnahme. Coletti knirschte mit den Zähnen, aber getraute sich nicht, den Mund zu öffnen, um sich nicht blos zu geben, daß er sich darin erkannt habe. Alle sagen mir, sprach er eines Tags zu mir, daß Sie versucht haben, mein Bild zu entwerfen, aber wahrhaftig, ich kann mich dariu nicht erkennen. Er war aber auch besser gezeichnet und getroffen, als selbst meine Absicht war, und verfehlte aber auch seiner Zeit nicht, sich dafür zu rächen. Diese Kleinigkeit, ich darf es wohl sagen, trug viel dazu bei, mich in der ganzen Stadt noch viel beliebter zu machen. Es verging kein Tag, an welchem ich nicht neue Beweise von Freigebigkeit und Freundschafts-Bezeugungen erhielt. Der Graf Coronini wünschte, daß ich das schon angezeigte kleine Werkchen Pracht der Görzer in italienische Verse übertrüge; ich that es und wurde großartig dafür belohnt.

So vergingen vier Monate in dieser bequemen und ruhigen Lebensweise, die durch einen einzigen Gedanken getrübt wurde, und dieser war das Andenken grundlos, und ohne Veranlassung dazu gegeben zu haben, von meinem geliebten Vaterlande so sehr mißhandelt worden zu sein, für das ich mich so gerne vrrwendet habe. Dennoch aber konnte ich eine gewisse Sehnsucht nicht unterdrücken, es wieder zu sehen, meine Verwandte und Freunde, vor Allen den Zuguri, Memmo und Pisani wieder zu umarmen.

Indessen kam mein theurer Freund C. Mazzola, auf seiner Reise nach Dresden, woselbst er zum Opern-Dichter ernannt worden war, nach Görz. Er kam gleich zu mir um mich zu besuchen und erzählte mir die schreckliche Verwandlung von Pisanis Schicksal, der, nachdem er Procurator von St. Marco geworden war, was eine der höchsten Würden in der venetianischen Republick war, zur Nachtzeit in seinem eigenen Palaste aufgehoben, und auf Befehl der Inquisitoren des Staats auf das Castell in Verona in Gewahrsam gebracht wurde. Das Schicksal meines Freundes beweinend, gab ich nun alle Hoffnung auf, je wieder nach Venedig zurückkehren zu können und bat den Mazzola mir, wenn es möglich wäre an dem Hofe zu Dresden irgend eine Anstellung zu verschaffen. Mazzolà versprach mir nicht nur seine Verwendung, sondern machte mir selbst viele Hoffnungen zu gutem Erfolge, indem er auf den Einfluß des Grafen Marcolini zählte, dessen Gunst und Achtung mein Freund genoß, und der damals erster Minister des Kurfürsten war. Während der Zeit kam eine gute Schauspielergesellschaft in Görz an: meine Freunde und Gönner wünschten, daß ich ein Drama und eine Tragödie für sie schreiben solle, ich wagte aber nicht mich auf die Probe zu stellen, weil ich nie für's Theater geschrieben hatte und bange hatte, der Cothurn möchte mich wieder verlieren machen, was ich durch mein Gedicht für die Zither zu singen gewonnen hatte. Ich mußte mich übrigens dennoch auf das dringende Gesuch einer ehrwürdigen Matrone dazu verstehen die Uebersetzung einer deutschen Tragödie zu unternehmen, die aber nur zweimal gegeben wurde; ich weiß jedoch nicht ob das Original oder ich davon die Schuld trug. Um diesem Durchfall einigermaßen abzuhelfen, gab ich derselben Gesellschaft die Tragödie „der Graf Warwick“, die theils von meinem Bruder, theils von mir aus dem Französischen übertragen war, und diese gefiel besser. Indessen hörten die Herrschaften zu Görz nicht auf mich

zu ehren und zu lieben, und ich fuhr fort ihnen Verse zu machen, die immer wohl gefielen und gut belohnt wurden. Es wurde damals in Görz eine arcadische Gesellschaft gebildet, deren Vorstand Graf Cobenzl war, unter deren Schäfer auch ich aufgenommen wurde. Colletti, als guter Buchdrucker wurde zum Secretär ernannt, als welcher er die Handlungen der Gesellschaft aufzuzeichnen und zu publiciren hatte, und dieses stiftete eine Art literarischer Brüderschaft zwischen ihm und mir, von den es ihm listigerweise gelang sie mich als aufrichtig von seiner Seite glauben zu machen. Ich begann nun ihn mit Freundschaft zu behandeln, wenn ich ihm auch meine Achtung als Dichter nicht zollen konnte, und glaubte fest, er habe auf meinen ihm vorgehaltenen Spiegel vergessen; vertraute ihm auch unter anderem, daß ich vielleicht nach Dresden abreisen werde, daß Mazzolà, den er bei mir gesehen hatte, mir dazu Hoffnung gemacht habe, und ich selbst die Sache für sehr möglich halte. Er schien erstaunt, und drückte mir sein Bedauern darüber aus, doch glaubte ich zu bemerken, daß es ihm Freude gemacht hatte.

Diese Mittheilung hatte ich auch andern gemacht; kaum zwei Monate nachher erhielt ich nun einen Brief von Dresden, mit der Weisung mich unverzüglich dahin zu begeben, um einen ehrenvollen Posten am kurfürstlichen Hofe anzutreten. Der Brief war zwar nicht von der Handschrift des Mazzolà, aber die Unterschrift, die ich genau kannte, war die seinige, und ich hatte durchaus keinen Grund einen Betrug zu fürchten, da die Nachricht von einem bewährten Freunde kam, von dem ich überzeugt war, daß er den herzlichen Wunsch hege, mir Gutes zu thun. Ich las also den Brief meinen Freunden und nachdem wir all Vortheile in Betracht gezogen hatten, beschloß ich auf ihren Rath nach Dresden zu gehen, und erhielt in diesen letzten Tagen noch tausend neue Beweise von Höflichkeit sowohl von den Damen, als von den Cavalieren jener Stadt.

Den Tag vor meiner Abreise gab der Graf Ludwig Toriani, in dessen Hause ich schon seit einiger Zeit wohnte, seinen Freunden ein glänzendes Nachtessen, das heiterer und belebter als je war, nach Beendigung desselben machten sie ein Spiel, das sie im Laufe eines jeden Monats ein oder zweimal, abwechselnd in einem der Häuser dieser angesehenen Gesellschaft wiederholten, die verlorenen Gelder wurden in einem geschlossenen Gefäß vom Töpfer, das nur oben einen kleinen Spalt hatte groß genug um das Geld hinein fallen zu lassen, aufbewahrt, und nach einem gewissen Zeitraum, an einem festgesetzten Tage geöffnet und zum Vergnügen der Gesellschaft verwendet. Der Zufall wollte, daß dieses der letzte Tag dieses Zeitraums war, und drei Vorschläge zu Verwendung des vorräthigen Geldes gemacht wurden; einer vom Herrn des Hauses und von zwei andern durch das Loos bestimmten Damen, worüber dann die ganze Gesellschaft abstimmte. Der Herr des Hauses ließ den Damen das erste Stimmenrecht, von denen die Erste, eine Schlittenfahrt nach Gradiska, die Andere einen Masken-Zug zu Pferd in Vorschlag brachten. Der gute Graf Toriani, nachdem er die Gründe meiner Abreise auseinander gesetzt hatte, trug darauf an, daß die in dem Gefäße gesammelten Gelder mir, zur Bestreitung meiner Reisekosten von Görz nach Dresden, angeboten werden sollen.

Ein Ja oder Nein mußte die Sache entscheiden. Schlittenfahrt! rief dann der Graf. Ein allgemeines Nein war die Antwort. Maskenzug! Ein noch lauteres Nein erfolgte hier, Da Ponte nach Dresden! Ja, Ja, Ja, wiederhallte durch den ganzen Saal. Die Gattin des Grafen, mehr ein Engel voll Güte, als eine Frau, schickte sich nun an das Gefäß zu zerbrechen; aber mehrere Damen der Gesellschaft erboten sich noch weitere Beiträge zu geben und ihr Beispiel wurde von allen mit größter Freude befolgt. Endlich warf der Graf Strasoldo, der der letzte war,

die Vase auf den Boden, Alle beeiferten sich nun das Geld aufzulesen und in ein von der Hausfrau aufgelegtes, schönes, seidenes Tuch zu sammeln und baten sie dann allgemein, daß sie mir auch das Geschenk überreichen möchte. Sie übergab es mir nun mit folgenden Worten:

Herr Da Ponte, empfangen Sie dieses Dargebotene von Ihren Freunden in Görz. Möge Ihnen so viel Glück in dem Lande, wohin Sie sich begeben, wiederfahren, als sich Geldstücke in diesem Sacktuche befinden. Erinnern Sie sich zuweilen an uns, und glauben Sie, daß wir oft Ihrer gedenken werden.

Man erwartete eine Erwiederung von mir, aber ich war so ergriffen und überrascht von dieser seltenen Scene von Großmuth, Freigebigkeit und von denen mir gezollten und unzweifelhaften Beweisen von Achtung und Wohlwollen, daß es mir nicht möglich war, nur den Mund zu öffnen. Der Graf dankte nun statt meiner dieser edlen Gesellschaft, und mein Stillschweigen war weit beredter, als aller Dank, den ich mit Worten hätte vorbringen können. Ich wurde aber auch verstanden, und das Zartgefühl meines Herzens allgemein mit Beifall aufgenommen. Alle diese rührenden Gunstbezeugungen brachten in mir eine so wunderbare Wirkung hervor, daß ich die ganze Nacht hindurch nur weinen konnte. Bei dem alleinigen Gedanken, eine Stadt verlassen zu müssen, deren gute Bewohner mich mit so ausgezeichneter Güte behandelt haben, und wo ich dahin gelangt bin, mich selbst schätzen zu lernen.

Der Graf Torriani bemerkte schon während der Tafel den heftigen, innern Kampf, von dem meine Seele ergriffen war] und führte mich zum Grafen Cobenzl, nach längerer Unterredung und Ueberlegung rtethen sie mir, fortzugehen. Dieser letztere gab mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Sohn nach Wien, an denselben

nämlich, der den Frieden von Teschen mit dem König von Preußen geschlossen hatte. Von diesem Herrn wurde ich sehr liebreich aufgenommen; er sprach mir von dem Gedicht, das ich für ihn geschrieben hatte; und bei meiner Abreise schenkte er mir ein Reisebuch, auf dessen Titelblatt er eine Banknote von hundert Gulden mit einer Stecknadel angeheftet hatte, auf deren Rückseite

Von Cobenzl dem Da Ponte, für seine Reisekosten.

geschrieben war. Bei meiner Ankunft in Wien starb die Kaiserin Maria Theresia, eine Regentin, die allgemein in jener Hauptstadt geliebt war; es herrschte also überall die tiefste Trauer und man sah nur Thränen: ich verweilte mich nur drei Tage. Nach meiner Ankunft in Dresden begab ich mich sogleich zu Mazzollà. Als er mich in sein Zimmer treten sah, rief er mit großem Erstaunen: Wie! Da Ponte in Dresden! Es wird nicht schwer sein, sich vorzustellen wie unangenehm ich von diesem Empfang überrascht war. Er kam auf mich zu, aber ich hatte kaum die Kraft den Mund zu öffnen, noch weniger seine freundlichen Umarmungen in gleichem Maße zu erwiedern. Als er sah daß ich nichts sprach, fügte er noch bei; Ah ja, Du wirst als Theater-Dichter nach Petersburg berufen seyn.

Ich kam nach Dresden, erwiederte ich alsdann, um meinen Freund Mazzollà wieder zu sehen, und um, wenn eine Gelegenheit sich darbietet, die Gunst seiner Freunde mir zu Nutzen zu machen.

Dieses sprach ich ganz mechanisch aus, und ohne zu wissen was ich sagte. Ganz gut, erwiederte er, Du hast vielleicht den günstigen Augenblick dazu gewählt. Er führte mich nun in einen nahegelegenen Gasthof, wo wir uns einige Zeit über verschiedene Gegenstände unterhielten, ohne aber auch nur entfernt von jenem Brief zu sprechen.

Mitternacht war schon vorüber als wr nus erließen.

Ich durchwachte den Rest der Nacht unter tausend verschiedenen Gedanken. Da ich unmöglich glauben konnte, daß Mazzollà je hätte beabsichtigen können mich zu täuschen, und auf der andern Seite doch die feste Ueberzeugung hatte, daß die Unterschrift des bekannten Briefes die seinige seye, so konnte ich mich nur in tausend Ideen verwickeln, ohne aber auch nur einen vernünftigen Grund aufzufinden, eine als die wahre festhalten zu können. Den folgenden Morgen besuchte ich ihn wieder, ohne jedoch mehr entdeckt zu haben als am verflossenen Tag. Ich fragte ihn nun, ob er sich noch seines in Görz gemachten Versprechens erinnere? Ich erinnere mich dessen sehr wohl, aber bis jetzt hat sich noch keine Gelegenheit gezeigt, etwas für Dich thun zu können, wie ich Dir auch geschrieben habe. Wie, Du hast mir geschrieben? antwortete ich mit großem Erstaunen. Ich habe es Dir geschrieben und habe Dich versichert, daß ich nicht verfehlt habe, mich an mein Versprechen zu erinnern, und daß seit wenigen Tagen der Prinz Anton, Bruder unseres Kurfürsten seinen Secretär verloren, und ich mir deßhalb vorgesetzt habe, mich bei dem ersten Minister um diese Stelle für Dich zu verwenden; ich werde es also recht gerne thun, und mit weit größerem Vergnügen noch, da Du nun selbst hierher gekommen bist. Ich blieb noch den ganzen Abend bei ihm und bemühte mich ihm meine große Verlegenheit, so viel als möglich zu verbergen. Als ich nach Hause gekommen und wieder mir selber überlassen war, beschäftigte ich mich aufs Neue damit, aus diesem einzigen Wirrwarr ins Klare zu kommen. Mazzollà dachte ich, hat mir nach Görz geschrieben und ich habe seinen Brief nicht erhalten; dafür kam mir ein von unbekannter Hand geschriebenes Schreiben, jedoch mit der Unterschrift dieses Freundes zu. Sollte ich unter diesen Umständen nicht Verdacht schöpfen müs-

sen, daß diese Unterschrift falsch sey? Aber wer könnte dieses gethan haben? Wer anders als Colletti.

Ich habe ihn in meinem Gedicht entlarvt; ich war ihm ein beständiger Dorn in den Augen, so lange ich in Görz verweilte; wenn durch irgend einen Zufall, oder durch einen Kunstgriff der wahre Brief von Mazzollà in seine Hände gekommen ist, kann er nicht seine Unterschrift nachgeahmt und sein verfälschtes Schreiben in das Blatt mit der Ueberschrift an mich, und mit dem Postzeichen von Dresden gelegt und mir dadurch diesen Verrath bereitet haben? Nun untersuchte ich diesen Brief von Neuem mit großer Aufmerksamkeit, es schien mir einige Verschiedenheit in der Handschrift, und ein doppeltes Siegel zu finden; überdieß war die Art des Papiers von dem Brief und der Ueberschrift sehr verschieden; das des ersten hatte, um mich jeden Zweifels zu überheben, sogar den Stempel eines Papierfabrikanten von Görz. Auf diese Weise hatte dieser Mann zwar meine Reise nach Dresden begünstigt, aber auch auf eine gewagte Art sie schneller herbeigeführt. Ich gewann also die volle Ueberzeugung, daß Colletti der Urheber dieses schlechten Streiches sei, und habe bis heute noch nicht Gelegenheit gehabt, mich eines andern überzeugen zu können. Die Vorsehung wollte indessen nicht, daß es für mich so nachtheilige Folgen habe, wie dieser Mensch wahrscheinlich gehofft hatte. Es schien selbst, daß es ganz zu meinem Glück ausschlagen werde, und mir einen neuen Standpunkt im Leben bereiten wolle, auf dem ich ein dauerhaftes, ruhiges Glück genießen solle, was nicht zu bezweifeln gewesen wäre, wenn nicht durch den frühzeitigen Tod des allgemein zu spät erkannten und nie genug beweinten Kaiser Josephs die Hoffnungen der Welt mit den meinigen zerstört worden wären. Obgleich es Mazzolà nicht gelang, die Anstellung bei Hofe für mich zu erhalten, so blieb ich dennoch in Sachsen.

Ich wurde von ihm mit so großer Gastfreundschaft,

Freigebigkeit und Freundschaft behandelt, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, ihn zu verlassen. Auf der andern Seite blieb mir auch immer noch einige Aussicht, daß sich mit der Zeit noch eine Gelegenheit zu einer anständigen Anstellung für mich zeigen werde.

Ich brachte indessen den größten Theil des Tages und noch einen Theil der Nacht mit Mazzolà zu. Er war sehr beschäftigt, Dramas selbst zu schreiben, zu übersetzen und zum Gebrauch des dortigen Theaters, das damals eine der besten, dramatischen Gesellschaften von Europa aufzuweisen hatte. Um nicht ganz unthätig zu sein, erbot ich mich ihm bei seinen theatralischen Arbeiten zu helfen, was er auch einigermaßen annahm. Ich übersetzte oder bearbeitete also bald eine Arie, bald ein Duett in seinen Opern, oft eine ganze Scene, die er mir immer vorher bezeichnete. Er hatte damals eine Oper von F. Quinant in Arbeit, die, wenn ich mich nicht irre, Ati und Cibele betitelt war; ich fand darin einige Rollen voll Anmuth und Interesse, und erbot mich, diese zu übersetzen. Meine Uebersetzungen müssen ihm, dem Anschein nach, sehr gefallen haben, denn nachdem er mich in verschiedenen Rollen und Charakteren verwendet hatte, konnte er sich nicht enthalten, mich zu fragen: warum ich nicht versuche, für's italienische Theater zu schreiben. Du weißt ja selbst, erwiederte ich, daß die dramatische Kunst so im Verfall in unserm Vaterlande ist, daß wirklich viel Muth dazu gehört, sich ihr zu widmen. Es gab in der damaligen Zeit unter den dramatischen Dichtern, die für die italienischen Theater arbeiteten, nicht einen, der verdient hätte, gelesen zu werden. Metastasio war in Wien; Moretti und Coltellini in Petersburg; Caramondani in Berlin, und Migliavacca zuerst, dann Mazzollà am Hofe zu Dresden angestellt. Unter hundert andern, die noch vorhanden waren, befand sich auch nicht einer, der ein Drama zu schreiben gewußt hätte, das würdig gewesen wäre, gelesen oder auf der Scene gesehen zu werden.

Der Porta, der Zini, der Palombo, der Bertatti und andere ähnliche Stümpler*) für die Bühne, die nie, auch nur die Anfangsgründe der Dichtkunst gewußt, noch weniger einen entfernten Begriff von den unzählig vielen Regeln, Gesetzen und Kenntnissen gehabt haben, welche ganz unerläßlich sind; für jeden, der ein gutes Drama schreiben will, waren die Euripides, die Sophokles von Rom, Venedig, Neapel und selbst von Florenz und von allen andern größern Städten Italiens.

Dieser Uebelstand hatte übrigens den Hauptgrund seines Entstehens dem schändlichen Geize der geldgierigen Theater-Unternehmer zu verdanken, die bessere Talente nicht durch bessere Belohnung sich zu gewinnen, und für eine so schwierige Art von Dichtung aufzumuntern wußten, und während sie einer trillernden Narsette oder Tride tausend und zweitausend Ducaten bezahlten, um nur wenigemale aufzutreten, schämten sie sich nicht, einem vollendeten Dichter fünfzehn oder zwanzig Thaler für ein Libretto anzubieten, das ihn vielleicht eine drei Monate lange Arbeit und Schweiß kostete. Zu diesem schändlichen Verfall einer so schönen Kunst trug auch die höchste Unwissenheit von beinahe allen sogenannten*) Kapellmeistern sehr viel bei, die auf den unziemlichsten, gemeinsten Text, wie für neapolitanische Lazzaroni geschrieben, im Allgemeinen die schönste Musik komponirten, gerade wie, vielleicht selbst noch besser, als wenn sie sie auf die lieblich-schönen Arien eines Metastasio

*) Ein dramatischer Dichter sagte mir in einer Art Großsprecherei, daß er sich gut von den Theater-Unternehmern honoriren lasse. Er habe von einem gewissen Zardon für vier in einem Jahr geschriebene Opern achtzig Thaler bekommen! Dieser Poet mußte ja vom Sonnenthau leben!!

**) Dieses war der Zustand der dramatischen Bühn zu meiner Zeit in Italien. Ich kenne den Zustand gegenwärtiger Zeit nicht. Durch die Libretti aber, zu denen Rossini eine so schöne Musik componirt hat, wird meine Meinung dafür nicht sehr gehoben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

gemacht hätten. Diese aufmunternden Einflüsterungen meines Freundes kamen mir indessen nicht aus dem Kopfe, sie ermuthigten mich selbst einige Zeit später sehr, wie wir noch sehen werden, daß auch ich mein Schicksal in einem dramatischen Wettkampfe in einem der glänzendsten Theater der Welt versuchte.

Mein Freund stellte mich indessen seinen Bekannten und Freunden vor, unter denen der Graf Marcolini, erster Minister und großer Günstling des Kurfürsten, den ersten Rang einnahm; er war ein höchst verehrungswürdiger Mann, ausgezeichneter Gelehrter, der sich der Achtung und Gnade seines souverainen Gebieters in vollem Maaße zu erfreuen hatte. In kurzer Zeit entspann sich zwischen diesem letzten Herrn und mir eine solche Vertraulichkeit und Freundschaft, daß ich allen Widerwillen überwand und ihm meine ganze Geschichte erzählte. Er war darüber sehr betroffen, und nachdem er den von mir in Görz empfangenen Brief mehreremale genau untersuchte und den ganzen Vorfall mit Coletti sowohl, als den Inhalt meiner Verse vernommen hatte, fand auch er, daß mein Verdacht vollkommen gut gegründet seie, und lobte mein zartes Benehmen gegen Mazzollà, den er eben so sehr liebte, als er ihn hochschätzte; weil, sagte er, der Vorfall diesem Ehrenmanne ein groß Herzeleid verursacht haben würde, unverschuldet zwar, aber auch, ohne daß er im Stande gewesen wäre, abhelfen zu können. Mit den vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens verband dieser ausgezeichnete, vielseitig gebildete Minister auch einen vollkommen guten Geschmack für die Poesie und für den Cotta, den Lemane und den Bernhard Tasso hatte er eine Art von heiliger Verehrung. Er schien auch meine Gedichte mit Vergnügen zu lesen, aber in kurzer Zeit bemerkte ich, daß Mazzollà durchaus keinen Wohlgefallen daran hatte, wenn ich in Dresden Verse machte und veröffentlichte; er wollte mich mehr für einen Improvisator ausgeben, ein Gewerb, das damals auch in Deutschland sehr be-

STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

kannt und Mode wurde. — Er hatte seine Gründe dazu, und ich war weder blind, noch ungerecht, und noch weniger undankbar; da ich bemerkt hatte, daß der Pater Huber sehr großen Geschmack an den sehr schönen Psalmen des B. Tasso hatte und sie mit großer Vorliebe las, so dachte ich, daß es meinem Freunde nicht mißfallen könne, wenn auch ich einige dichte, um unsrem gemeinschaftlichen Freunde etwas Angenehmes zu erzeigen, da diese ja von der theatralischen eine ganz verschiedene Dichtungsart war. Ich schrieb nun sieben Psalmen und las sie dem Mazzollà, und er war der erste, der mir den Rath gab, dem Pater Huber eine Abschrift davon zu geben, sie selbst demselben zu dediciren. Ich verfehlte nicht, seinem Rathe zu folgen, und Mazzollà selbst war der Ueberbringer derselben; Huber war für meine Gabe sehr dankbar und gab die Psalmen selbst dem ersten Minister und dem Kurfürsten.

Ich wurde von allen dreien beschenkt, und ihre Geschenke, größtentheils Geld, kamen, um die Wahrheit zu sagen, ganz zu rechter Zeit. Obgleich ich diese Psalmen gerade nicht für lobenswerth hielt, trugen sie so zu der Entwicklung der wichtigsten Begebenheiten meines Lebens größtentheils sehr viel bei. Die günstige Aufnahme, die diesen Psalmen widerfuhr, schmeichelten mir um so mehr, als sie nicht nur von vielen Gelehrten Italiens mit Beifall aufgenommen, sondern sogar auch, ich nenne seinen Namen mit Stolz, von Hugo Foscolo, der ein seltenes Wunder von Wissen und Talent ist, mit Alfieri und Monti im Tragischen wetteifern kann, und vielleicht im Lyrischen Beide übertrifft, gelobt wurden.

Die Veröffentlichung dieser Psalmen verschaffte mir die Bekanntschaft von sehr vielen Leuten, unter andern auch die eines braven, gebildeten italienischen Malers, der zwei sehr schöne Töchter hatte. Mein Herz war schon von Charakter sehr empfänglich für die Leidenschaft der Liebe, und trotz vielen Sorgen und ernsthaften

Gedanken ließ es sich doch nach und nach in's Netz ziehen und verliebte sich im höchsten Grade in beide zugleich. Sie erwiederten auch meine Liebe voll Vertrauen; jede von ihnen schmeichelte sich, die Auserwählte zu sein, und obgleich jede auf die andere sehr eifersüchtig war, so blieben sie doch immer die besten Schwestern und Freundinnen. Die Mutter, obgleich schon nahe an vierzig Jahren, war auch schön, voll Grazie und Verstand; obwohl sie sehr vernünftig und äußerst sittsam war, so hörte sie sich doch gerne sagen, daß sie noch schön sei; und da man es ihr in der That auch ohne Schmeichelei sagen konnte, so wiederholte ich es ihr sehr oft, vielleicht zu oft selbst, um sie nicht ein wenig eitel zu machen; sie war, soweit es der Anstand erlaubte, meine Freundin.

Ich glaube daß diese Parteilichkeit gegen mich der Grund zu einer Nachsicht gewesen ist, die nahe daran war, mich und andere unglücklich zu machen. Ich zählte damals nicht mehr als dreißig Jahre, und, wie man sagt, mit einer gefälligen Figur, ein wenig Verstand, und einer poetischen, italienischen Seele begabt, auch nicht unwissend in Liebeshändeln, war es wohl kein großes Wunder, daß ich in den zarten Herzen der Mädchen keine große Hindernisse zu überwinden fand.

Ich bekenne übrigens daß ich nie einen Mißbrauch davon gemacht habe, und vom ersten Augenblick wo ich zu lieben anfing, was in meinem achtzehenten Jahr das erstemal der Fall war, bis in mein zwei und vierzigstes Jahr, in welchem ich eine Gefährtin für mein ganzes übriges Leben nahm, habe ich nie einem weiblichen Wesen gesagt: ich liebe Dich, ohne gewiß zu wissen sie auch lieben zu können, ohne irgend eine Pflicht zu verletzen. Oft wurden meine Aufmerksamkeit, meine Blicke und selbst meine Complimente, welche die allgemeine Höflichkeit mit sich brachte, für Liebeserklärungen aufgenommen, aber es versündigte sich nie weder mein Mund, noch suchte ich je aus Eitelkeit oder Phantasie, ohne Zu-

stimmung des Herzens oder der Vernunft, in einer leichtgläubigen, unschuldigen Brust eine Leidenschaft zu erwecken, die mit Thränen und Gewissensbissen endigen sollte. Meine Zuneigung zu diesen beiden Schwestern (so sonderbar es auch immer scheinen mag), war sehr groß; lebhaft und ganz gleich. Ich fragte mich selbst oft, welche ich mehr liebe, und konnte es mir nicht beantworten. Ich war nie glücklich, als wann ich mit beiden zusammen war; ich glaube, wenn die Gesetze es erlaubt hätten, so würde ich mich mit beiden zu gleicher Zeit verlobt haben.

Mit Allem dem hatte ich die Kraft mehr als zwei Monate täglich ihr Haus zu besuchen, ohne weder der einen noch der andern ein Wort von Liebe zu sprechen. Ich scherzte wirklich weit mehr mit ihrer Mutter, und eines Tages sagte ich ihr im Scherze, in Gegenwart von vielen Leuten, wenn Sie, meine Schönste nicht schon verheirathet wären, so würde ich Sie nicht ohne Furcht besuchen. Sie begann zu lachen, und sagte mir dann ganz leise ins Ohr: Wer den Töchtern wohl will, liebkost die Mutter. Als wir dann allein waren, wendete sie sich folgendermaßen an mich. Lieber Da Ponte, hören Sie mich an, aber ohne mich zu unterbrechen; man muß die Comödie endigen. Meine beiden Töchter sind wahnsinnig in Sie verliebt, und ich müßte mich sehr betrügen, wenn Sie nicht auch in meine beiden Töchter verliebt wären.

Sie sehen selbst wohl ein, daß eine kluge Mutter die Sachen nicht so fort gehen lassen kann, und es schmerzt mich unendlich, daß ich sie habe schon ein wenig zu weit kommen lassen; ich habe große Furcht ob nicht eine davon das Schlachtopfer werde: vielleicht gar Alle. Die jungen Leute, welche zu uns kommen, haben es schon bemerkt, und diejenigen welche gute Absichten auf meine Töchter haben, sind im höchsten Grade eifersüchtig, und haben nicht den geringsten Anstand es zu sagen Lieber Da Ponte, es muß ein Entschluß gefaßt werden.

Ich verlange durchaus nicht, daß Sie mir sogleich antworten. Ich gebe Ihnen dazu Frist bis morgen, aber auch nicht eine Stunde länger. Kaum hatte sie ausgesprochen, so war sie auch wie ein Blitz verschwunden. Jeder der ein zartfühlendes Herz hat, wird sich leicht denken können, daß jedes ihrer Worte ein Dolchstich für mich war. Nach wenigen Minuten stund ich auf um mich fort zu begeben, aber in demselben Augenblicke trat der Vater mit beiden Töchtern in das Zimmer, welche alle zwei bitterlich weinten und Reisekleider anhatten; er sagte mir: leben Sie wohl, Herr Da Ponte; ich bin im Begriff mit meinen Töchtern eine kleine Reise zu machen. Leben Sie wohl. Die beiden Töchter wagten nicht mich anzuschauen und folgten ihrem Vater nach. Blitz auf Blitz! Der Zustand meiner Seele in diesem Augenblicke war nicht zu beschreiben. Ich begab mich nach Hause, trat in mein Zimmer ein, fand aber weder Hülfe, noch Trost. Ich war ganz in Verzweiflung. In allen andern Fällen hätte eine Heirath meinem Elende ein Ende machen können, aber dadurch selbst konnte ich mir nicht einmal helfen. Ohne in Anschlag zu bringen, daß die große, ungewöhnliche Thorheit zwei zugleich zu lieben, den höchsten Gipfel erreicht hatte, so so sehr, daß ich nicht Herr über mich werden konnte, nur eine Wahl treffen zu können, so sprach sich auch Alles dem ganzen Anscheine nach so deutlich gegen mich aus, daß ich auf keine Weise die Eine hätte wählen können, ohne die Andere unglücklich zu machen. In diesem Zustande fand mich Mazzollà, der mich besuchte. Meine Gemüths=Bewegung war so groß, daß ich ihn nicht eintreten hörte, und ich ihn erst nach einigen Minuten wahrnahm. Er traf mich also verzweifelnd, weinend und wiederholt abwechselnd ausrufend: O Rosine! o Camilla! o Camilla! o Rosine! was wird aus euch Aermsten werden, was aus mir! Wie groß war mein Schrecken und meine Betrübniß, als ich bemerkte, daß Mazzollà bei mir im Zimmer stand.

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, damit er meine Beschäftigung nicht gewahr werde, aber er brach in ein schreckliches Gelächter aus, das mich ganz in Wuth, zu gleicher Zeit aber auch wieder zu Besinnung brachte. Er war schon früher von meiner zweifachen Leidenschaft unterrichtet, was ihn schon öfter lachen gemacht und vor Verwunderung in Erstaunen gesetzt hatte. Ich erzählte ihm nun den ganzen mißlichen Stand der Sache, und er that nichts als ewig lachen und dabei ausrufen: desto besser, desto besser!

Als er mich wieder ein wenig beruhigter sah, sagte er mir, hier ist ein Brief von deinem Vater, den man auf seinen Befehl mir beigeschlossen hat, damit er Dir desto sicherer zukomme. Er war schwarz gesiegelt, was schon hinreichte um mir alles zu sagen. Mazzollà, der schon wußte, wovon es sich handle, hielt für gut mir diese Nachricht gerade in diesem Augenblick einzuhändigen, um mich durch eine traurige Botschaft zu zerstreuen und mich vielleicht aus einer Lage zu reißen, die ihm noch weit trauriger schien. Das Heilmittel war vielleicht passend.

Mit zitternder Hand öffnete ich das Schreiben, was mir die traurige Kunde von dem Tode meines vielgeliebten Bruders Hieronymus brachte. Obschon ich von seiner schweren Krankheit, und daß die Aerzte sogar gänzlich an seinem Aufkommen zweifelten, unterrichtet war, so erzeugte mir diese Nachricht doch den tiefsten Schmerz. Dieser anbetungswürdige junge Mann hatte unter seinen vielen vorzüglichen guten Eigenschaften auch die, daß er unsrem alten, beinahe von Allem entblößten, mit einer sehr zahlreichen Familie belasteten Vater den größten Theil seines nicht unbedeutenden Einkommens gab. Dieser Tod mußte also höchst schmerzlich und nachtheilig für die übrige Familie sein, die außer Stande war, für sich das nöthige Brod zu

erwerben, noch weit weniger aber dem Vater auch nur die mindeste Hülfe zu leisten.

Dieser Gedanke vermehrte meine Trauer sehr, und brachte sie auf den höchsten Grad, mein Schmerz war so heftig, so außerordentlich, daß er mir die tröstende Erleichterung der Thränen raubte. Ich schwieg länger als eine Stunde, obgleich der Freund Allem aufbot um mich reden zu machen. — Nachdem er nun alle erdenklichen Wege mich zu zerstreuen fruchtlos eingeschlagen, und alle möglichen Trostgründe vorgebracht hatte, um meinen doppelten Kummer wenigstens in etwas zu mildern, bat er mich, mich nur ein wenig zu beruhigen und sagte: lese hier diesen andern Brief, der dich vielleicht Lachen machen wird. Er entfaltete ein andres Schreiben, das ihm einer seiner Freunde in Venedig, ein gewisser Viola, geschrieben hatte, welches unter Andrem diese Stelle enthielt:

Man sagt sich in Venedig, daß der Da Ponte nach Dresden gekommen sei, um die Stelle als Theater-Dichter daselbst zu erlangen. Nehme Dich in Acht, lieber Freund. Diese Da Ponte sind sehr gefährliche Leute, wie Du wohl selber weißt.

Von diesen drei nach einander folgenden Schlägen an einem Tage könnte ich unmöglich sagen, welcher mich am härtesten getroffen, am tiefsten erschüttert habe. Ich wußte nicht, mein lieber Freund, sagte ich, daß Du schon um diese Sachen wußtest. Mazzollà verstand mich aber nicht; während des Lesens dieses Briefes warf er mir selbst gewisse Blicke zu, daß ich geschworen hätte, er glaube, was man in Venedig sage. Nebenbei schien mir noch, daß er mich jenen Brief nie hätte lesen lassen sollen, wenn er die Sage nicht geglaubt hätte, und daß diese Handlung selbst ihn mich lesen zu lassen, schon der schlagendste Beweis seines grausamen Verdachtes war, der

mir sowohl für ihn als für mich als höchst widersinnig, ungerecht und höchst unwürdig vorkam.

Ich antwortete ihm nur mit einem etwas erzwungenen Lächeln und verharrte dann neuerdings in meinem Stillschweigen. Tausend und tausend verschiedene Ideen reihten und drängten sich in meinen Gedanken aneinander, und nachdem ich alle diese Sachen mit einem flüchtigen Ueberblick betrachtet, und meine lebhafte Einbildungskraft mir in einem Augenblick das ganze Gemälde meiner Lage vor Augen gestellt hatte, schien mir eine geheime Stimme gebieterisch zuzurufen:

Du mußt von Dresden abreisen.

Ich nahm nun eiligst ein Blatt Papier zur Hand und schrieb diese wenigen Worte:

Verehrtester Pater Huber!

Ich muß Dresden morgen verlassen. — Der Postwagen fährt um 10 Uhr ab, ich komme also um 9 Uhr zu Ihnen, um Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen.

Ihr Diener und Freund
Lorenz da Ponte.

Ohne Verzug schickte ich dieses Billet dem Pater Huber, es war schon zehn Uhr und fünf Minuten nachher verließ mich Mazzollà. Am Morgen vor acht Uhr nahm ich mir einen Platz auf dem Postwagen nach Prag, und begab mich dann zum Pater Huber.

Diesem vortrefflichen Manne erzählte ich nun meine Geschichte ganz ausführlich; nachdem er meinen Entschluß gelobt und Thränen mit mir vergossen hatte, bat er mich, zu ihm zurück zu kommen eine halbe Stunde bevor der Postwagen abfahre. Ich kehrte nun nach Hause zurück und schrieb der Mutter der beiden Mädchen folgendes Billet:

Madame!

Schon ein Viertel nach zehn Uhr werde ich nicht mehr in Dresden sein, und weiß gegen das Uebel, was ich gegen meinen Willen verursacht habe, kein besseres Mittel. Ich habe geliebt, es ist wahr; aber

dieses ist das erstemal, daß es meine Feder hier ausspricht: mein Mund hat es nicht gesagt, und wird es auch nicht sagen. Ich hoffe, daß mein Herz nicht breche, und diese beiden irdischen Engelchen meinem Beispiele folgen werden. Gott gebe Ihnen und ihrer ganzen Familie alles mögliche Glück!

Ihr ergebenster Diener
Lorenz da Ponte.

Fünf und dreißig Minuten nach neun Uhr kehrte ich zum Pater Huber zurück; ich fand bei ihm ein Körbchen mit Kaffee, Zucker, Chokolade und verschiedenes Backwerk, das eigen zum Gebrauch für Reisende gemacht war, einige Dütten mit Confect und einige Flaschen ausgezeichnet guten Wein. Er warf mir mit eigenen Händen einen guten Pelz über, drückte mir eine gute Reisekappe in den Kopf, und wollte mit Gewalt, daß ich auch seinen Muff annehmen solle. Es war darin ein verborgenes Täschchen, mit silbernen Knöpfchen geschlossen, das er mir aber befahl erst nach meiner Ankunft auf der ersten Poststation zu eröffnen. Ich gehorchte: und als ich es öffnete fand ich darin einen kleinen Boezio de consolatione Philosophiae, und einen T. da Kempis, mit einem kleinen Beutelchen, in welchem sich zehn Goldmünzen im Werth von hundert Gulden befanden. Meine Versicherung, daß mein Erstaunen sehr groß war, wird wohl nicht befremden. Ich weinte vor Rührung, und kann meinen Leser versichern, daß ich nie in der größten Freude und im Lachen ein süßeres, angenehmeres Gefühl gehabt habe, als diese Thränen der Dankbarkeit in mir erweckt haben. Als ich ihn verließ, umarmte er mich herzlich und sagte mir beim Abschiede die prophetischen Worte: Gehen Sie nur Da Ponte, mein Herz sag't mir, daß Alles gut gehen wird. Sein Angesicht schien, als er dieses sagte, als wäre es wirklich von einem himmlischen Lichte bestrahlt; und um die Wahrheit zu sagen war diese Prophezeiung verschiedene

Jahre hindurch mehr als ein bloßer guter Wunsch, und ist auch in Erfüllung gegangen. Wenn meine Glücksumstände nicht immer fort dauerten, so ist ja nach dem Laufe der Welt ein steter Wechsel in den menschlichen Schicksalen; und im Augenblick*), wo ich diese Geschichte meines Lebens schreibe, so nahe ich schon meinem sechzigsten Lebensjahr bin, muß ich offen bekennen, daß ich nicht immer glücklich gewesen bin, aber eben so wenig darf ich sagen, daß ich immer unglücklich war, und zur Ehre der Menschheit will ich noch hinzufügen, daß wenn ich auch auf schlechte, übelgesinnte Menschen gestoßen bin, ich im Gegensatze auch wieder solche, wie Huber und Matthias gefunden habe! Erlaube mir großmüthiger Freund, daß ich deinen hochverehrten, beinahe angebeteten Namen, jenem eines wahren Engels beifüge.

Als es zehn Uhr schlug, sagte ich ihm das letzte Lebewohl, und sprang so in Pelz eingepackt zu Mazzollà. Ich ließ ihn nicht zu Wort kommen, warf mich ihm an den Hals, umarmte ihn zärtlich und sagte ihm ganz kurz: Lieber Freund, ich danke Dir für Alles. Ich verlasse Dresden in diesem Augenblick und gehe nach Wien. Ich bitte Dich dieses deinen Freunden in Venedig zu schreiben, unter andern dem Herrn Viola, der sich so wohlwollend über mich ausgesprochen hat. Er war ganz wie versteinert, und es schien mir, daß ihm mein Entschluß sehr mißfallen habe. Nachdem ich ihn noch einmal umarmt hatte, verließ ich ihn, aber nicht mit trockenen Augen und begab mich auf die Expedition des Postwagens. Kaum war ich daselbst angelangt, so traf auch Mazzollà ein, nahm ein Blatt Papier und schrieb die für mich kostbaren Worte darauf:

---

*) Ich habe zu jener Zeit die Geschichte meines Lebens zu schreiben begonnen, bin nun in mein achtzigstes Jahr vorgerückt und kann mit Metastasio sagen: **Und meine Fabel ist noch nicht zu Ende.**

Freund Salieri!

Mein theuerster Freund! Da Ponte wird Dir diese wenigen Zeilen bringen. Thue für ihn alles, was Du für mich thun würdest. Sein Herz und seine Talente verdienen Alles, er ist außer diesem

Pars animae, dimidiumque meae.

Dein Mazzollà.

Salieri war in jenen Zeiten einer der berühmtesten Töndichter, bei dem Kaiser sehr beliebt, intimster Freund von Mazzollà, sehr gebildet und gelehrt, sowohl als Kapellmeister, als auch von den Gelehrten sehr hoch geschäzt. Dieses Billet, das ich nicht ermangelte sogleich nach meiner Ankunft in Wien zu übergeben, brachte mit der Zeit die herrlichsten Früchte, und war der erste Grund, daß mir Joseph der Zweite seine Gunst schenkte. Da ich keine Deutschen kannte und selbst ihre Sprache schlecht sprach, so suchte ich den Umgang mit Italienern.

Einer derselben war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der den Metastasio vergötterte, zugleich guter Improvisator. Er sagte ihm von mir und gab ihm ein gewisses Gedicht zu lesen, das ich auf seinen Wunsch gedichtet, und einem deutschen Edelmann von den angesehensten Familien, der ihn sehr liebreich behandelte, dedicirt hatte. Hierauf bezeugte dieser große Dichter den Wunsch, mich kennen zu lernen. Man denke sich nun meine unendliche Freude, seine Bekanntschaft machen zu dürfen, ich wurde ihm von meinem neuen Freunde vorgestellt, und er empfing mich mit einer Höflichkeit und dem freundlichen Anstand, der ihm so ganz eigen war, und der charakteristisch in seinen Schriften sich hervorhebt. Er sprach mir sogleich von meinen Versen, die er gelesen hatte; und fand nicht unter seiner Würde, der gelehrten Gesellschaft, die sich alle Abende in seinem Hause zu versammeln pflegte, mehrere Strophen vom Anfang dieses Gedichtes vorzulesen. Nach einiger Zeit hielt Metastasio inne und forderte mich auf,

das Lesen des übrigen Gedichtes selbst zu übernehmen. Einige günstige Aeußerungen, die dieser verehrungswürdige Greis über mich machte, brachte mir die große Annehmlichkeit, daß man in ganz Wien vortheilhaft von mir sprach. Das Glück, diesen großen Mann wieder zu sehen, wurde mir aber leider nicht mehr zu Theil; er hatte sich, obgleich sehr alt, ganz gut erhalten, und besaß auch eine jugendliche Frische und Lebhaftigkeit neben der vollen Kraft seines heitern, muntern Geistes, in dessen gelehrter Schule und Umgang ich gehofft hatte, noch vieles lernen zu können. Er starb wenige Tage nachher aus Kummer, wie mir einer seiner vertrautesten Freunde sagte. Die Ursache, welche mein Leser, als eine nur wenig bekannte Sache, die überdieß einen in der ganzen gebildeten Welt berühmten und hochgeachteten Mann betrifft, vielleicht gerne vernimmt, ist folgende: Bei dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, die aus Schwäche ihres zu guten Herzens durch Ertheilung von Gnadengehalten beinahe die ganze Staatswirthschaft zu Grunde gerichtet hätte, befahl *) Joseph bei seiner Thronbesteignng, daß alle Pensionen einer gewissen Art, die von der Kaiserin Maria Theresia er-

*) Die Familie Eding in Görz bestand aus sieben Individuen, wovon eines der Bischof jener Stadt war. Nachdem derselbe von der allergütigsten Kaiserin für Vater, Mutter, Bruder, Schwestern und für die ganze Dienerschaft Gnadengehalte ausgewirkt hatte, sich eines Tages wieder bei der Kaiserin befand und ihr einige religiöse Gegenstände vorgetragen hatte, die den Beifall dieser Fürstin hatten, fragte ihn diese mit vieler Inständigkeit, ob sie nicht etwas für ihn oder für die Seinigen thun könne. „Eure Majestät,“ erwiederte der heilige Mann, „haben uns Alle schon mit Wohlthaten bedacht, es bleiben nur noch zwei alte Pferde meines Vaters übrig, zwei recht gute Thiere, die ihm drei und dreißig Jahre treue Dienste geleistet haben, und die er verkaufen müßte, weil er nicht die Mittel hat sie zu ernähren, ohne daß sie ihm auch Dienste leisteten.“ Bevor der heilige Bischof das Zimmer verließ, hatte ihm die Kaiserin eine Pension von jährlichen dreihundert Gulden für die zwei guten Bestien seines Herrn Vaters überreicht.

theilt waren, aufhören sollen, sich jedoch das Recht vorbehaltend, sie selbst wieder für diejenigen zu erneuern, von denen er glaubte, daß ihre Ansprüche sich auf wirkliche Verdienste gründen.

Als der gute Metastasio von dieser Verordnung hörte, so verursachte es ihm einen so großen Kummer, und fühlte sich wegen seinen Verdiensten und seinen lange geleisteten Diensten so tief gekränkt, daß er wenige Tage nachher starb. Nachdem dieses Dekret kaum erlassen war, hatte der Kaiser durch ein sehr freundlich abgefaßtes Handbillet dem kaiserlichen Hofdichter eröffnet, daß auf ihn das allgemeine Dekret durchaus keinen Einfluß habe; und er fuhr unter den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen fort, ihm alle seine Pensionen zu bestätigen; aber das Arzneimittel kam für den tödtlichen Schlag, der die Seele des guten Alten verwundet hatte, zu spät. Gelobt sei Gott, mir wird der Verlust meiner Pensionen nie den Tod zuziehen. Neid, Handwerkseifersucht, Bekümmernisse und Undankbarkeit sind die vier Gottheiten, von denen ich beinahe immer pensionirt worden bin, und wenn jemand dergleichen Pensionen verliert, läuft er wenigstens nicht Gefahr, das Leben darüber einzubüßen.

Ich lebte einige Zeit gänzlich im Müssiggange. Der größte Theil meines von Dresden mitgebrachten Geldes war schon aufgezehrt, und das Andenken an die gesalzenen Oliven und an das Wasser aus der Brenta, womit ich mich mehr als vierzig Tage ernährt und eine zweite Fastenzeit in Padua durchgemacht hatte, frischte sich nur zu lebhaft wieder in meinem Gedächtniß auf. Dieses erinnerte mich daran, eine gewisse Sparsamkeit eintreten zu lassen.

Statt meine Wohnung in der Stadt, die mich sehr theuer zu stehen kam, beizubehalten, nahm ich ein kleines Stübchen bei einem Schneider in der Vorstadt auf der Wieden. Zu meinem guten Glück machte ich in derselben Zeit die Bekanntschaft eines gebildeten jungen

Menschen, der sehr unterrichtet und ein großer Freund der italienischen Literatur war, obgleich nicht reich hatte er eine große Freigebigkeit und unterstützte mich, auf die nobelste Weise hinreichend, um wenigstens während einigen Monaten keinen Mangel zu leiden.

Zufällig hörte ich, daß der Kaiser beschlossen habe, eine italienische Oper in dieser Stadt anzustellen, und erinnerte mich dabei der Einflüsterungen des Mazzollà; es stieg in mir der Gedanke auf, Dichter an dem Hofe des Kaisers zu werden. Immer hatte ich für diesen Regenten das Gefühl der aufrichtigsten Verehrung gehegt, von dem man unzählige Züge von Menschlichkeit, Größe und Wohlthätigkeit erzählen hörte. Dieses Gefühl flößte mir Muth ein und erhöhte meine Hoffnungen.

Ich ging zu Salieri, dem ich bei meiner Ankunft bekanntlich das Schreiben von Mazzollà eingehändigt hatte, und er feuerte mich nicht nur an, diese Stelle zu fordern; er versprach mir sogar, nicht nur mit dem Intendanten der Theater, sondern mit dem Kaiser selbst darüber zu sprechen, von welchem er sehr gut gelitten war. Er verstand auch die Sache so gut einzuleiten, daß ich das erstemal vor den Kaiser trat, nicht um zu bitten, sondern um für die Anstellung zu danken. Ich hatte nie zuvor einen Monarchen gesprochen. Obwohl mich jedermann versicherte, daß der Kaiser ein Fürst von den menschenfreundlichsten Gesinnungen sei, der mit der größten Freundlichkeit jeden empfange, so konnte ich doch nicht ohne große Schüchternheit vor ihm erscheinen. Der lächelnde Ausdruck seines Gesichts aber, der liebliche Klang seiner Stimme und mehr noch als alles dieses, seine äußere Einfachheit, sowohl in seinem Benehmen, als in seiner Kleidung, daß durchaus nichts von allem dem hat, was man sich von einem König vorstellt, ermuthigte mich nicht nur wieder vollkommen, es ließ mir kaum noch Raum zu bemerken, daß ich vor einem Kaiser stehe. Ich hatte oft gehört, daß er die Menschen schon nach ihrer Physiognomie zu beurtheilen

gewohnt seie; es schien, daß die meinige ihm nicht mißfallen habe; der Gnade nach zu urtheilen, mit der er mich empfieng, und nach dem mir ausgedrückten Wohlwollen in dieser ersten Audienz.

Da er sehr begierig war, Alles zu wissen, so machte er mir verschiedene Fragen über mein Vaterland, über meine Studien und die Ursachen, die mich nach Wien geführt hatten. Ich beantwortete ihm alle in möglichster Kürze, was ihm auch zu gefallen schien. Endlich fragte er mich noch, wie viele Dramen ich schon geschrieben habe; worauf ich ihm offen sagte: Euer Majestät, keines. „Gut, gut," erwiederte er, „da werden wir eine jungfräuliche Muse haben."

Es läßt sich leicht denken, wie begeistert ich diesen Regenten verlassen habe. Mein Herz war voll von tausenden der angenehmsten Gefühle, von Freude, Ehrfurcht und Bewunderung. Dieses war ohne Zweifel der glücklichste, genußreichste Augenblick meines ganzen Lebens. Meine Freude vermehrte sich aber noch unendlich, als Salieri, nachdem er den Kaiser gesprochen hatte, mich versicherte, daß ich das Glück gehabt habe, demselben zu gefallen. Dieß allein schon gab mir die Kraft, in meiner kurzen theatralischen Laufbahn in Wien alles zu ertragen, und war mir eine mächtigere Hülfe als alle Vorschriften, als alle Regeln des Aristoteles, die ich gelesen und mehr oder weniger studirt hatte. Dieses war die Seele meines ganzen poetischen Triebs, und führte mir die Feder bei meiner großen Menge Drama's, die ich für jenes Theater geschrieben habe, und endlich ließ mich dieß aus einem sehr heftigen Kampfe siegreich hervorgehen, der gleich beim Antritt meiner Stelle mit einer Anzahl unversöhnlicher, schlechter Kritiker, Pedanten, Halbgelehrten, elenden Dichtern, und nach allen diesen sogar mit einem der berühmtesten und größten Dichter unseres Jahrhunderts begonnen hatte, der mir die höchste Ehre bezeugte, mich nicht allein zu beneiden, sondern mir auf tausenderlei Arten

nachstellte, um mich um diese Stelle zu bringen, wie wir wir im Laufe dieser Geschichte noch sehen werden.

Wenige Tage nachher traf die ganze, von dem Kaiser nach Wien berufene Operngesellschaft, aus allen Gegenden Italiens ein. Sie war wirklich auserlesen gut. Ich machte mich also gleich daran, ein Drama zu schreiben, und suchte daher alle zu bekommen, die schon in dieser Stadt geschrieben und aufgeführt worden waren, theils um mir einen Begriff von der Art der Dichtungen zu machen, theils aber auch, um etwas daraus zu lernen, wenn es möglich gewesen wäre. Ein gewisser Varese, der sich wie viele andere Dichter nennen ließ, vielleicht weil er einige Zeit zuvor auch ein komisches (wirklich sehr komisches) Drama geschrieben hatte, besaß die merkwürdig große Sammlung von etwa dreihundert Stücken. Ich machte ihm meinen Besuch und bat ihn um irgend einen Band davon. Er lachte über meine Bitte und antwortete: Diese Sammlung, mein Herr, ist ein unbezahlbarer Schatz. Ich allein in der ganzen Welt kann mich rühmen, ihn vollkommen zu besitzen. Sie können nicht glauben, wie viel Geld und wie viele Mühe er mich gekostet hat. Eines Tages wird man ihn mit der berühmten Halskette vergleichen können. Nein, nein! Hoffen Sie nicht, daß ich je einen Band davon aus diesem Zimmer geben werde.

Das sind Juwelen, mein Herr, es sind Schätze! Alles, was ich sonst noch auf der Welt besitze, ist nicht so viel werth, als ein Band davon. Lieber wollte ich mir ein Ohr abschneiden, alle Zähne ausziehen lassen (obgleich schon alt, hatte er deren noch viele), als nur einen Band zu verlieren. Alles, was er mir am Ende gestattete, war, daß ich in seiner Gegenwart einige Dramen lesen durfte. Er heftete immer seinen Blick

auf meine Hände, ich glaubte wirklich, aus Furcht, daß ich eines oder andre in meiner Tasche verschwinden ließe. Ich hatte den Muth und die Geduld, achtzehn bis zwanzig von diesen Edelsteinen mit den Augen zu durchlaufen. Armes Italien, welch schlechtes Zeug! Kein Zusammengreifen, keine Charaktere, kein Interesse, keine Scenerie, keine Grazie der Sprache noch des Styls, und obgleich sie gemacht waren, um darüber zu lachen, so hätte doch wohl jeder sie viel mehr geeignet gefunden, darüber zu weinen. Es war kein Vers in diesen erbärmlichen Pasteten, der mit einer gewissen Anmuth geendigt hätte, keine Lebhaftigkeit der Einfälle, kein zierliches, sinnreiches Wort, das auf jede Weise die Lust zu lachen erregen mußte. Es war ein reiner Schwall thörichter, einfältiger Redensarten, Dummheiten und Narrenpossen. Dieses waren die Juwelen des Herrn Varese, und die komischen Dramas Italiens. Ich wußte nun, daß es ein leichtes sein müsse, bessere zu schreiben und hoffte wenigstens, daß man da oder dort in den meinigen irgend einen angenehmen Scherz, einen Witz oder doch einen lustigen Einfall finden solle, daß die Sprache weder ungesittet noch gemein sein werde, daß man die Arien werde ohne Widerwillen lesen können, und daß der ganze Inhalt lebhaft, voll interessanter, gut durchgeführter Charaktere und unerwarteter Begebenheiten seyn müsse. Ich hätte selbst mit meinem besten Willen kein so schlechtes Drama schreiben können, wie jene, die ich gelesen hatte. Ich kannte aber aus Erfahrung, daß, um ein gutes Drama zu schreiben, noch weit mehr erforderlich ist, wenn es gefallen, besonders aber, wenn es bei der Vorstellung auch mit Beifall aufgenommen werden soll.

Da meine erste Dichtung von Salieri in Musik gesetzt werden sollte (der, um die Wahrheit zu sagen, ein äußerst gebildeter, kenntnißreicher Mann war), so legte ich ihm mehrere Materien vor, um ihn wählen zu lassen. Unglücklicherweise gefiel ihm vor allen diejenige, welche am wenigsten geeignet war, eine gewisse

Grazie und theatralisches Interesse darein legen. Es war

Der Reiche von einem Tag.

Ich machte mich muthvoll an die Arbeit; bemerkte aber auch schnell, wie viel schwieriger die Ausführung einer Sache in der Wirklichkeit, als blos in der Einbildung ist. Ich bin auf eine grenzenlose Menge von unvorausgesehenen Schwierigkeiten gestoßen. Die Materie bot mir nicht die gewünschte Anzahl von Charaktern, und die Verschiedenheit und Abwechslung der nöthigen Begebenheiten dar, um einen Plan auszuführen, der interessant genug wäre, um während zwei Stunden ungefähr unterhalten zu können; die Gespräche waren mir zu trocken, die Arien erzwungen, der Ausdruck der Gefühle zu alltäglich, die Handlung selbst ohne Leben, die Scenen kalt; es schien mir am Ende, daß ich nichts mehr verstehe, und weder schreiben, noch Verse machen, noch koloriren könne, und daß ich die Keule des Hercules mit der Hand eines Kindes ergriffen habe.

Endlich war der erste Act gut oder schlecht beinahe fertig. Es fehlte mir nur noch das Finale. Dieses Finale, das unter anderm ganz enge mit dem übrigen der Oper verbunden sein muß, ist eine Art Komödie, oder ein kleines Drama in sich selbst, es erfordert einen neuen Eingang und muß unumgänglich Interesse erregen. Hierin muß das Talent des Kapellmeisters und die Kunst, die Kraft der Sänger, hauptsächlich hervortreten, es muß, als Glanzpunkt der Oper, den größten Effekt hervorbringen. Die Recitative sind ganz davon ausgeschlossen, man singt alles, und jede Art des Gesanges muß darin entwickelt werden. Das Adagio, das Allegro, das Andante, das Amabile, das Armonioso, das Strepitoso, das Arciſtonpitoso und das Fortissimo, womit sich beinahe immer das Finale schließt, und was man die Chiesa oder Stretta nennt, ich weiß nicht, ob man es so benennt, weil darin die ganze Kraft des Drama sich zusammenzieht, oder weil es allgemein das arme Gehirn

des Poeten, der es zu schreiben hat, nicht ein-, aber tausend Mal in die Enge treibt. In einem Finale müssen nach theatralischem Gebrauch alle Sänger auf der Bühne erscheinen, und wären es auch deren dreihundert; um einzeln, zu zweien, zu drei, zu sechs, zu zehn, zu sechzig, um Arien, Duette, Terzette, Sextette, und große Chöre zu singen, und wenn der Inhalt des Drama es nicht erlauben sollte, so ist es die Aufgabe des Dichters, sich einen Weg zu suchen, auf dem er es bewerkstelligen kann, wäre es selbst gegen alle gesunde Vernunft, und gegen alle aristotelischen Vorschriften und Regeln der Welt; findet man dann, daß es schlecht geht, um so schlimmer für ihn.

Nach dieser Beschreibung dürfte es nicht schwer fallen, sich die Verlegenheit zu denken, in der ich mich mit meinem Finale des ersten Akts befand. Ich war wohl zehnmal im Begriff, das zu verbrennen, was ich gemacht hatte, und um meinen Abschied zu bitten. Endlich nach langem Kauen an den Nägeln, Augenverdrehen, Kopfkratzen und Anrufen der heiligen Lucia, aller Heiligen und aller Hebammen des Pindus, endigte ich nicht nur das erste Finale, sondern selbst die ganze Oper. Ich verschloß sie sodann in meinen Schreibtisch und nahm sie erst vierzehn Tage später wieder heraus, um sie mit heiterem Geiste durchzulesen. Sie schien mir nun geistloser und schlechter als je zuvor. Ich mußte sie aber dennoch dem Salieri übergeben, der schon einige Scenen davon in Musik gesetzt hatte und mir täglich den Ueberrest der Oper abforderte. Ich ging zu ihm mit herabhängenden Ohren und händigte ihm das Libretto ein, ohne ihm etwas dazu zu sagen. Er las es nun gleich ganz in meiner Gegenwart und sagte mir dann: Es ist gut geschrieben, aber man muß es erst auf der Bühne sehen, um es richtig beurtheilen zu können. Es enthält mehrere sehr gute Arien und ganze Scenen, die mir sehr wohl gefallen; jedoch wird es nöthig werden, daß Sie mir einige kleine Abände-

rungen damit vornehmen, mehr wegen der musikalischen Wirkung, als aus andern Gründen.

Ich verließ ihn so zufrieden wie ein König, und gleichwie man immer gerne glaubt, was man wünscht, so fing ich an zu hoffen, daß dieses Drama doch nicht so schlecht sei, als ich es früher gefunden hatte. Worin bestanden nun aber jene kleinen Abänderungen? In Verstümmlung oder Verlängerung des größeren Theils der Scenen; im Einschalten neuer Duette, Terzetten und Quartetten u. s. w.; in Veränderung des Versmaßes bei der Hälfte der Arien; in der Einschaltung von Chören, die von Deutschen gesungen werden mußten; in Abkürzung aller Recitativen, und folglich des ganzen Inhalts, Zusammenhangs und des Interesses der Oper, wenn je früher eines darin zu finden war; die Veränderung war, um mich kurz zu fassen, so stark, daß, als die Oper in Scene kam, nicht mehr hundert Verse von meinem ersten Original übrig blieben. Die Musik von dem Tonsetzer war schon beendigt, und bald sollte die Oper über die Bretter gehen, als der berühmte Abbé Casti in Wien ankam, ein Dichter, der den größten Ruf in ganz Europa hatte, und besonders durch seine Galanten Novellen berühmt wurde, die eben so unvergleichlich schön in Beziehung auf Dichtung, als schlüpfrig und unmoralisch sind. Als er den Tod der Maria Theresia (die ihn nicht gerne in Wien gesehen haben würde) und später den des Metastasio vernommen hatte, dachte er halb durch seine eigenen Verdienste, halb durch Protection seiner sehr gewichtigen Freunde, vor allen durch den Grafen von Rosenberg, der, obgleich er schon sehr alt war, die profanen Gesänge des unzüchtigen Sängers sehr liebte, den Posten des verstorbenen kaiserlichen Hofdichters erlangen zu können.

Zu derselben Zeit kam auch Paesiello, der bekannte gute Komponist nach Wien, den der Kaiser sehr hochschätzte und der auch bei den Bewohnern dieser Hauptstadt sehr beliebt war; es schien ihm nun, wenn er

diesem vorschlage, ein Drama für denselben schreiben zu wollen, daß er es annehmen werde, und daß, wenn dieser den allgemeinen Beifall erhalte, auch sein Zweck dadurch erreicht seyn würde. Man legte also den Reichen von einem Tag bei Seite und sprach nur noch von Casti. Man kann sich kaum denken, welche große Erwartungen die Sänger, der Graf Rosenberg, die nicht keuschen Freunde des Casti, und endlich das ganze Publikum hatte, bei welchem sein so keuscher Name in sehr hohem Ansehen stand. Da ich als Oberintendant dieses Theaters alle Drama's, die in demselben aufgeführt werden sollten, zu prüfen hatte, so war ich beinahe der erste, der das Libretto des König Theodor zur Hand bekam, dieses war nämlich der Titel des Castischen Drama. Meine Ungeduld erlaubte mir nicht nach Hause zu gehen, um es zu lesen. Ich begab mich also auf der Stelle in ein Kaffeehaus und las es zweimal von Anfang bis zu Ende. Es fehlte ihm weder Reinheit der Sprache, noch Annehmlichkeit des Styls, Grazie und Harmonie der Verse, noch Witz, Eleganz und Lebhaftigkeit; die Arien waren sehr schön, die concertanten Stücke vortrefflich; die Finale poetisch und doch war das Drama weder lebhaft noch interessant, weder komisch noch theatralisch. Die Aktion war schleppend, die Charaktere abgeschmackt, der Ausgang unwahrscheinlich und beinahe tragisch, die einzelnen Theile waren vortrefflich, das Ganze aber eine Mißgeburt. Ich glaubte einen Juvelier vor Augen zu haben, der die schöne Wirkung von vielen kostbaren Edelsteinen dadurch verderbt, weil er sie nicht zu fassen versteht. Ich tröstete mich also über meinen Reichen von einem Tage, dessen Fehler ich eben so klar einsah, als die des Königs Theodor.

Ich erkannte dann, daß es nicht allein hinreiche, großer Dichter zu seyn (denn dieses war Casti im vollsten Sinn des Worts), um ein gutes Drama zu schreiben; daß es auch eine unumgänglich nöthige Sache sei,

sich noch viele Kenntnisse zu erwerben; daß man z. B. die Schauspieler richtig beurtheilen lerne, und ihr Costüm gut anzugeben wisse, die Fehler der andern auf der Scene eben so gut einsehe, als die eigenen, und nach tausendfachem Auspfeifen sie zu verbessern lerne; Sachen, die, ob sie gleich von größerem Nutzen sind, doch große Schwierigkeiten in der Ausführung darbieten, da bald die Nothwendigkeit, bald der Geiz, bald die Eigenliebe daran hinderlich sind. Ich wagte aber durchaus nicht, irgend jemand meine Ansichten zu sagen, in der festen Ueberzeugung. daß ich gesteinigt oder in's Tollhaus eingesperrt worden wäre, wenn ich es gethan hätte. Casti war in Wien noch für unfehlbarer gehalten, als der Papst in Rom. Ich überließ also der Zeit, Richter in allen Sachen, daß sie darüber entscheide.

Es verging keine lange Zeit, bis man die Oper gab, welche überaus gefiel. Konnte es auch anders seyn? Das ganze Gesangpersonal war vorzüglich gut, die Dekorationen prachtvoll, die Kleidung über alle Maßen glänzend, die Musik himmlisch, und der Herr Dichter empfing mit beifälligem Lächeln allen Beifall, der den Sängern, dem Maler, dem Schneider und dem Kapellmeister gezollt wurde, als gehörte er ganz allein ihm. Aber während die ganze Casti-Rosenbergische Sippschaft laut aufschrie: „aber welch schönes Libretto! welch schönes Libretto!" fügten die wenigen Unparteiischen hinzu (und selbst der gerechte Kaiser Joseph an ihrer Spitze) „ach! welche schöne Musik! welche schöne Musik!" Auf jede Weise aber schreckte der große Effekt des Ganzen und der glänzende Beifall den Salieri dergestalt ab, daß er während eines ganzen Jahres den Reichen von einem Tag der Direktion nicht mehr in Vorschlag zu bringen wagte.

Salieri ging einige Zeit nachher nach Paris, um die Danaiden in Musik zu setzen, und ich, in Betracht der Umstände, hatte meine Gründe, mit der Verzögerung

nicht unzufrieden zu sein. Ich hatte dadurch Zeit gewonnen, über die Sachen nachzudenken und das Theater zu studiren. — Zu gleicher Zeit entdeckte ich die verborgenen Umtriebe meines mächtigen Nebenbuhlers und meine Fähigkeit, wohl das Libretto zu einem Drama schreiben zu können, ohne wieder einen der Fehler zu machen, welche das erste hatte. Als Salieri von Frankreich zurückgekehrt war, sollte nun sogleich zu der Vorstellung seiner Oper geschritten werden. Die Hauptrolle dieser Oper war für die Storace geschrieben, die damals auf ihrem höchsten Glanzpunkt stand, und von den Wienern förmlich vergöttert wurde. Diese war unglücklicherweise unwohl, man mußte die Rolle also einer andern Sängerin übergeben, die gerade so gut dazu paßte, als eine Taube, um die Rolle eines Adlers zu machen. Die Oper bekam dadurch einen starken Stoß. Dieses aber war das Wenigste. Ich hatte das Libretto einem gewissen Chiavarina, einem jungen Mann von einigem Talent, zum Abschreiben gegeben, er war arm in hohem Grade, und ich sorgte für ihn mit väterlicher Zuneigung. Er war mit einem gewissen Brunati in freundschaftlichen Verhältnissen, der, wie so viele andre Pigmäen das Parnaß auf die kaiserliche Hofdichtersstelle bei diesem Theater abgehoben hatte. Dieser Chiavarina gab ihm den Reichen von einem Tage zu lesen, und Brunati kam auf den Gedanken, eine Kritik darüber zu schreiben und sie am Abend der ersten Vorstellung zu veröffentlichen. Er schrieb sie nun in der That; und im Glauben, dem Herrn Abbé Casti dadurch einen Gefallen zu erweisen, sprach er mit ihm davon, um die Erlaubniß auszuwirken, dieselbe in der Vorstellung selbst ausgeben zu dürfen. Herrn Casti war es leicht, diese Erlaubniß zu erlangen, er verbesserte verschiedene Fehler in dieser bewunderten Rhapsodie, — setzte vielen Versen Füße an, die es mehr oder weniger bedurften, fügte auch noch einige Verse und manchen geistreichen Hieb bei, und Chiavarina mit einem Kleide bekleidet, das ich ihm erst

einige Tage zuvor aus Mitleid angeschafft hatte, um seine nackten Glieder zu bedecken, war derjenige, der im Theater diese edelmüthige Kritik verkaufte, um sich bei dem Abbé Casti und seinem hohen Beschützer in Gunst zu setzen. Ich wünsche, daß dieses obgleich werthlose Geschichtchen, dennoch dem Gedächtniß meiner Leser nicht entschlüpfe, und daß sie von dieser Zeit an beginnen wollen, sich zu überzeugen, welche Stimmung und Neigungen immer mein Herz gehabt habe; mit welchem Dank ich von meinen Landsleuten selbst dafür belohnt wurde, und welche Kämpfe ich viele, sehr viele Jahre hindurch zu bestehen hatte. Ich bin weit entfernt, sagen zu wollen, daß der Reiche von einem Tag einen weit besseren Erfolg gehabt haben würde, wenn selbst statt der Satire des erbärmlichen Reimers Brunati (bald werden wir sehen, daß ich ihn mit Recht so benenne), der beliebte Casti selbst ein Lobgedicht darauf geschrieben hätte. Das Libretto war ohne Widerspruch schlecht, und die Musik selbst nicht viel besser, denn Salieri, erst von Paris zurückgekehrt, das Gehör noch voll von Glücksmusik, von der Lais, von den Danaiden und von dem wahnsinnigen Geschrei, hatte eine ganz französische Musik geschrieben, und die schönen volksthümlichen Melodien, an denen er wirklich überreich war, hatte er in der Seine begraben. Aber um die vollkommene Bosheit meiner Verfolger kennen zu lernen reicht es hin zu sagen, daß, obgleich so viele Sachen zum Durchfall dieser Oper beigetragen hatten, man doch glauben machen wollte, daß ich allein die Schuld davon trage, denn während man bei den komischen Opern den Text nur wie den Rahmen bei einem schönen Gemälde betrachtet, die die Leinwand ausgespannt hält, so behauptete man bei dieser Gelegenheit, daß der Text von so großer Wichtigkeit sei, daß von diesem allein der gute Erfolg eines Drama abhänge. Es waren nicht nur die Anhänger des Casti, meine eigenen Feinde und alle diejenigen, die auf die Stelle des Hofdichters des kaiserlichen Theaters

Jagd machten, die plagas über mich schrieen, aber auch selbst die Sänger und an ihrer Spitze sogar Salieri, sie äußerten sich höchst nachtheilig über mich. Unter anderm sagten sie: daß sie gar nicht begreifen können, wie sie solch einen Wörterkram hätten vortragen, und noch weniger, wie sie der Kapellmeister habe in Musik setzen können; und dieser letzte, übrigens ein kluger und nicht unwissender Mann, that einen feierlichen Schwur, daß er sich lieber die Finger abschneiden lassen wolle, als je wieder einen meiner Verse in Musik zu setzen. Aber was that der Herr Abbé Casti? Er führte auf ganz entgegengesetzte Weise Krieg gegen mich. Er war der Einzige, der den Degen zu meiner Vertheidigung zog. — Aber sein Lob war tausend Mal schlimmer als der beißendste Tadel der Andern.

Pessimum inimicorum genus laudantes. Der Da Ponte, sagte er, kann zwar kein Drama machen, aber was schadet dieses? Kann er nicht ein Mann von Verdienst seyn, auch ohne zu verstehen, ein Drama zu schreiben? Man kann gewiß nicht läugnen, daß er sehr viel Talent und einen guten Geschmack hatte, auch sehr viele Kenntnisse besitzt.

Am mehrsten war ihm daran gelegen, daß man von mir glauben solle, ich sei nicht im Stande, ein gutes Drama zu schreiben; und während er mein Talent, meinen guten Geschmack und meine guten Kenntnisse lobte, setzte er sich dadurch in Vortheil, daß man ihm um so leichter glaubte und für wahr hielt, was er nicht lobte.

Meine anderen Nebenbuhler beobachteten übrigens ein ganz verschiedenes Verfahren. Alle Tage erschien eine Kritik, eine Satyre über mich und meine Verse. Aber ich betrachtete diese Alle, wie sie es verdienten. Es ist wahr, daß auch ich bei dieser Veranlassung einige

Gedichte schrieb, die ziemlich beißend und satyrisch waren, aber ich that es mehr zu meiner Unterhaltung und aus Muthwillen, als im Gefühle des Zornes und aus Aerger. Weil diese Gedichte keine Dramen waren, so erzeigte mir der Herr Abbé Casti selbst die Ehre, sie zu loben, eines selbst mit einem seiner Gedichte zu vergleichen.

Ich hatte von Allen also nur den Abbé Casti zu fürchten, theils wegen seiner wirklichen Verdienste und mehr noch wegen seiner fein angelegten Kunstgriffe, theils aber auch wegen seines allmächtigen Beschützers. Gegen diesen hatte ich übrigens den Kaiser zu meinem Vertheidiger, und je mehr er sich bemühte, mich herunterzusetzen und zu tadeln, desto mehr bewaffnete er sich gegen ihn zu meinen Gunsten, um mich zu vertheidigen und um mich nicht fallen zu lassen.

Dieser junge Mann, sagte er eines Tages dem venetianischen Gesandten Andreas Delfin, der auch ein Beschützer von mir war, hat zu viel Talent, um nicht die Eifersucht des Abbé Casti zu erregen. Aber ich werde ihn schützen. Gestern sagte mir der Graf Rosenberg nach der Aufführung des Reichen von einem Tag: wir werden einen andern Hofdichter nöthig haben; Casti war in der Loge bei ihm, als er es sagte. Er hoffte wahrscheinlich, daß ich ihm sage: nehmen wir den Casti. Aber ich antwortete ihm dagegen: zuvor will ich noch eine zweite Oper von Da Ponte sehen.

Der schlechte Eindruck, den meine erste Arbeit gemacht hatte, benahm mir allen Muth, mich dem Kaiser zu zeigen; als ich ihm eines Tages zufälligerweise auf einem seiner Morgenspaziergänge begegnete, sagte er mir mit einem sehr freundlichen Blicke: Wissen Sie, Da Ponte, Ihre Oper ist dennoch nicht so schlecht, als Sie uns glauben machen wollen. Sie müssen Muth fassen und uns eine

andere geben. Indessen kamen zwei junge Componisten, der Storace und der Martini, in Wien an, welche die Erlaubniß nachsuchten, eine Oper für das italienische Theater schreiben zu dürfen. Der erste hatte die Schwester, welche ihn beschützte, eine verdienstvolle Künstleriu, die bei dem Kaiser selbst sehr hoch in Gunsten stand; der zweite stand unter dem Schutze der Frau des spanischen Gesandten, mit welcher der Kaiser in sehr freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen schien.

Nach vielen heimlichen Ränken, die sowohl von dem Gesangspersonale als vom Abbé Casti angelegt waren, um einen großen Streich auszuführen, suchten sie trotz des souveränen Willen zu bewirken, daß ich von meinen Dienstleistungen ausgeschlossen bleiben solle; man schlug daher vor, das Libretto für den Storace (Casti war nämlich an der Spitze der Verschwörung) von demselben Brunati schreiben zu lassen, der die Satyre auf mich geschrieben hatte; und was den Martini betrifft, welchem Alle die Ohren von meinem ersten Durchfall vollschwatzten, glaubten sie, daß er nie seinen Credit mit meinen Versen auszusetzen wagen würde, und daß ich dagegen nicht wagen werde, meine Verse durch seine Musik bloßzustellen; und um leichter und sicherer ihren Zweck zu erreichen, sagten sie ihm alles Nachtheilige von meinem Drama und mir von seinen musikalischen Kenntnissen. Er sei ein guter Componist für Tanzmusik, sagten sie mir, aber vor seiner Vokalmusik soll Einem Gott bewahren! Mein kaiserlicher Beschützer aber zerhieb gar bald diesen Knoten. Er ließ dem Martini durch dieselbe Gattin des spanischen Gesandten sagen, er solle mich um den Text zu einem Drama bitten; und mich fragte er selbst, warum ich nicht ein Drama für den Spanier mache, mit dem Beifügen, er glaube, daß seine Musik gefallen werde.

Meine ganze Beschäftigung wurde aber in derselben Zeit von einem eben so sonderbaren als grausamen Vor-

fall unterbrochen, der wohl unter den außerordentlichsten Begebenheiten meines Lebens eine Stelle einzunehmen verdienen dürfte. Ein niederträchtiger Italiener, der weder schön noch liebenswürdig, weder jung noch reich war, hatte sich über alle Maßen in ein ausnehmend schönes Mädchen verliebt, in deren Haus ich wohnte; sie liebte ihn nicht nur nicht im geringsten, sondern sie haßte und verachtete ihn so sehr, als nur immer ein so unförmlich gestalteter Mann von einer Jungfrau verabscheut werden kann. Als er sie eines Tages quälte, sie solle ihm wenigstens den Grund ihres Hasses sagen, antwortete sie ihm zuerst: weil Sie häßlicher sind, als der Teufel selbst; als er damit sich nicht zufrieden geben wollte, setzte sie noch hinzu: und weil ich in den Da Ponte verliebt bin, und um ihn noch mehr zu plagen, fing sie an, solche Lobeserhebungen von mir zu machen, wie wenn ich ein wahrer Adonis gewesen wäre. Ich hatte in meinem ganzen Leben nicht sechsmal mit diesem Mädchen gesprochen, und habe auch nie eine Ursache gehabt, zu glauben, daß sie mich liebe, weil sie wußte, daß ich eine andere Frau liebte, die in demselben Hause wohnte. Sie sagte es vielleicht, weil sie seiner überdrüssig war, ihn vom Halse haben wollte, oder um ihn für seine Dreistigkeit zu bestrafen, daß er den Muth gehabt hat, sich in sie zu verlieben. Die Folgen dieses Scherzes waren aber für mich sehr nachtheilig; er war die Ursache, daß ich in einem Alter von vierunddreißig Jahren alle meine Zähne verloren habe, daß ich ein Jahr so unaussprechlich unglücklich verleben mußte, wie keines mehr, so daß es mich beinahe mein ganzes Dasein kostete.

Da dieser Mensch nun glaubte, ich sei die alleinige Ursache, daß er nicht geliebt werde, so faßte er einen unversöhnlichen Haß gegen mich und nährte das lebhafteste Verlangen, sich an mir zu rächen. Aus Zufall traf er mich eines Tages in einem Kaffeehaus, und als ich ihm nicht gut gestimmt und nachdenkend schien, so fragte

er mich mit geheuchelter Theilnahme um die Ursache. Da ich einerseits wußte, daß er die Wundarzneikunde trieb, und mir andererseits die ganze Geschichte seines Verliebtseins und seines Hasses aus Eifersucht gegen mich unbekannt war, so hatte ich nicht den mindesten Anstand, ihm zu sagen, daß ich mich bekümmere, weil ich die Nothwendigkeit voraussehe, daß ich ein Fleischgeschwür am Zahnfleisch, die Folge des Ausnehmens eines Zahnes, das von Tag zu Tag immer mehr zunehme, werde operiren lassen müssen. Und wer, fragte er, hat Ihnen zu einer Operation gerathen? Der Herr Brambilla, erwiederte ich, dieser war der erste Wundarzt des Kaisers. Uebel, übel, sehr übel, sagte er. Wenn Sie mir einen Zechin geben, so will ich Ihnen das Geschwür verschwinden machen, ohne irgend einen Einschnitt. Ich gab ihm das geforderte Geld und er ging fort, kam bald wieder zurück und brachte mir eine so außerordentlich starke, geistige Flüssigkeit in einem Gläschen, daß in weniger als sechs Tagen das Geschwür beinahe ganz gehoben war. Er hatte mir verordnet, ein Stückchen Leinewand mit dem Geist zu befeuchten, die Leinewand sodann auf das Geschwür zu legen, aber mich sehr in Acht zu nehmen, auch nur die kleinste Quantität davon zu verschlucken. Eine Frau, die meine Garderobe besorgte, kam zufällig in mein Zimmer, als ich zum siebentenmal diese Operation vornahm; mit einem Blick sah sie, daß ich die benetzte Leinewand in den Mund nehme und schrie jammervoll: „Großer Gott, Scheidewasser!" Sie riß mir Fläschchen und Leinewand aus der Hand, und untersuchte es nochmals, dann stieß sie den nämlichen Schrei aus und wiederholte: Scheidewasser! Scheidewasser! Sie hatte die Gewohnheit, sich dessen beim Waschen meiner seidenen Strümpfe zu bedienen und daher kannte sie es. Man denke sich meinen Schrecken. Sie ließ mich sogleich den Mund mit Essig und Wasser, dann mit Milch und ich weiß nicht was noch auswaschen, aber dem schon vorhandenen Uebel

war nicht mehr abzuhelfen. In den nächsten acht Tagen fielen mir acht Zähne aus, und durch das Verschlucken nur einiger Tropfen von diesem starken Gift verlor ich den Appetit gänzlich und während einem ganzen Jahr schien es Allen ein wahres Wunder, wie ich mit der wenigen Nahrung, die ich genoß, mein Leben erhalten könne. Ob ich darüber rasend wurde, können sich wohl am besten diejenigen denken, die aus Erfahrung wissen, wie schrecklich es ist, der Wohlthat der Verdauung, des Geschmackes und jedes Lebensgenusses beraubt zu sein. Ich rannte durch die Straßen von Wien wie ein Rasender mehr als vierzehn Tage lang, im Laufe von acht derselben verlor ich weitere acht Zähne aus dem Kiefer, gleich als wären sie von Wachs. Er hörte von meiner Wuth und rettete sich durch die Flucht. Ich sah ihn acht Jahre lang nicht mehr; als ich nach Verlauf derselben mit dem Herrn Johann Grahl und seiner Tochter, der ich damals den Hof machte, in Linz angekommen, sah ich beim Aussteigen aus dem Wagen eine Menge Leute in einiger Entfernung, die sich nach einer Seite hin bewegten, wie wenn sie aus Neugierde etwas sehen wollten. Ich lief auch dahin und sah einen starken, dicken Mann, der auf den Mund auf die Erde gefallen war, ganz von eigenem Blut beschmutzt, entstellt, das ganze Gesicht verwundet und zerrissen, und nahe bei ihm lagen vier starke Zähne auf der Erde, die im Augenblick erst aus seinem Munde gefallen zu sein schienen. Mehrere Anwesende halfen ihm aufzustehen, und nur mit Mühe erkannte ich ihn wieder für jenen Doriguti (dieses war der Name jenes Niederträchtigen), der acht Jahre früher mich um meine Zähne gebracht hatte.

Nach diesem Unfall, als ich einsah, daß für die Zähne doch nichts mehr zu machen sei, suchte ich Mittel auf, um meinen Appetit wieder zu erlangen, und wahrhaftig, ich brauchte zwei Jähre, bis ich ihn nach und nach wieder bekam. Dann nahm ich meine Studien

und Arbeiten wieder auf und widmete sie ganz dem Martini.

Ich wählte Il Burbero di buon core *) als Stoff für unser erstes Drama und machte mich an die Arbeit. Kaum wußte man etwas hiervon, als der Herr Abbé Casti, immer noch eben so sehr bemüht, die Stelle des kaiserlichen Hof-Operndichters zu erlangen, als mich zu verfolgen, weil er mich für das erste Hinderniß zu Erfüllung seiner Wünsche hielt, laut aussprach, daß dieser Stoff gar nicht zu einer komischen Oper passe und daß er nie zum Lachen reizen werde. Er ging soweit, es sogar dem Kaiser selbst zu sagen, der es mir mit diesen Worten wieder erzählte: Ihr Freund Casti, lieber Da Ponte, behauptet, daß der Burbero nicht lachen machen werde. Euer Majestät, erwiederte ich, ich muß mich schon gedulden; es wird aber desto besser für mich sein, wenn es mir gelingt, ihn weinen zu machen. Kaiser Joseph, der den Sinn meiner Rede auffaßte, fügte bei: ich hoffe es. Endlich kam die Oper zur Aufführung und wurde vom Anfang biß zum Ende mit Beifall beklatscht. Man bemerkte, daß viele Zuhörer, unter andern selbst der Kaiser, die bloßen Recitative mit Beifall aufnahmen. Er begegnete mir beim Austreten aus dem Theater, näherte sich mir und sagte mir leise:

Wir haben gesiegt.

Diese drei Worte hatten für mich weit größeren Werth, als hundert mit Lobeserhebungen angefüllte Bände. Am andern Morgen ging ich zum Grafen; als ich eintrat, stand er beim Abbé Casti und plauderte mit ihm. Der Ernst, mit dem mich Beide empfingen, erschreckte mich anfangs. Was befiehlt der Herr Hofdichter? Ich komme, um mein Urtheil von dem Herrn Director der kaiserlichen Theater zu empfangen. Der

---

*) Der gutherzige Polterer.

Herr Hofdichter hat es ja schon von dem sehr wohlwollenden Publikum erhalten. Ich weiß nicht, in wie weit es gerecht ist! Dann lächelten Beide, der Protektor und der Begünstigte, und sehr höflicherweise ließen sie mich stehen. Ich war darüber nicht erstaunt, aber beschloß im Augenblick, meinen Abschied zu nehmen. Diese beiden Feinde sind zu mächtig, dachte ich, und die Gunst des Kaisers selbst wird nicht hinreichen, mich vor ihren Nachstellungen zu retten. Es ist immer besser, daß ich freiwillig meinen Abschied nehme, als daß ich ihn ungefordert bekomme. Mit diesem Gedanken begab ich mich in die kaiserliche Burg. Kaum war ich in das Cabinet des Kaisers eingetreten, als er mich mit großem Jubel, mit einem Bravo, Da Ponte, empfing; es gefällt mir sowohl die Musik als der Text. Geheiligte Majestät, erwiederte ich ganz bescheiden, der Herr Director der Theater ist ganz anderer Meinung. Weder der Director noch Casti spricht jetzt, erwiederte der Kaiser, aber dieß ist Ihr Triumph, Sie haben ihn weinen machen. Gehen Sie nach Hause, fassen Sie Muth und schreiben Sie uns eine zweite Oper mit Musik von Martini. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Der Kaiser sagte dann dem Rosenberg dasselbe, welcher nachher die Thorheit hatte, es mir selber wieder zu sagen.

Aber nicht einmal dieses war hinreichend den beiden schlauen Hofleuten die Hoffnung zu benehmen, den Kaiser noch für sich zu gewinnen. Casti aber war nichts desto weniger einigermaßen in Verlegenheit und hatte nicht das Herz öffentlich von meinem Drama übel zu sprechen, weil es allgemein gelobt wurde. Er schlug den Mittelweg ein. Er lobte auch, fügte aber so viele aber bei, daß sein Lob dadurch als Tadel endigte.

Aber eigentlich sagte er, ist es nur eine Uebersetzung — man muß erst abwarten wie

die Sache ablaufen wird, wenn er eine Original-Oper schreibt: Es ist aber wirklich Schade daß er die Sprache so vernachlässigt — er kürzt zu viel ab, er will den Ausdruck Natur nicht in dem Sinne anwenden, wie ich denselben gebrauche; ich befand mich zufällig hinter seinem Rücken als er in spottendem Tone und mehr durch die Nase als durch die Kehle einem Sänger diesen Vers trillerte:

Seine Taille ist wie diese.

Ich trat hierauf vor, und ihm ins Gesicht schauend sang ich, gleichfalls mit näselndem Tone diesen Vers von Berni:

Es gab nie einen Riesen von größerer Taille.

Er betrachtete mich, erröthete, war aber so ehrlich zu sagen: Bei Gott! er hat Recht. Herr Abbé, sagte ich ihm alsdann, wer in einem Drama nur einige Worte kritisiren kann, macht ihm die größte Lobeserhebung. Ich habe die Gallicismen des Theodor nie kritisirt; dann entfernte ich mich ohne ihm Zeit zu lassen mir zu antworten. Der Sänger lachte darüber und der Herr Abbé war wenigstens zehn Minuten lang verstummt. So sagte mir nachher der Sänger (Steffan Mandini) man lerne hieraus daß nicht Alles Gold ist, was glänzt.

Casti, dem als Dichter gewiß niemand einen außerordentlichen Verdienst absprechen kann, war in Wahrheit weder sehr unterrichtet noch gelehrt. Er hatte ein encyclopädisches Handbuch, in welchem er sich bei Sachen, die er nicht wußte Raths erholte, wenn er in die Lage kam von etwas Gebrauch machen zu müssen. In der Oper Trafonia, als er von Platos Gesprächen sprach, schrieb er:

Plato in seinem Phädon und Timon.

Glücklicherweise war ich der erste, der sein Drama gelesen hat, und der den Druck zu überwachen hatte; ich bemerkte den Fehler sogleich, und setzte dafür Timeus

hin. Als ich ihm den Abdruck des Herausgebers zur letzten Correktur übergab, und er an diesen Vers kam und Timeus las, hielt er ein wenig ein, und fragte mich wer Timon in Timeus verwandelt habe. Ich, Herr Abbé, antwortete ich ihm. Er lief sogleich nach seinem Handbuch, entdeckte seinen Fehler und gab sich mit der Haud einen schrecklichen Schlag an die Stirne, erröthete, dankte mir und wollte mir mit Gewalt jenes Handbuch als Geschenk aufdringen, welches ich dann auch annahm und über zwanzig Jahre aufbewahrte, bis es mir von räuberischen Händen entwendet wurde.

Der Erfolg dieses zweiten Versuches und mehr noch die Gnade, welche der Kaiser mir offen bezeugte, schufen aus mir einen neuen Menschen, und vervielfältigten meine Kräfte bei den anstrengenden Arbeiten, die ich unternahm, und gab mir nicht allein den Muth den Angriffen meiner Feinde die Stirne zu bieten, sondern sogar allen ihren Anstrengungen nur meine Verachtung entgegen zu setzen. Es verging nur kurze Zeit, so baten mich verschiedene Componisten um Libretti, es waren aber damals nur zwei in Wien, die meine Achtung verdienten: Martini, ein Lieblings-Kapellmeister des Kaiser Joseph, der von demselben auch sehr begünstigt wurde, und Wolfgang Mozart, den ich zu jener Zeit in dem Hause des Baron von Wetzlar kennen zu lernen Gelegenheit fand, der sein großer Verehrer und Freund war. Trotz dem daß Mozart mit dem höchsten Talent und vielleicht weit größeren Talenten als irgend eiu anderer Componist der vergangenen, der damaligen und der zukünftigen Welt ausgestattet war, so konnte es ihm, wegen den Cabalen seiner Feinde nie gelingen, sein göttliches Genie in Wien auszuüben, er blieb im Dunkeln und unbekannt, gleich einem kostbaren Edelstein, der im Schooße der Erde den hohen Werth seines glanzvollen Schimmers verbirgt. Ich kann mich nie ohne einen gewissen Stolz und Wohlgefallen daran erinnern, daß Eu-

ropa und die ganze Welt größtentheils meiner Ausdauer und unerschütterlichen Beharrlichkeit die wundervolle Ausbeute der auserlesenen Vocal-Compositionen dieses bewunderungswürdigen genialen Tonsetzers zu verdanken hat. Die Ungerechtigkeit, der Neid der Journalisten, die Zeitungsschreiber und der Biographen Mozarts erlaubten ihnen aber nicht, diesen Ruhm einem Italiener zuzugestehen; aber ganz Wien, alle diejenigen welche ihn und mich in Deutschland, in Böhmen und in Sachsen kannten, seine ganze Familie und mehr als Alle der Baron von Wetzlar, unter dessen Dach der erste Funken dieser edlen Flamme ausbrach, müssen mir zugestehen, daß alles was ich hier gesagt habe, die reine Wahrheit ist.

Und Sie, edler Herr Baron, von dessen freundlichem Andenken ich mich neuerer Beweise mit dem innigsten Vergnügen zu erfreuen habe, Sie, die Sie diesen himmlischen Mann so aufrichtig liebten und werthschätzten, und auch Theil an seinem großen unsterblichen Ruhme haben, der nun so groß geworden ist, daß er selbst den Neid zu Schanden machte, und von der ganzen Generation unsers Zeitalters nun vollkommen anerkannt ist, wenn Ihnen je diese Memoiren zu Händen kommen (und ich werde Allem aufbieten, daß es geschehe) lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, die zwei parteiische Deutsche mir bis jetzt nicht zu Theil werden lassen wollten; machen Sie, daß durch öffentliche Blätter eines die Wahrheit liebenden Schriftstellers diese Sache der Wirklichkeit gemäß dargestellt werde, was Bosheit Anderer bis jetzt nicht an den Tag kommen ließ, damit, wenn es auch seie, noch ein Strahl des Lichtes und der Wahrheit, zum Andenken Ihres Freundes Da Ponte leuchte.

Nachdem also **Il Burbero di buon core** so guten Erfolg gehabt hatte, ging ich zu obengenanntem Mozart und erzählte ihm den ganzen Gang der Sachen, die mir sowohl mit Casti und Rosenberg, als mit dem

Kaiser begegnet waren und fragte ihn, ob es ihm vielleicht angenehm wäre ein Drama von mir in Musik zu setzen. Ich würde es mit großem Vergnügen thun; aber ich habe die Gewißheit, daß ich die Erlaubniß nicht dazu erhalten werde. Für diese zu sorgen soll meine Obliegenheit sein, erwiederte ich ihm. Ich fing also an über Stoffe zu zwei Dramen nachzudenken, die für zwei Componisten von großem Genie passen konnten, die aber in der Art ihrer Compositionen gänzlich verschieden waren. Während ich mit der Wahl beschäftigt und in tiefes Nachdenken versunken war, erhielt ich Befehl von der kaiserlichen Theater-Direction für den Gazzaniga, einen verdienstvollen Componisten, der aber einen etwas veralteten Styl hatte, ein Drama zu schreiben. Um schnell damit fertig zu sein, schrieb ich für ihn den hellsehenden Blinden, nach einer französischen Comödie bearbeitet, und flickte in wenigen Tagen ein Drama zusammen, das sowohl wegen der Musik, als dem Texte wenig Beifall einerntete. Eine Leidenschaft für eine Frau von etwa fünfzig Jahren, die das Herz dieses braven Mannes belästigte, verhinderte ihn diese Oper in der mir bestimmten Zeit zu vollenden; was ihn veranlaßte im zweiten Act Stücke einzuschalten, die er zwanzig Jahre früher schon geschrieben hatte, und verschiedene ganze Scenen, sowohl von eigener Composition, als von andern Componisten aus verschiedenen Opern einzulegen, es war in der That eine Pastete, ein Durcheinander ohne Kopf und Fuß; diese Oper wurde dreimal gegeben, dann bei Seite gelegt.

Deser Durchfall hatte aber durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf meinen Credit; — ich schickte mich also an ganz ernstlich an die beiden Drama für meine lieben Freunde Mozart und Martini zu denken. Was den ersten anbelangt, sah ich leicht ein, daß sein unermeßliches Genie einen ausgebreiteten, vielseitigen, erhabenen Stoff erfordere. Als ich mich eines Tages mit ihm über diesen Gegenstand unterhielt, fragte er mich

ob ich nicht vielleicht ohne zu große Mühe die Comödie von Beaumarchais, betitelt: Die Hochzeit des Figaro in ein Drama umarbeiten könne.

Dieser Vorschlag gefiel mir sehr wohl, und ich versprach ihm es zu thun, es war aber eine sehr große Schwierigkeit dabei zu überwinden.

Wenige Tage früher hatte der Kaiser der Gesellschaft des deutschen Theaters die Aufführung dieser Comödie untersagt, weil sie, wie er sagte, nicht ganz anständig für ein gut gesittetes Publikum sei: wie sollte ich ihm diese nun als Drama in Vorschlag bringen? Der Baron Wetzlar bot mir ein sehr anständiges Honorar für den Text, um dann die Oper in London oder in Frankreich aufführen zu lassen, wenn es in Wien nicht erlaubt werden sollte; aber ich schlug sein Anerbieten aus und machte den Vorschlag, wir wollen Text und Musik so schreiben, daß durchaus Niemand eine Ahnung davon habe, und dann einen günstigen Augenblick ergreifen, um sie den Direktoren oder dem Kaiser selbst anzubieten, und hatte selbst den Muth, mich zu der Ausführung dieses Projekts anzubieten. Martini war der Einzige, dem ich das Geheimniß mitgetheilt hatte, und er war so gutmüthig aus Achtung für Mozart, seine Zustimmung zu geben, daß ich sein Drama erst dann beginnen sollte, wenn die Bearbeitung des Figaro beendigt seie.

Ich machte mich also an das Unternehmen, wir arbeiteten Hand in Hand, sowie ich etwas vom Texte geschrieben hatte, setzte er es in Musik und in sechs Wochen war alles fertig. Das Glück begünstigte Mozart, das Theater hatte Mangel an neuen Partituren. Ich ergriff diese Gelegenheit, und ohne mit Jemand darüber zu sprechen, bot ich dem Kaiser selbst den Figaro an. Wie? sagte er, Sie wissen doch, daß Mozart in der Instrumentalmusik ganz ausgezeichnet gut ist, er hat aber bis jetzt nur eine Oper geschrieben, und diese hatte keinen besondern Werth! Ich selbst, erwiederte ich

mit Unterwürfigkeit, hätte ohne die gnädige Nachsicht Eurer kaiserlichen Majestät nur ein Drama in Wien geschrieben. Das ist wahr, erwiederte er; aber diese Hochzeit des Figaro habe ich auch der Gesellschaft des deutschen Theaters zu geben verboten. Ich weiß es, sagte ich, aber da ich ein Drama für Musik, und nicht eine Comödie geschrieben habe, so mußte ich mehrere Scenen ganz weglassen und viele andre sehr abkürzen, und somit habe ich alles das weggelassen und abgekürzt, was gegen den Anstand und die Sittlichkeit ist, und was in einem Theater anstößig sein könnte, in welchem die höchste Majestät selbst zugegen ist. Was aber die Musik anbelangt, so scheint sie mir, soweit ich sie zu beurtheilen vermag, von einer ganz außerordentlichen Schönheit. G u t, w e n n s i c h d i e S a c h e s o v e r h ä l t, s o v e r l a s s e i c h m i c h r ü c k s i c h t l i c h d e r M u s i k a u f I h r e n g u t e n G e s c h m a c k u n d a u f I h r e K l u g h e i t i n B e z i e h u n g a u f d i e S c h i c k l i c h k e i t d e s T e x t e s. L a s s e n S i e g l e i c h d i e P a r t i t u r d e m C o p i s t e n g e b e n.

Ich lief eiligst zu Mozart, aber noch hatte ich nicht geendigt, ihm diese frohe Nachricht mitzutheilen, als ihm schon ein Lakai ein Billet überbrachte, welches den kaiserlichen Befehl enthielt, sich sogleich mit der Partitur in der Burg einzufinden. Er gehorchte sogleich dem kaiserlichen Befehl und ließ ihn einige Stücke aus der Oper hören, die dem Kaiser außerordentlich gefielen, ich darf selbst ohne alle Uebertreibung sagen, die ihn ganz in Erstaunen setzten. Er hatte in der Musik sowohl, als in allen schönen Künsten einen auserlesenen, guten Geschmack. Die außerordentlich gute Aufnahme, welche diese Oper in der ganzen Welt fand, und selbst heutigen Tages noch findet, ist der genügendste Beweis, daß er sich in seinem Urtheil nicht betrogen hatte. Diese Nachricht erschreckte alle andere Componisten in Wien; sie hatte den Beifall des Grafen Rosenberg nicht, der diese Art von Musik nicht liebte, und mißfiel dem Herrn Abbé

fast im höchsten Grade, der, nachdem er Burbero di buon core nicht mehr zu sagen wagte: der Da Ponte versteht nicht, ein Drama zu schreiben, und zur Einsicht gekommen war, daß ich am Ende wohl auch eines zu machen im Stande seie, das wenigstens keinen geringeren Beifall verdienen dürfte, als sein Theodor."

Nachdem der Graf übrigens alle erdenkliche List und alle verborgenen Mittel umsonst angewendet hatte, um seine Absicht zu erschleichen, wagte er nun ganz offen, für seinen neuen Günstling die Stelle des kaiserlichen Hoftheaterdichters vom Kaiser selbst zu fordern. Und da die Art, auf welche er dieses zu bewerkstelligen suchte, sehr auffallend und sonderbar ist, so macht es meinem Leser vielleicht Vergnügen, sie zu erfahren. Der Kaiser hatte den Damen von Wien ein prächtiges, schönes Fest in Schönbrunn gegeben, in dessen kleinem Theater der Director der Schauspiele eine kleine deutsche Comödie und ein italienisches Drama aufführen ließ, dessen Text auf seinen Rath von Casti geschrieben worden und das*) La parole donola Musica betitelt war. Um sich zu überzeugen, daß es ein schlechtes Machwerk war, ohne Witz, ohne Charaktere und ohne ansprechenden Inhalt wird wohl genügen zu wissen, daß es Niemand als der Graf von Rosenberg zu loben gewagt hat. Um des Erfolges sich um so mehr zu versichern, kamen sie überein, eine galante Satyre über den gegenwärtigen Theaterdichter einzuflechten, und man kann sich leicht denken, daß der Herr Casti mich darin nicht so artig behandelt hat, wie der Apelles den Antigonus! Wenn man aber die Art, wie ich mich kleidete, und wie ich meine Haare zu tragen pflegte, davon wegnimmt, so war das Uebrige mehr eine Abbildung des Casti selbst, als die meinige. Er sprach unter andern Sachen von meinen Liebschaften mit den Sängerinnen des Theaters, das Schöne aber

---

*) Die Worte nach der Musik.

war, daß er selbst von den beiden Damen, die in dieser Posse auftraten, der feurigste Anbeter und Beschützer war. Am Tage nach diesem Feste bekam der Graf, als er als erster Kämmerer des Kaisers Joseph demselben das Hemd darreichte, den Befehl, ihm ein Namens-Verzeichniß der Sänger und Schauspieler zu entwerfen, die aufgetreten waren, und nach Maßgabe ihrer Verdienste eine gewisse Anzahl Dukaten für jeden beizusetzen, welche sie als Beweis der höchsten Zufriedenheit von dem Regenten erhalten sollten. — Während sich der Kaiser ankleidete, schrieb der Graf diese Liste und überreichte sie ihm, als er damit fertig war. Der Kaiser durchlief sie mit einem Blick, lächelte, und nachdem er die Feder ergriffen hatte, fügte er jeder der Zahlen des Grafen noch eine Nulle bei, so daß zehn hundert, fünfzehn hundertfünfzig wurden u. s. f. Indem er ihm die Liste zurückgab, fügte er bei: nicht der Graf von Rosenberg, sondern der Kaiser hat das Fest gegeben.

Die Handlungen ähnlicher Freigebigkeit und Großmuth, die sein Leben zierten, gingen ins Unendliche, und werden ewig ein ehrenvolles Denkmal für diesen edeln, guten Fürsten bleiben, zum Trotz für alle diejenigen, die es aus Neid, aus Unwissenheit, aus Heuchelei gewagt haben, sowohl bei seinen Lebzeiten, als nach seinem Tode gegen alles, was er that, gegen seine Weisheit und Klugheit, und hauptsächlich gegen sein gutes Herz zu sprechen oder zu schreiben. Er war nicht allein großmüthig, wohlthätig und freigebig; er übte diese Tugenden auf eine so zarte Weise aus, daß er die Freude dadurch verdoppelte, und den, dem er eine Wohlthat erzeigte, in hohes Erstaunen setzte. Weil ich meinen Lesern etwas Angenehmes zu erzeigen hoffe, werde ich auf einige Zeit die Geschichte von Casti und seinem Beschützer bei Seite legen und ihm zwei Handlungen dieses hochverehrten Fürsten erzählen, die, obgleich sie schon in sich sehr schön und des höchsten Lobes

würdig, dessen ungeachtet seinen Biographen und Verehrern unbekannt geblieben seyn müssen, denn so viel ich weiß, hat keiner die geringste Erwähnung davon gemacht.

Die Frau des Schneiders, bei welchem ich meine Wohnung genommen hatte, war schön, gefällig, jung und über alle Maßen munter. Es kamen viele Leute in ihr Haus, unter andern eine sehr reiche Wittwe, die, obgleich sie schon das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, sich lieber wieder geheirathet als Gebete hergesagt hätte. Sie hatte vier Kinder, die alle mit zahlreichen Familien belastet waren; obgleich sie aber Kinder von einem sehr reichen Vater waren, so mußten sie dessen ungeachtet ihr Brod mit ihrer Händearbeit verdienen, weil der Vater mehr als zwei Drittheile des ganzen Vermögens der Mutter hinterlassen hatte, welche sich selbst mehr als ihre Kinder, und ihr eigenes Vermögen mehr als das von Andern liebte. Es kam übrigens auch ein junger Juwelier sehr häufig in dieses Haus, der eine ganz angenehme Persönlichkeit, gefällige Manieren und einen so munteren, liebenswürdigen Charakter hatte, als irgend ein junger Mann. Die Wittwe von sechzig Jahren hatte ihn kaum zwei- bis dreimal zu Gesicht bekommen, so meinte sie, er wäre ein zarter, delikater Bissen für ihre Zähne, oder um mich besser auszudrücken, für ihr zahnloses aber schon verhärtetes Zahnfleisch; sie wurde im höchsten Grad lüstern darnach und glaubte mit ihren Reichthümern den Nachtheil ihres Alters, die Runzeln ihres Gesichtes und endlich alle die vielen Mängel einer veralterten Natur ersetzen zu können. — Uebrigens war sie weder ekelhaft noch abschreckend. Für einen Mann von gleichem Alter wäre sie noch eine ganz gute Partie gewesen. Sie trat daher mit der Lisette in ein Einverständniß (so nannte sich nämlich die Frau des Schneiders), die zwar anfangs darüber lachte, als sie ihr aber sagte, wenn sie es dahin bringen könnte, daß der Juwelier sie heirathe, so

würde sie ihm das Geschenk von ihrem ganzen Vermögen machen und ihr eine goldene Uhr im Werth von hundert Thalern schenken; da begann Lisette die Augen aufzureißen und ernstlich über die Sache nachzudenken, und eines Tages sagte sie, jedoch wie im Scherze, alles ausführlich dem geliebten jungen Manne. Ohne weiter über die Sache nachzudenken, sagte er: gehen Sie sogleich zu ihr und lassen Sie sich ihre Uhr geben; wenn sie mir die Donation ihres ganzen Vermögens macht, so werde ich ihr Mann werden. Er sprach in vollem Ernste, so daß die Frau des Schneiders sich sogleich zu der Madame Agnes begab (so nannte sich die Alte) und ihr die frohe Kunde hinterbrachte, die sie, man wird es wohl glauben, mit der unendlichsten Freude aufnahm; die Verlobten sahen sich noch an demselben Abend; man entwarf den Heirathskontrakt, den beide in Gegenwart von Zeugen unterzeichneten, und das verliebte Aennchen, nachdem sie der Ehestifterin Lisette die goldene Uhr und hundert Gulden für die Kosten der Hochzeitfeier, die in ihrem Hause begangen werden sollte, eingehändigt hatte (impatiens morae), bestimmte gleich den folgenden Tag zu der kirchlichen Feier; und kaum nach Hause zurückgekehrt, vergaß sie ihre Kinder, Enkel und sich selber, händigte in Gegenwart Vieler dem süßesten Zukünftigen einen kleinen Koffer ein, gab ihm dazu die Schlüssel, die sie bei sich getragen hatte, und als er ihn im Beiseyn Aller eröffnet hatte, fand er darin zwischen Gold, Juwelen, Uhren und in Banknoten eingesetztes Geld das große Kapital von sechzig bis siebenzigtausend Thalern, über die sie ihr verstorbener Gemahl zur unumschränkten Herrin gemacht hatte.

Man verlebte den ganzen Hochzeitstag mit der größten Fröhlichkeit. Erfrischungen aller Arten im Ueberfluß, Musik, Gesang, Hochzeitsgedichte, eine splendide Mittagstafel, Ball, Nachtessen, nach welchem die Alte, welche das Feuer des Amors noch heftiger durch das

des Bacchus entzündet hatte, mit ihrem lieben Männchen zu tanzen verlangte; nachdem dieser Tanz geendigt war, der für alle Anwesenden im höchsten Grade belustigend war und das lebhafteste Lachen erregte, beabschiedeten sich die Gäste. Mitternacht war schon vorüber, und nach wenigen Minuten fragte sie ihren Mann, ob es nicht Zeit wäre, sich zu Bett zu begeben. Madame, sagte er, es ist an Ihnen, vorauszugehen. Da sie sich nun einbildete, daß er dieses aus schuldiger Rücksicht

für ihre Bescheidenheit und jungfräuliche Ehrbarkeit

gesagt habe, so fragte sie den Schneider, die Lisette und mich um Erlaubniß den ersten keuschen Kuß auf die Lippen des schönen Jünglings drücken zu dürfen; sie näherte sich ihm nun und

Küßte ihn zitternd auf den Mund,

aber die Art mit welcher er ihren Kuß erwiederte, hätte ihr leicht die Ueberzeugung geben können, daß eieser wohl der erste und der letzte sein würde. Nach diesem begab sie sich in das Schlafgemach, Der Juwelier blieb noch einige Zeit in unserer Gesellschaft, aber nach wenigen Minuten hörte man von oben mit kläglicher Stimme rufen: Franz, es ist Zeit sich zu Bett zu begeben; nach einiger Zeit hörte man diese Einladung, jedoch mit stärkerer Stimme wiederholen, nachdem er ihr erwiedert hatte: bald, Madame, rief er Lisette zu sich, sagte ihr nur wenige Worte und ging fort. Nur wenige Augenblicke waren vergangen als die nämliche Stimme, aber in einem weit mehr schmachtenden verlangenden Ton sich neuerdings vernehmen ließ: Aber Franz, es ist endlich Zeit ins Bett zu gehen; worauf dann die Frau des Schneiders vom Fuß der Treppe ihr zurief daß Franz, wegen eines sehr wichtigen Geschäfts habe einen Ausgang machen müssen, aber daß er in der Frühe wieder zurückkehren werde. Die arme Alte wollte es nicht glauben. Sie ging nun nicht,

aber sie stürzte förmlich die Treppe herab; und sagte es wäre ein bloßer Spaß, sie wäre vollkommen davon überzeugt. Sie suchte in diesem Wahne durch alle Zimmer, unter den Betten, in den Kästen, hinter den Fenstervorhängen, kurz in allen Ecken und Winkeln des Hauses, und als ihr endlich der vermeinte Scherz zur bittern Wahrheit wurde, warf sie sich verzweiflungsvoll auf das Sofa, erfüllte das Haus mit Geheul und Geschrei, bis sie endlich müde zu heulen und zu schreien, sich zu verdrehen und herum zu wälzen, kurz alles das zu treiben und zu thun, was jemand thun würde

der nicht einen, aber hundert Teufel im Leib hat.

Nach einer vollen Stunde dieser Tragicomödie schlief sie auf dem Sofa ein, wo wir sie schlafen und schnarchen ließen, bis am Morgen um neun Uhr. Dieses war gerade die Stunde, um welche der junge Juwelier die vier Söhne dieser Frau empfangen wollte, die er ein paar Stunden zuvor schriftlich eingeladen hatte, ihm einen Besuch abzustatten. Er bat sie zu sitzen, und als er sie mit finsteren, bekümmerten Gesichtern eintreten sah, redete er sie folgendermaßen an: Meine Herren, Ihre arme Mutter, die nicht im Stand zu sein scheint, in ihrem hohen Alter die Heftigkeit ihrer Leidenschaft. sei sie nun aus Liebe oder aus bloßer Sinnlichkeit dazu verleitet worden, zu bezähmen, ließ mir den Vorschlag machen sie zu heirathen, und bot mir dafür ihr ganzes Vermögen an, das ihr von ihrem Herrn Vater, vielleicht aus Mangel an Klugheit, als unumschränktes Eigenthum hinterlassen wurde. Sie haben volles Recht zu glauben daß mich die Geldgier allein verführt habe ein Anerbieten anzunehmen, das eben so schändlich wäre als es anderer Seits lächerlich ist. Nein, meine Freunde: Wenn Sie das glauben, so betrügen Sie sich, meiner Hände Arbeit trägt mir mehr ein als ich zu meinem Lebensunterhalt bedarf und Ueberfluß brauche ich keinen; aber bedenkend

daß diese Frau um jeden Preis wieder einen Mann haben wolle, beeilte ich mich sie durch die Bande der Ehe festzuhalten, weil ich bei einer abschlägigen Antwort von mir fürchten zu müssen glaubte, sie suche sich wahrscheinlich einen Andern, und finde vielleicht einen, der weniger rechtlich und mehr interessirt als ich sein könnte. Ich habe also aus Mitleid für Sie, weil ich ihre Rechtsansprüche kenne, und weiß wie bedürftig Sie sind, meine Freiheit aufgeopfert; ich that es um Ihnen mit der Hand eines Stiefvaters dasjenige zu geben, was Ihre natürliche Mutter Ihnen entziehen wollte. Er öffnete, indem er dieses sagte, den Koffer, den er zuvor schon auf einen Tisch gestellt hatte; legte alles was derselbe enthielt, heraus, und sagte: hier ist der ganze Reichthum der von Rechtswegen Ihnen gehört, und den ich mit wahrer, großer Freude Ihnen einhändige. Vertheilen Sie es unter sich als gute Brüder, Gott gebe daß Sie dadurch glücklich werden. Sie waren alle verstummt, erstaunt erschüttert mehrere Minuten lang, deßhalb fuhr er fort sie zu unterrichten daß er ein Capital von sechstausend Gulden zurückbehalten habe dessen Interesse zum Unterhalt ihrer Mutter dienen solle, und daß auch diese nach dem Tode ihrer Mutter, wieder als Eigenthum an sie oder ihre Kinder zurückfallen sollen. Ich würde mich wohl vergebens abmühen die Scene beschreiben zu wollen, die nun zwischen diesen fünf Personen erfolgte. Ich will die Thränen der Freude, die Anerbietungen, die Ausdrücke innigster Dankbarkeit, die stummen Umarmungen und Segenswünsche nicht wiederholen — und blos sagen, daß sich alle vier dem großmüthigen Jüngling zu Füße warfen, den sie Vater, Freund, sogar Engel und Schutzgeist nannten, und erst nach einer Stunde die sie unter Liebkosungen und Ausbrüchen der rührendsten Dankbarkeit hingebracht haben, konnten sie es über sich gewinnen ihn zu verlassen. Der gute Juwelier wollte daß der Schneider und ich Zeugen dieser eines Sokrates, ei- s Aristides würdigen Handlung sein sollten, und ich

erinnere mich in meinem ganzen Leben nie eine Scene gesehen oder gelesen zu haben, die mich in gleiche Verwunderung gesetzt oder mehr ergriffen hätte, als diese. Er bat uns alsdann nach Hause zu gehen, wo wir, kaum angekommen das Ende des Drama erlebten. Kurz nach unserer Rückkehr schickte er der Madame ein Schreiben, in welchem er ihr eine pathetische Beschreibung alles dessen machte, was indessen vorgefallen war, und legte fünf und siebenzig Gulden für das erste Vierteljahr bei, mit der heiligen Versicherung, daß sie ihn nie wieder zu Gesicht bekommen solle. Es fehlte wenig daß sie bei Durchlesung dieses Briefes gestorben wäre, aber auf Anrathen ihrer Freunde, kamen die vier Söhne mit ihren Frauen und Kindern, alle zu ihr, und durch ihre Liebkosungen, Anerbietungen aller Art, Thränen und Bitten gelang es ihnen sie wieder so zu trösten, daß nachdem sie sich umarmt und wieder umarmt hatten, sie ihre Zustimmung gab bei einem von ihnen zu wohnen. Ich zögerte nicht diese Begebenheit dem Kaiser sogleich zu erzählen, welcher, nachdem er mit großer Freude ausgerufen hatte: Gelobt sei Gott! daß wenn gleich sich viele Schlechte in Wien befinden, doch auch noch Gute darin sind, sogleich zu dem jungen Juwelier schickte, ihn zu sich rufen ließ, seine schöne, uneigennützige Handlung sehr lobte und ihm auf Lebensdauer einen jährlichen Gnadengehalt von vierhundert Gulden aussetzte. Ich habe mehreremal im Sinn gehabt, ein komisches Drama über diese Anekdote zu schreiben, aber aus Furcht daß die Sängerin welche die Rolle der Alten übernehme, noch nicht geboren sei, vielleicht selbst nie geboren werde, unterließ ich es.

Die zweite Handlung, welche ich nun erzählen werde, ist weder weniger edel, noch weniger interessant, als die vorige.*) Ein deutscher Dichter, der seines

*) Diese paarte mit der höchsten Großmuth auch die höchste Gnade.

seltenen großen Talentes wegen bei dem Kaiser sehr beliebt war, von welchem er auch schon oft die deutlichsten und ausgezeichnetsten Beweise seiner großmüthigen Gunst erhalten hatte, wurde von einem mehr als pontischen Einfall hingerissen, den er nicht zu bezähmen wußte, eine Ode zu schreiben und zu veröffentlichen, die so anfing:

Kann ein König auch gut sein?

Der Rest dieser Ode entsprach vollkommen dem Anfang. Kaum war diese Ode erschienen, so gab es manche, die sogleich dem Kaiser mit allen Beisätzen und Anhängseln überreichten, welche man bei dergleichen Gelegenheiten zu machen pflegt. Der Kaiser Joseph las sie, und die Undankbarkeit dieses Poeten mißfiel ihm so sehr, daß er ihn von Wien fortschickte und nach Temeswar verbannte. Als er mich einige Tage nachher fragte ob ich diese Ode gelesen habe und was ich darüber sage, erwiederte ich, daß ich sie gelesen habe und sehr schön finde. Sehr schön? erwiederte er. Ja Euer Majestät, es ist ja die leichteste Sache ihm zu beweisen, daß ein König gut sein kann. Wie? — Wie, wenn man ihm verzeiht. Sie haben Recht, erwiederte er mit großer Lebhaftigkeit, ging schnell an seinen Schreibtisch, schrieb dem Polizei-Director, (wenn ich nicht fehle dem Grafen Saur) ein Billet, indem er ihm befahl den Dichter zurückzurufen, und ihm zu sagen, daß der Kaiser ihm verzeihe. Er schickte ihm dann zwei hundert Ducaten, wollte ihn jedoch nie wieder sehen.

Kehren wir nun wieder zu Rosenberg zurück. Er hatte noch nicht Zeit gehabt sich von seiner Kränkung und seinem Erstaunen wieder zu erholen, die ihm die beigefügte Bulle verursacht hatten. Der Kaiser, der sich schon von ihm entfernt hatte, kehrte auf's Neue zu ihm zurück und fragte, warum der Name Casti auf dieser Liste gefehlt habe. Casti und ich mit ihm, erwiederte der Graf, wir hoffen, daß Euer Majestät die hohe Gnade haben werden ihn mit dem kostbaren Titel

eines kaiserl. Hoftheater Dichters zu beehren. Lieber Graf, antwortete der Kaiser, für mich brauche ich keine Dichter, und für das Theater ist uns der Da Ponte genug. Ich erfuhr diese schöne Anekdote noch an demselben Tag von Salieri, welchem der Kaiser sie erzählt hat und einige Tage später von Sr. Majestät selbst. Diese Zurückweisung erhöhte aber nur noch den Haß gegen mich. Wir waren daher, und nicht mit Unrecht, sowohl Mozart als ich nicht ohne Furcht, ob wir nicht neuen Cabalen von unsern guten Freunden ausgesetzt sein würden. Sie haben zwar nicht viel machen können, aber sie haben auch nichts zu thun unterlassen, was ihnen möglich war. Ein gewisser Bussani, Inspector der Garderobe und der Scenerie, der zu allen Gewerben großes Geschick hatte, mit Ausnahme dessen jedoch einen ehrlichen Mann zu machen, lief, als er gehört hatte, daß ich im Figaro ein Ballet eingelegt habe, sogleich zu dem Grafen und sagte demselben in einem tadelnden und verwunderten Tone: Excellenz, der Da Ponte hat ein Ballet in seine Oper eingelegt. Der Graf ließ mich augenblicklich holen, und mit gerunzelter Stirne begann er folgendes Gespräch, das dem mit Sr. Barnabottischen Excellenz ziemlich gleich kommt. Graf: Also Da Ponte Sie haben ein Ballet im Figaro eingelegt. Da Ponte: Ja Sr. Excellenz. Graf: Der Herr Da Ponte weiß wohl nicht, daß Se. Majestät kein Ballet auf seinem Theater haben will. Da Ponte: Nein, Sr. Excellenz. Graf: Gut also Herr Ponte, so sage ich es Ihnen hiemit. Da Ponte: Ja, Euer Excellenz. Graf: Und sage Ihnen noch mehr Herr Ponte, daß Sie es weglassen müssen (sein Herr Ponte hatte er mit einem gewissen Ausdruck gesagt, als wollte er damit Herr Esel, oder etwas dergleichen sagen, aber auch ich habe mein Euer Excellenz eben so betont). Da Ponte: Nein, Euer Excellenz.

Graf: Haben Sie das Libretto bei sich? Da Ponte: Ja, Euer Excellenz. Graf: Wo ist die Scene des Balls? Da Ponte: Hier ist sie, Er. Excellenz. Nachdem ich ihm dieses gesagt hatte, riß er zwei Blätter heraus, warf sie ins Feuer; indem er mir sagte, sehen Sie Herr Pont, daß ich Alles thun kann, und beehrte mich dann mit einem zweiten Voda. Ich begab mich augenblicklich zu Mozart, der als er diese schlechte Kunde von mir hörte, ganz in Verzweiflung war. Er wollte sogleich zum Grafen gehen — den Bussani auszanken, sich an den Kaiser selbst wenden, die Partitur zurück nehmen — ich hatte in der That große Mühe ihn nur in etwas zu beruhigen. Ich bat ihn endlich mir nur zwei Tage Zeit zu gönnen, und mich machen zu lassen. Denselben Tag sollte die General-Probe dieser Oper sein. Ich begab mich in Person zu dem Monarchen, nm es ihm anzuzeigen, welcher mir sagte, daß er zur bestimmten Stunde sich selbst dabei einfinden werde. Er kam auch in der That, und mit ihm die Hälfte des Adels von Wien. Der Herr Abbé Casti kam auch. Unter dem allgemeinsten Beifall wurde der erste Act gegeben. Nach allem Beifallklatschen und Bravorufen erfolgte eine stumme Handlung zwischen dem Grafen und der Susanna, während welcher das Orchester spielt und der Tanz ausgeführt wird. Aber da die alleskönnende Excellenz diese Seene herausgerissen hatte, so sah man nur den Grafen und die Susanna gesticuliren und wenn das Orchester schwieg, so schien es geradezu eine Scene von Marionetten. Was ist denn das, fragte der Kaiser den Casti, der hinter ihm saß. Man muß dieses den Dichter fragen, erwiederte er mit einem boshaften Lächeln. Ich wurde also herbei gerufen, aber statt auf die mir gemachte Frage zu antworten, bot ich dem Kaiser mein Manuscript dar, in welchem ich die Scene wieder ergänzt hatte. Der Monarch las sie, und fragte mich dann, warum der Tanz nicht ausgeführt werde. Mein Stillschweigen bewies ihm hinlänglich, daß hier

irgend eine Verwirrung zu Grunde liegen müsse und wendete sich nun an den Grafen um Rechenschaft über die Sache zu fordern, dieser sagte nun murmelnd, daß der Tanz fehle weil das Theater der Oper keine Tänzer habe. Giebt es aber Tänzer in den andern Theatern? fragte er. Worauf sie ihm sagten, daß die andern Theater, welche haben. Wohlan, so sollen dem Da Ponte so viele von denselben zu seinem Ballet überlassen werden, als er dazu bedarf.

In weniger als einer halben Stunde kamen vierundzwanzig Tänzer oder Figuranten; und nach dem Finale des zweiten Acts wurde die herausgerissene Scene wiederholt, — und der Kaiser sagte: so ist es recht. Dieser neue Beweis der kaiserlichen Gnade verdoppelte den Haß und die Rachgier in der Seele meines mächtigen Verfolgers. Wenige Tage zuvor hatte ich gefordert, daß mir aus der Theaterkasse eine gewisse Summe bezahlt werde, die man mir contractmäßig schuldig war. Er fand aber durch mancherlei Ränke einen Vorwand, um sie mir zu entziehen und ich, weil ich aus mehreren Gründen meinen kaiserlichen Herrn nicht damit belästigen wollte, versuchte durch Kunst das zu erlangen, was mir gegen alle Gerechtigkeit vorenthalten wurde. Casti war die Haupttriebfeder, die diesen schwachen Mann in Allem leitete: ich dachte also diesem einen Brief in Versen zu schreiben, der nicht nur meine Forderung und die Gründe meiner gerechten Ansprüche enthielt, sondern auch einen Lobgesang seiner Verdienste; in Folge dessen er auch meine Verse sehr schön gefunden hatte, er lobte sie sehr, las sie seinen Freunden und dem Herrn Grafen vor, und ich erhielt, ohne allen weiteren Widerspruch, mein gefordertes Guthaben.

Laudes, crede mihi, placant hominesque Deosque.

Diese Verse, wenn sie vielleicht auch nicht schön waren, brachten mir doch den gewünschten Erfolg.

Mozarts Oper wurde indessen gegeben, und trotz aller wir werden sehen, wir werden hören der andern Kapellmeister und ihrer Anhänger, trotz dem Herrn Grafen, dem Casti und tausend Teufeln, gefiel sie allgemein, und wurde von dem Monarchen und von allen andern wirklichen Kennern für ein außerordentlich schönes, für ein himmlisches Meisterwerk gehalten. Auch das Libretto fand man schön; und mein keuscher Kritiker war der erste es zu loben und auf seine Schönheiten aufmerksam zu machen. Aber worin bestanden diese Schönheiten? „Es ist wahr, daß es zwar nur eine Uebersetzung der Comödie von Beaumarchais ist; aber sie hat schöne Verse und enthält auch einige schöne Arien u. dergl.

Sein ganzes Lob über diese Oper bestand also darin, daß sie einige schöne Verse und einige schöne Arien enthielt. Obgleich er schon zu verzweifeln begann von dem Kaiser Joseph die gewünschte Stelle zu erhalten, und künstlicherweise das Gerücht zu verbreiten gewußt hatte, er wolle einen reichen großen Herrn auf seinen Reisen begleiten, so zitterte der wollüstige Graf nichts destoweniger aus Furcht den Mann zu verlieren, der seine letzten, matten Lebenskräfte noch ein wenig wieder zu beleben verstand. und so verlangte er, daß er noch eine andere Oper für Salieri schreibe, welcher den lebhaftesten Wunsch hatte, mit etwas Großem die Oper des Mozarts zu verdunkeln. Er schrieb also damals La Grotta di Trofonio; deren zweiter Act der Dichtung durchaus den Effect zerstörte, den der erste gemacht hatte, dessen vollkommene Wiederholung er war; doch ist sie nach meinem Dafürhalten eine weit schönere Oper, als der Theodor. Aber obgleich die Musik sehr schön war, und die Anbeter jenes Dichters die Lärmglocke läuteten und mit Trommeln und Posaunen ihre Lobeserhebungen in der Welt zu verbreiten suchten, so konnten sie nichtsdestoweniger

weder durch diese, noch durch ihre andere gut angelegte Kunstgriffe noch durch alle Wunder des Zauberers Trofonio den Kaiser in seinem hartnäckig gefaßten Vorsatz wanken machen. Es blieb also nur noch ein Versuch zu wagen übrig; man machte auch diesen noch, aber gerade dieser war es, der dem Casti den letzten Stoß gab und ihn völlig bei dem Kaiser in Ungnade brachte, der zwar seine Verse sehr gerne hatte, aber dennoch den Dichter, der sie gemacht hatte, nicht liebte. Kaum hatte er sein **Poema tartaro**, ein satyrisches Spottgedicht auf den russischen Hof, beendigt (das nach meinem Dafürhalten weit geringeren Werth hat, als seine **Novelle galanti** und seine **Animali parlanti**) so ließ er es recht schön abschreiben und überreichte es mit eigener Hand dem Kaiser. Als nun dieser Monarch fand, daß dieses Gedicht eine bittere Satyre auf die Kaiserin Katharina*) seie, die er liebte, selbst vergötterte; so ließ er den Casti in seine Loge im Operntheater rufen und schenkte ihm sechshundert Dukaten mit dem Beisatz: diese sollen Ihnen zu Ihren Reisekosten dienen. — Dieses ist eine sehr artige Art, Jemand den Abschied zu geben! Casti verstand diese Zeichensprache, und verließ Wien wenige Tage nachher. Seine so unerwartete Abreise von Wien erhob wieder um viel meinen Muth und meinen Geist und zernichtete alle Hindernisse, die er meiner Ruhe und meinem dichterischen Rufe entgegengestellt hatte; aber gleichwie er seines eigenen Verdienstes halber berühmt, von dem Mächtigsten begünstigt war und allgemein in Wien geliebt und gerne gesehen war, so glaubte man nun auch, daß ich allein die Ursache seiner Entfernung seie. Es täuschten sich indessen Alle;

---

*) Am Tage der heiligen Katharina, Namensfest dieser berühmten Fürstin, umgab der Kaiser ihr Bild, das er in seinem Schlafzimmer hängen hatte, mit unendlich vielen brennenden Wachskerzen, und feierte den Jahrestag mit vielerlei Handlungen von freudiger Verehrung, und bewilligte alle Gnadengesuche, die ihm gebracht wurden.

die wahre Ursache, warum der Kaiser Joseph ihm nie die Stelle und den Titel des Metastasio geben wollte, den Titel eines so züchtigen, reinen, ich sage es unerschrocken, eines so heiligen Dichters, sowohl in seinen Sitten, als in seinen Schriften waren seine Novellen, sein großer Hang zum Spiel, zu Frauen, zu allen Arten von Ausschweifungen, und vielleicht noch mehr wegen seines satyrischen, rachesüchtigen Charakters und wegen seines Undanks für alle empfangenen Wohlthaten. — Haben Sie, fragte mich eines Tags der Kaiser, schon das Sonett gelesen, das der berühmte Parini gegen ihren guten Freund Casti geschrieben hat? Nein, Eure Majestät, antwortete ich. Hier ist es. — Er zog ein Blatt Papier aus einem Brieftäschchen und gab es mir lächelnd, und da ich voraus weiß, daß es Ihnen gefallen wird, so rathe ich Ihnen, eine Abschrift davon zu nehmen. Dieses Sonett befindet sich in den Werken des Parini im dritten Band der Mailänder Ausgabe.

Als er bemerkte, daß ich zu lesen geendigt hatte, gab er mir ein Blättchen Papier und wollte, daß ich es abschreibe. Das Original, fügte er hinzu, will ich dem Grafen Rosenberg geben, der mir diesen Tugendspiegel statt dem Metastasio zum Geschenk machen wollte.

Dieser ironische Ausdruck Jugendspiegel erinnerte mich an ein Sonett, das ich auf das Drama von Casti, „der Text nach der Musik“ gemacht hatte und in welchem ich mich desselben Ausdrucks bedient hatte und bloß deßhalb wagte ich es ihm zu übergeben, nachdem ich ihm aber zuvor den Grund davon gesagt hatte.

Nachdem er es gelesen hatte, sagte er: Bravo! es gefällt mir, geben Sie mir eine Abschrift, damit ich es dem Grafen mit dem des Parini lesen lassen kann. Dem Grafen, Eure Majestät? Ja wohl dem Grafen, ich werde ihn aber nicht wissen lassen, daß Sie es gemacht haben. Ich gab ihm das Sonett; er schenkte mir dafür fünfzehn Souveraind'or, die er aus seiner Tasche

nahm, ohne sie zu zählen. Verlassen wir nun den Casti, ich werde Gelegenheit haben, bei seiner Rückkehr nach Wien wieder von ihm zu sprechen.

Als nun mein Verfolger abgereist war, der als Orakel galt und aus dessen Mund alle andre sprachen, kam mir der Gedanke, meinen hämischen Tadlern einen schönen Streich zu spielen, die ich überhaupt zu züchtigen große Lust hatte. Martini beklagte sich schon über mein langes Zögern, ihm einen Trost zu geben; als ich kaum die Bearbeitung des Figaro beendigt hatte, kam der Bruder der Storace, der indessen das Talent seines Dichters besser hatte kennen lernen, und von dem Kaiser die Erlaubniß erhalten hatte, von mir ein Libretto zu erhalten, mich darum zu bitten; um ihm zu gefallen und mich zu beeilen, zog ich es aus einer Comödie von Shakspeare, da es unmöglich schien, daß ich zwei Drama zu derselben Zeit schreiben könne, so suchte ich meine Absicht in's Werk zu setzen.

Ich ging zu Martini+ und ließ mir von ihm das Versprechen geben, daß Niemand in der Welt wissen solle, daß ich für ihn ein Drama schreibe. Der brave Spanier diente mir ganz vortrefflich, und um die Sache noch wahrscheinlicher zu machen, stellte er sich über mich aufgebracht wegen meiner Verzögerung, und machte alle glauben, daß ein Dichter in Venedig, der ihm schon früher eine Oper geschrieben, ihm bereits ein Drama zugeschickt habe und er schon beschäftigt sei, es in Musik zu setzen. Indessen, um sowohl ihm als der Frau des spanischen Gesandten, die ihn sehr protegirte, mich gefällig zu bezeugen, dachte ich, einen spanischen Gegenstand zu wählen, was sowohl den Martini als den Kaiser außerordentlich freute, welch letzterem ich unser Geheimniß mitgetheilt hatte und der es vollkommen gut hieß. Nachdem ich mehrere spanische Comödien gelesen hatte, um den theatralischen Charakter jener Nation ein wenig kennen zu lernen, gefiel mir eine Comödie von Calderon

+ vermutlich: Martin y Soler.

besonders wohl, die „der Mond in der Sierra" betitelt war, und während ich aus dieser den geschichtlichen Theil und die Darstellung der Charaktere entlehnte, entwarf ich meinen Plan für die Oper so, daß ich Gelegenheit hatte, allen den besten Sängern und Sängerinnen darin Rollen zu geben, in welchen sie glänzen konnten. Der Gegenstand des Drama war ganz einfach. Ein Infant von Spanien verliebte sich in eine sehr schöne Bewohnerin einer Sierra. Sie war aber in einen jungen Menschen, der auf dem nämlichen Gebirge wohnte, verliebt und nebenbei so tugendhaft, daß sie sowohl vor als nach ihrer Hochzeit allen Versuchen und Lockungen des Prinzen standhaften Widerstand leistete. Ich gab also der Oper den Titel: **Una cosa rara** oder S c h ö n h e i t und E h r b a r k e i t, welchem ich noch den bekannten Wahlspruch eines Satyrikers beifügte: **Rara est concordia formae atque pudicitiae.** Nun machte ich mich mit Ernst an die Arbeit und ich muß bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben nie mit so großer Leichtigkeit und Schnelligkeit, noch mit so großem Wohlgefallen geschrieben habe. Sei es nun das Gefühl einer zärtlichen Zuneigung für einen Componisten, durch welchen mir die ersten Strahlen des Friedens und des theatralischen Ruhms aufgegangen waren, sei es der heiße Wunsch, mit einem Schlage meine ungerechten Verfolger zu zernichten, oder die Natur des Stoffes, der an sich schon poetisch und sehr anziehend war, kurz in dreißig Tagen habe ich dieses Drama vollendet, und der brave Kapellmeister vollendete in einem gleich großen Zeitraume die Musik. Ich hatte in diesem Libretto, wie ich schon gesagt habe, alle die besten Sänger der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen gewußt. Diese italienischen Kritiker, die im Allgemeinen immer unruhig und nicht zu befriedigen sind, fingen auch dieses Mal mit dem Componisten der Musik einen Proceß an, selbst bevor sie noch ihre Stimmen erhalten hatten. Mit mir

konnten sie keinen beginnen, weil sie nicht wußten, daß ich der Verfasser des Drama sei, und in soweit dieses Mal.

Sic me servavit Apollo.

Kaum aber waren die Rollen ausgetheilt, so schien wirklich die ganze Hölle los gelassen zu sein. Einer hatte zu viel Recitative, der Andre hatte nicht genug; für Eine war die Arie zu tief, der Andern lag sie zu hoch. Diese waren in den concertirenden Stücken nicht beschäftigt, die Andern hatten darin zu viel zu singen. Eine beklagt sich, das Opfer der Prima Donna geworden zu sein, während andre Sänger sich gegen den ersten, zweiten, dritten, vierten Komiker zurückgesetzt glaubten; kurz, der Aufruhr war allgemein. Man sagte aber (und damit glaubten sie sowohl dem Martini als mir zumal einen Treff zu geben, da sie mich nicht für den Verfasser der Verse hielten) daß die Poesie ganz reizend und schön, die Charaktere interessant, der Stoff ganz neu und das ganze Drama ein vorzüglich schönes Stück Arbeit sei, während aber die Musik matt und gemein scheine. Lernen Sie, Herr Da Ponte, sagte mir eines Tags ein gewisser Sänger ganz ernstlich, wie man ein Libretto zu einer komischen Oper schreibt. Man denkt sich wohl leicht, wie ich mich darüber freute. Am Ende brach dieser Vulcan förmlich los. Beinahe alle schickten ihre Stimmen dem Copisten zurück und gaben ihm den Auftrag, dem Martini zu sagen, daß dieses keine, ihrer würdige Musik sei und daß sie dieselben nicht singen werden. Das Haupt der Verschwörung war besonders der erste Komiker, der den spanischen Kapellmeister haßte, weil er bemerkt hatte, daß seine Dulcinea denselben mit zärtlichen Blicken anschaute. Diese Neuigkeiten kamen selbst dem Kaiser zu Ohren; er ließ sogleich den Martini und mich rufen und forderte von mir genaue Rechenschaft über den ganzen Vorfall.

Ich wagte ihn zu versichern, daß gewiß nie Sänger in irgend einer Oper mit vortheilhafteren Rollen begabt worden seien, als in diesem meinem Drama, und daß

selbst in Wien vor dieser Oper schwerlich je eine so angenehme, liebliche, eigenthümlich neue und populäre Musik gehört worden sei.

Er verlangte von mir das Libretto, daß ich zu gutem Glück bei mir hatte; als er es geöffnet hatte, kam ihm durch Zufall das Finale des ersten Acts zu Gesicht, das mit diesen Worten endigt:

Quel ch' è fatto è fatto e non si può cangiar. *)

Es konnte mir nichts gelegener kommen, sagte der Kaiser Joseph lächelnd. Er nahm sogleich ein Bleistift und schrieb auf ein Blättchen Papier: Lieber Graf, sagen Sie meinen Sängern, daß ich ihre Klagen gehört habe in Betreff der Oper des Martini, und daß es mir sehr leid thut, aber „quel ch' è fatto è fatto e non si può cangiar."

Joseph.

In demselben Augenblick schickte er dieses Billet dem Grafen Rosenberg, welcher es auch noch an demselben Tage den Sängern im Theater bei der Probe mittheilte. Die kaiserliche Schrift jagte die Sänger zwar in Angst und Schrecken, ohne jedoch ihren Aerger zu verscheuchen. Sie nahmen zwar wohl sogleich ihre Rollen zurück, hörten aber dennoch nicht auf, bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften sich darüber aufzuhalten, zu tadeln und den Spanier mit seiner Musik zu verfluchen. Nun kam der Tag der ersten Vorstellung herbei. Das Theater war voll von Zuhörern, der größere Theil davon aber waren Feinde, die bereit waren, die Oper auszupfeifen. Aber man fand vom Anfange an eine solche Grazie, Weichheit und schöne Melodie in der Musik, eine solche Neuheit und großes Interesse im Texte, daß alle Zuhörer in Erstaunen gesetzt, ganz bezaubert und voll Vergnügen waren. Auf ein Stillschweigen und auf eine nie einer italienischen Oper früher zu Theil gewordene gespannte Aufmerksamkeit folgten die

*) Was gemacht ist, ist gemacht und läßt sich nicht mehr ändern.

donnerndsten Beifallsbezeugungen und brüllender Ausdruck des Wohlgefallens und der Freude. Man bemerkte gleich die Umtriebe der Cabalisten, und Alle vereinigten sich einstimmig in ihren Beifallsbezeugungen und im Händeklatschen. Nach dem ersten Act fragte man allgemein die gewöhnlichen Theaterbesucher, wer der Dichter sei. Sie hatten gehört, daß es Casti sei, und da dieser sich immer so wenig günstig bei seinen Anhängern über meine dramatischen Kenntnisse ausgesprochen hatte, so wäre wohl Keinem in den Kopf gekommen, daß ich der Verfasser sein könnte, obgleich der Styl der Cosa rara durchaus nicht verschieden war von dem des Il burbero di buon core, des Figaro und aller meiner früheren Dramen; einer, Namens Kelly, war jedoch in Wien, der, obgleich er nicht sehr gebildet noch gelehrt war, eine so auffallende Aehnlichkeit im Styl bemerkte, daß er mir eines Tages offen sagte: ich wette, Da Ponte, daß Sie dieses Libretto geschrieben haben. Ich bat ihn, wenn er je davon spräche, doch keinen Verdacht bei den Andern zu erwecken; er schwieg, und ich, um meinem Scherze einen noch mehr sicheren Anstrich zu geben, ließ bei dem größeren Theile der Libretti, die man zur Bequemlichkeit der Zuhörer im Theater zu verkaufen pflegt, meinen Namen nicht beisetzen. Ich hatte übrigens mein Geheimniß dem Herrn von Lerchenheim, kaiserlichen Cabinets-Secretair, mitgetheilt, der ein sehr guter Freund von mir war. Als dieser im Parterre *) zwischen den Schönen herumging und ihre Gespräche darüber hörte, so sagte er ihnen, daß der Dichter ein Venetianer sei, der sich gegenwärtig in Wien befinde, und der am Ende der Oper sich wohl zeigen werde. Dieser, riefen sie aus, dieser ist ein Dichter, der für unser Theater paßt, und wir selbst werden den Kaiser bitten, daß er ihn beibehalte, wenn es nöthig ist. Es wird dessen

*) In Wien ist ein Parterre, das auch von Damen und Cavalieren besucht wird.

nicht bedürfen, antwortete mein Freund, denn dieser Dichter ist schon von dem Kaiser engagirt worden. Die schönen Dämchen waren darüber höchlich erfreut, und man begann nun den zweiten Act, der wenigstens einen gleich guten, wo nicht einen noch glücklicheren Erfolg hatte, als der erste. Besonders ein Duett schien alle Zuhörer zu entzücken und sie in die höchsten Regionen zu versetzen. Kaiser Joseph selbst war der erste, der sowohl mit der Stimme als mit den Händen die Wiederholung desselben forderte und dadurch das von ihm wenige Tage früher gegebene Gesetz, daß die sogenannten concertirenden Stücke nicht wiederholt werden dürfen, wieder aufhob. Nachdem die Oper beendigt war, stellte mich Herr von Lerchenheim jenen Damen vor, die sich einen neuen Dichter für ihr Theater wünschten, und sagte ihnen, daß ich der Verfasser des Libretto sei. Ich weiß wirklich nicht, ob mein Spaß oder ihre Verlegenheit und ihr Erstaunen größer war. Sie verlangten von mir die Ursache zu wissen, warum ich auf so streng geheimnißvolle Weise meinen Namen verhehlt habe. Um die Cabale erröthen zu machen, antwortete Herr von Lerchenheim sehr artig. Ich ging sofort, um meine theatralischen Collegen aufzusuchen, von denen ich jedem ein Libretto schenkte, auf welchem mein Name mit großen Buchstaben gedruckt war. Ihre Verwirrung läßt sich unmöglich mit Worten beschreiben; sie wagten weder mit mir zu sprechen, noch mir ins Gesicht zu sehen. Ich glaube beinahe, sie hätten gewünscht, lieber ohne Zunge zu sein, als sie mein Drama so gelobt und hoch erhoben hatten, bevor sie wußten, daß ich der Verfasser desselben war; sie hatten es gethan, um mich zu kränken und um mich in meinen eigenen Augen herabzusetzen, damit aber gerade das Gegentheil bezweckt und meinen Triumph dadurch viel glänzender und vollständiger gemacht. Ich wurde an demselben Abend bei einem Sänger der Gesellschaft zum Nachtessen eingeladen, zu welchem häufig auch der schon früher besprochene Nunciatus Porta,

Verfasser einer sehr groben Satyre auf mich, auf Besuch kam.

Auch heute fehlte er nicht; und fragte gleich beim Eintreten: aber sagt nur, wer der Verfasser dieses schönen Libretto ist. Als Esel bist Du geboren, *) mein Herr Porta, erwiederte ich, und bot ihm ein Exemplar meines Libretto, mit meinem Namen auf dem Titelblatt, an. Es ist wohl unnöthig zu sagen, wie bestürzt er war. Aber alle diese unterhaltenden Spässe waren nichts in Vergleich mit der inneren, wirklichen Freude, die mir der glückliche Erfolg dieser Oper verursachte. Die Deutschen, von Natur schon gutmüthig und gastfreundlich, die mich bis dahin wenig beachtet hatten, in Folge der tadelnden Nachreden meiner Feinde, und das mir von Casti mit einem aber gesendeten Lobes bemühten sich mir reichlichen Ersatz für dieß mir angethane Unrecht, durch Höflichkeiten, Liebkosungen und die freundlichste Aufnahme zu geben. Die Damen insbesondere, die nichts mehr sehen und hören wollten, als die Cosa rara; die sich nach Art der Cosa rara kleideten, hielten in Wahrheit sowohl Martini, als mich für eine Cosa rara. Wir hätten mehr Liebesabentheuer haben können, als alle irrende Ritter des runden Tisches in zwanzig Jahren hatten. Man sprach von Niemand mehr, als von uns; diese Oper hatte das Wunder bewirkt, bei uns Anmuthigkeiten, Schönheiten, Seltenheiten aufzudecken, die man früher bei uns nie gesucht, noch weniger gefunden hatte, und welche man auch bei andern Menschen nicht fand. Einladungen zu Spaziergängen, zu Mittagstafeln, zu Nachtessen, zu Landparthien und Fischfang; verzuckerte Billetchen, Geschenke mit räthselhaften Versen u. s. w. folgten sich ohne Unterlaß. Mein Spanier, dem dieses Alles sehr großen Spaß machte, benutzte es auf alle nur mögliche Weise. Was mich anbelangt, lachte ich

*) Dieses ist eine Stelle aus seiner Satyre auf mich.

darüber, machte einige gute Betrachtungen über das menschliche Herz, und nahm mir vor, wo möglich wieder eine andere Cosa rara zu machen, um so mehr, als mir der Kaiser ansehnliche Beweise seiner Zufriedenheit und den Rath gegeben hatte, unverzüglich eine andere Oper für diesen Spanier zu schreiben. Auch der Graf von Rosenberg, vielleicht weil der Casti schon abgereist war, ward mit mir umgänglicher, und als er mir wenige Tage nachher auf der Straße begegnete, hielt er mich an, gab mir die Hand und sagte mir mit einer Art von Wohlwollen, das wenigstens den Anschein hatte, aufrichtig zu seyn: recht gut, Da Ponte, Sie haben alle unsere Erwartungen übertroffen. Ich bückte mich und sagte ihm ganz frei: Euer Excellenz, dazu gehört gerade nicht viel. Ich dachte nun ohne Verzug über irgend einen schönen, aber vom letzten verschiedenartigen Stoff nach, um ein zweites Drama für Martini zu schreiben; aber es kamen zu viele Componisten, welche Dramen von mir verlangten, oder durch die angesehensten Herren dieser Residenz von mir fordern ließen, um mir die freie Wahl zu lassen, nur für den Kapellmeister zu schreiben, der mir am besten gefallen hätte. Ganz gegen meinen Willen mußte ich zwei Opern für zwei Kapellmeister schreiben, die ich weder sonderlich liebte, noch schätzte, und von deren Durchfall ich schon zum Voraus überzeugt war. Einer derselben war Rhigini, für den Salieri bat und seinen Fürsprecher machte, welcher seiner Verschwörungen nicht mehr gedachte, und selbst den lebhaftesten Wunsch ausdrückte, ein Drama von mir zu bekommen, um es in Musik zu setzen, und ich habe von Rechtswegen geglaubt, die Forderung für billig haltend, ihr entsprechen zu müssen, eingedenk der großen Dienste, die er mir bei meiner Anstellung als kaiserlicher Hofdichter geleistet hatte. Ich schrieb also eine komische Oper mit dem Titel: „Il Filosofo pu-

nito," *) aber sie wäre besser, „der wechselweis bestrafte Kapellmeister und Dichter," betitelt gewesen. Sie gefiel nicht, wie sie auch nicht gefallen konnte. Die Freunde des Rhigini gaben die Schuld meinen Versen, und ich gab sie seiner Musik, und der schlechten Meinung, die ich von dem Componisten hatte, eine Meinung, die jeden guten poetischen Einfall in meinem Kopfe erstickte. Dieser Streit wurde nicht und wird nie mehr entschieden werden. Der andere Componist war Peticchio, ein Mann von wenigem Gehalt und von sehr beschränkten, musikalischen Talenten. Er hatte schon eine Oper von dem berühmten Brunati angefangen, von demselben nämlich, welchem der wohlwollende Casti die Satyre über den Reichen von einem Tag geschrieben hatte. Aber der Kaiser, der erst wenige Tage zuvor eine Oper von einem Deutschen gesehen hatte, die das schlechteste Zeug war, was je auf einem italienischen Theater zur Vorstellung kam, befahl, daß nie eine Oper von Brunati auf seinem Operntheater gegeben werden dürfe. Peticchio gab einigen Schwestern einer Hofdame Unterricht in der Musik und diese war eine sehr intime Freundin von meinem Arzte und Freund, dem Dr. Brusati, dieser bat mich um eine Gunst, und forderte von mir das feierliche Versprechen, daß ich sie ihm nicht abschlage; nachdem ich es versprochen hatte, verlangte er eine Oper für Peticchio. Sie wird durchfallen, antwortete ich. Es ist gleichgültig. Peticchio ist ein Undankbarer gegen Sie, er hätte nie einwilligen sollen, einen Text von einem solchen thörichten Menschen anzunehmen, der noch überdieß Ihr Feind ist, wenn er ihn von Ihnen hätte haben können. Alle würden glauben, Sie wollen sich rächen, wenn Sie ihm ein Drama abschlagen. Ich sagte ihm, ich kenne Sie zu genau, als daß ich nicht wissen sollte, daß dieses nicht Ihre Grundsätze sind, und machte mich also anheischig, Sie zu bewegen, ihm eine Oper zu schreiben.

---

*) Der bestrafte Philosoph.

Demisi auriculas utiniquae mentis asellus, ich sagte ihm nichts anderes mehr, als er solle zu mir kommen.

Er wählte zwischen verschiedenen Materien, die ich ihm vorgeschlagen hatte, il Bertoldo,*) der aber durchfiel, was ganz natürlich war. Außer den Schwierigkeit, für einen Kapellmeister Verse zu schreiben, der ein wahres Vieh war, hatte ich noch eine andre, weit größere zu überwinden, indem ich neun Verse auf eine schon längst, auf einen dummen Text von Brunati, componirte Musik schreiben mußte. Dieses zu wissen ist hinreichend, um überzeugt zu sein, welches Schicksal ich zu erwarten hatte. Zwei oder drei Tage nachher sah ich den Kaiser. Da Ponte, sagte er mir, schreiben Sie nur für die Mozarte, Martini und Salieri für die Opern, aber lassen Sie sich nie wieder mit solchen armseligen, unwissenden Leuten ein, wie dieser hier. Der Casti war verschlagener als Sie, er schrieb keine Opern als für einen Paesiello, für einen Salieri. So wurden nun auch diese beiden Opern mit dem **Rieco d'un giorno** und mit dem verstellten Blinden schlafen gelegt, und dafür der Figaro und **Cora rara** wieder vorgenommen. Ich dachte aber, daß es endlich an der Zeit sei, meine poetische Ader wieder zu beleben, welche mir ganz eingetrocknet zu sein schien, als ich für den Righini und für den Peticchio geschrieben hatte. Die drei vorbenannten Kapellmeister Mozart, Martini und Salieri gaben mir dazu die beste Gelegenheit, denn sie verlangten mir alle drei zu gleicher Zeit jeder ein Drama, und von allen dreien hoffte ich nicht nur einen Ersatz für meine vergangenen Durchfälle, sondern selbst einen Zuwachs zu meinem kleinen, schon erworbenen theatralischen Ruhme zu erwerben. Ich erwog, ob ich nicht alle drei zu gleicher Zeit zu befriedigen im Stand wäre, und drei Opern auf einmal schreiben könnte. Salieri forderte mir kein Original-Drama. Er hatte in Paris die Oper

*) Den Berthold.

Tarar geschrieben, wollte sie sowohl im Charakter als in der Musik in ein italienisches Drama umarbeiten, und verlangte daher von mir nur eine freie Uebertragung. Mozart und Martini überließen mir ganz die Wahl; ich wählte für jenen den Don Juan, der ihm außerordentlich zusagte, und für Martini den Baum der Diana, welchem ich ein angenehmes Sujet geben wollte, das für seine zarten, weichen Melodien passend wäre, die man nur mit der Seele fühlen kann und die sehr wenige nachzuahmen vermögen. Nachdem ich diese drei Sujets gefunden hatte, ging ich zum Kaiser, entdeckte ihm meine Pläne, und unterrichtete ihn zugleich von meiner Absicht, alle drei Opern zu gleicher Zeit zu schreiben. Sie werden nicht damit zu Stande kommen, antwortete er. Vielleicht gelingt es mir nicht, erwiederte ich, aber ich werde es versuchen. Nachts werde ich für Mozart schreiben, und werde mir denken, ich lese die Hölle von Dante, in der Früh für Martini, und meinen, ich studiere den Petrarca, am Abend für Salieri, und mich meines Tasso erinnern. Er fand meine Vergleiche passend und als ich kaum zu Hause angelangt war, fing ich an zu schreiben. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und blieb volle zwölf Stunden daran sitzen. Ein Fläschchen Tokayer zur Rechten, in der Mitte meinen Schreibzeug und eine Dose mit Tabak von Seviglia zu meiner Linken. Ein sehr schönes sechzehnjähriges Mädchen, die ich nur gleich einer Tochter lieben wollte, aber — wohnte in meinem Hause mit ihrer Mutter, besorgte die häuslichen Geschäfte, und kam sogleich in mein Zimmer, wann ich die Glocke schellte, ung dieses in Wahrheit, geschah sehr oft, und besonders wenn ich merkte, daß mein poetisches Feuer erkalten wollte; sie brachte mir bald einen Zwieback, bald eine Tasse Kaffee, bald aber auch bloß ihr schönes Gesichtchen, das immer voll Heiterkeit, von dem freundlichsten Lächeln noch verschönert, ganz geschaffen war, poetische Einfälle zu er-

wecken und sie zu beseelen. Ich blieb auf diese Weise alle Tage zwölf Stunden an meiner Arbeit mit ganz kurzen Unterbrechungen während ganzen zwei Monaten, und während diesem ganzen Zeitraum hielt auch sie sich immer im Nebenzimmer auf, bald mit einem Buch in der Hand, bald mit Nähen oder Sticken beschäftigt, um immer bereit zu sein, auf den ersten Glockenton gleich bei mir erscheinen zu können. Sie setzte sich auch zuweilen neben mich, ohne sich zu bewegen, ohne den Mund zu öffnen oder nur den Blick abzuwenden, so fest betrachtete sie mich; sie lächelte zärtlich, seufzte und schien manchmal weinen zu wollen. Kurz, dieses Mädchen war meine Kalliope, während ich diese drei Opern schrieb, und sie blieb es auch in der Folge bei allen Versen, die ich noch während vollen sechs Jahren dichtete. Anfangs erlaubte ich dergleichen Besuche sehr häufig; ich mußte aber später bitten, daß sie seltener statthaben sollten, weil ich zu viel Zeit mit ihren Zärtlichkeits- und Liebesbezeugungen vertändelte, worin sie vollkommen Meisterin war. Am ersten Tag aber zwischen Tokayer, Tabak von Seviglia, Kaffee, dem Glöckchen und der jungen Muse, waren die ersten zwei Scenen von Don Juan, zwei andre vom Baum der Diana und mehr als die Hälfte des ersten Acts vom Tarar, ein Titel, den ich in „Azur, König von Ormus" verwandelt hatte, fertig. Am andern Morgen brachte ich diese Scenen den drei Componisten, die kaum möglich glaubten, was sie mit ihren eigenen Augen sahen und lasen, und in dreiundsechzig Tagen waren die ersten zwei Opern ganz, die dritte über zwei Drittheile fertig. Der Baum der Diana war die erste, die aufgeführt wurde. Sie erfreute sich der glücklichsten Aufnahme, die wenigstens so gut war, als die der Cosa rara.

Ich werde nur wenig über diese Oper sagen, was jedoch mein Leser nicht ohne Vergnügen hören wird. Der Herr von Lerchenheim, von dem ich schon früher gesprochen habe, war ein sehr großer Verehrer von

Martini. Zwei oder drei Tage früher, als ich diesem Kapellmeister noch keine Verse gegeben hatte, besuchte er mich mit demselben, und sagte halb scherzend, halb im Ernste: wann wird denn Martini seine Verse bekommen? Uebermorgen, antwortete ich. Also der Stoff ist gewählt. Ohne Zweifel, fügte ich hinzu. Und der Titel der Oper? Der Baum der Diana; ist der Plan schon entworfen? fragte Martini. Das hat keinen Zweifel.

Zu meinem guten Glück wurde das Nachtessen aufgetragen, und ich bat beide Freunde, mit mir zu speisen und versicherte sie, daß ich ihnen nach dem Nachtessen den gewünschten Plan zeigen werde. Die Einladung wurde angenommen; ich hatte nicht nur keinen Plan entworfen, aber ich hatte selbst der Oper den Titel Baum der Diana geschöpft, ohne zuvor darüber nachgedacht zu haben und ohne noch zu wissen, was dieser Baum eigentlich sein solle; ich that nur dergleichen, als hätte ich etwas in einem andern Zimmer zu thun und gab Befehl, daß man mich nach wenigen Minuten abrufen solle. Ich ließ die beiden Freunde bei meiner schönen Muse und meinem Bruder, der sich bei mir aufhielt, begab mich in ein Seitenkabinet, und in weniger als einer halben Stunde entwarf und beschrieb ich den Plan der ganzen Oper, die außer dem Verdienst einiger Neuheit noch den besondern Vortheil hatte, ganz im Geschmack meines kaiserlichen Protectors und Monarchen zu sein und seinen vollkommenen Beifall zu erlangen; da er gerade zu derselben Zeit mit einem heiligen Dekret in allen seinen Erbstaaten die barbarischen, mönchischen Stiftungen unterdrückt hatte. Meine Dichtung bestand nämlich darin, daß die Diana, fabelhafte Göttin der Keuschheit, in ihrem Garten einen Baum habe, dessen Zweige Aepfel von ganz außerordentlicher Größe hervorbrachte; und wenn Nymphen dieser Göttin unter dem Baum durchgingen, die in Gedanken und in der That

keusch waren, so wurden die Aepfel sehr glänzend und aus diesen sowohl, als aus allen Zweigen ertönten heilige, himmlisch schöne und angenehme Melodien; wenn aber eine von denselben sich gegen dieß Heilighalten dieser Tugenden ein Versehen hat zu Schulden kommen lassen, so wurden die Früchte schwärzer als Kohle, fielen ihnen auf den Kopf und auf die Schultern und bestraften sie durch Entstellung und Zerquetschung ihres Gesichts, brach ihnen selbst zuweilen die Glieder entzwei, nach Maaßgabe ihrer Vergehen. Amor, der ein so beleidigendes Gesetz für seine Gottheit nicht dulden konnte, schleicht sich in weiblichen Kleidern in den Garten der Diana, gibt allen Nymphen Unterricht in der Liebe; noch nicht zufrieden damit, führt er den schönen Endymion in denselben, in welchen sich am Ende die Diana selbst verliebt. Der Priester der Göttin entdeckt bei den Opfern, daß Verbrechen von den Jungfrauen begangen worden sein müssen, und mit der ihm von der Göttin selbst übertragenen priesterlichen Gewalt befiehlt er, daß alle Nimphen und Diana selbst sich der Probe des Baumes unterwerfen sollen. Diese, weil sie wohl einsah, daß sie entdeckt werden würde, ließ diesen wunderbaren Baum abhauen. und Amor, der in einer hellstrahlenden Wolke erscheint, befiehlt, daß der Garten der Diana sich in den Aufenthalt der Liebe verwandle. Dieses Drama ist nach meiner Meinung das beste, was ich je gedichtet habe, sowohl in Betreff des Gegenstandes, als in den Versen: es ist voll Lust und Ergötzlichkeit, jedoch ohne wollüstig zu sein; und nimmt die Theilnahme des Publikums von Anfang bis zu Ende in Anspruch, was hundert in kurzem Zeitraum erfolgte Vorstellungen zur Genüge beweisen. Der Graf von Rosenberg fragte mich, wo ich alle diese schönen Sachen aufgefunden habe — ich erwiederte ihm: auf dem Rücken meiner Feinde; der Kaiser, der meine Antwort erfahren hatte, freute sich darüber und schickte mir hundert Zechinen dafür nach Hause.

Gleich nachdem die erste Vorstellung stattgehabt hatte, war ich genöthigt, nach Prag zu reisen, wo man zum erstenmal den Don Juan von Mozart bei der Ankunft der Prinzessin von Toscana in jener Stadt aufführen sollte. Ich verweilte daselbst acht Tage, um die Schauspieler, die darin auftreten sollten, einzuleiten; aber bevor diese Oper noch über die Bretter ging, war ich genöthigt, nach Wien zurückzukehren, ein äußerst dringendes Schreiben von Salieri, in welchem er mir — ob wahr oder nicht, lasse ich dahingestellt — anzeigte, daß der Azur auf kaiserlichen Befehl unverzüglich zur Vermählung des Erzherzog Franz gegeben werden solle, und der Kaiser selbst ihn beauftragt habe, mich zurückzuberufen. Ich kehrte also eiligst zurück, reiste Tag und Nacht, aber auf der Hälfte des Weges war ich durch Müdigkeit genöthigt, auf ein paar Stunden mich zu Bette zu begeben und auszuruhen. Ich legte mich, als die Pferde fertig waren und man mich weckte, sprang ich aus dem Bette, ging noch schlaftrunken die Treppe herunter, stieg in den Wagen und reiste ab. Nach kurzer Entfernung kamen wir an einen Schlagbaum, an dem ich eine Kleinigkeit für meinen Durchgang bezahlen sollte. Ich steckte die Hand in die Tasche und fand zu meinem größten Erstannen nicht einen Kreuzer in dem Beutelchen, in welchen ich an demselben Morgen fünfzig Zechinen gethan hatte, die ich von dem Theaterunternehmer Guardassoni in Prag für den Text dieser Oper erhalten hatte. Ich dachte sie im Bette verloren zu haben, weil ich mich ganz angekleidet darauf gelegt hatte, kehrte also sogleich in dasselbe Wirthshaus zurück, wo aber kein Kreuzer gefunden worden war. — Der Wirth und seine Frau, sehr anständige, rechtliche Leute, rufen sogleich die ganze Dienerschaft zusammen, suchen, fragen, drohen, aber Niemand will eingestehen, das Bett nur angesehen zu haben. Ein junges Mädchen, höchstens fünf Jahre alt, das gesehen hatte, wie eine der Mägde das Bett wieder für einen andern Reisenden

hergerichtet hatte, schrie Mama, Mama! Die Katharina hat das Bett gemacht, als der Herr abgereist war. Die Wirthin befahl der Katharina, sich sogleich auszukleiden, und fand die fünfzig Zechinen in ihrem Busen. Ich verlor durch diese Geschichte zwei Stunden, aber vergnügt, mein Geld wieder erhalten zu haben, bat ich diese guten Leute, ihrer Magd zu verzeihen, und ohne mich irgend wo mehr länger zu verweilen, als um Pferde zu wechseln, kam ich am folgenden Tag in Wien an. Ich schickte zu Salieri, und machte mich gleich an die Arbeit. In zwei Tagen war der Azur vollendet; er kam zur Vorstellung und der Erfolg war so gut, daß es lange unentschieden blieb, welche von den drei Opern die vollkommenste sei, sowohl in Beziehung auf die Musik, als auf den Text.

Ich hatte also die Vorstellung des Don Juan in Prag nicht gesehen, aber Mozart gab mir sogleich Nachricht von der außerordentlich guten Aufnahme und Guardassoni schrieb mir darüber: Es lebe Da Ponte, es lebe Mozart! Alle Theater-Unternehmer, alle Virtuosen müßen Sie segnen; so lange Sie leben wird man nichts mehr von theatralischen Erbärmlichkeiten hören. Der Kaiser ließ mich rufen, und indem er mich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken mit Lob überhäufte, machte er mir ein Geschenk von andern hundert Zechinen und sagte mir, daß er sehr wünsche bald den Don Juan zu sehen. Mozart kam zurück, gab die Partitur augenblicklich dem Copisten, der sich sehr beeilte die Stimmen herauszuziehen, weil der Kaiser Joseph verreisen mußte. Er kam zur Vorstellung .... und soll ich es sagen? Der Don Juan gefiel nicht! Alle — Mozart ausgenommen — glaubten es fehle etwas daran. Man machte Zusätze, man veränderte ganze Arien, man brachte ihn neuerdings in Scene — und der Don Juan gefiel nicht! Und was sagte der Kaiser davon? Die Oper ist köstlich, ist göttlich, vielleicht selbst besser noch

als der Figaro, aber sie ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener. Ich erzählte dem Mozart diesen Ausspruch, der mir ohne unruhig zu werden erwiederte: Man soll ihnen nur Zeit lassen sie zu kauen. Er betrog sich auch nicht. Auf seinen Rath veranstaltete ich, daß diese Oper häufig wiederholt wurde: mit jeder erneuerten Vorstellung nahm der Beifall zu, und auch die Herrn Wiener, mit den schlechten Zähnen, fanden nach und nach Geschmack daran und erkannten ihre Schönheit, und räumten dem Don Juan den ihm gebührenden Rang unter den schönsten Opern ein, die je auf einem Operntheater aufgeführt worden sind. Es war um diese Zeit, wenn ich nicht irre, daß die Coltellini, eine berühmte Schauspielerin, aber schwache Sängerin zum zweitenmal nach Wien kam. Sie war die begünstigte Sirene des Abbé Casti, und folglich auch des Grafen von Rosenberg,, vom Kaiser selbst war sie wohl gelitten; ich lasse dahin gestellt sein, ob sie von Salieri, der größten Theils das kaiserliche Opern-Theater dirigirte, wirklich gedrückt und verfolgt wurde; oder ob sie es sich nur vorstellte, kurz sie schrieb an den Kaiser einen so über alle Maßen lebhaften, selbst unverschämten Brief, daß er sogleich den bestimmten Befehl gab die Gesellschaft der italienischen Oper aufzulösen und zu beabschieden. Thorwart, Vice-Theater-Director, und geschworner Feind der Italiener, kam mit größter Freude in die Opern-Probe und las einen aus dem Lager vom Kaiser an den Director Grafen von Rosenberg erlassenes Schreiben mit dem ausdrücklichen Befehl jedem von uns zu sagen, daß er gesonnen sei am Ende der Saison das italienische Theater schließen zu lassen. Diese Neuigkeit betrübte die ganze Stadt, das ganze Gesangpersonale und wenigstens hundert andere Personen, als Musiker, Lampen-Anzünder, Figuranten, Comparsen, Schneider, Maler, Billetabnehmer, Diener u. s. w, die aus dieser Anstalt ihren und ihrer Familien Lebens-

unterhalt bezogen. Es ging mir der kühne, gewagte Gedanken durch den Kopf, den Kaiser von seinem Entschluß abzubringen, und irgend ein Mittel aufzufinden, daß die ganze Oper unabhängig vom Hof beibehalten werden könne. Ich machte allen denen Damen meine Aufwartung, welche besonders unser Theater liebten, und nachdem ich einen ganz einfachen, aber überzeugend anschaulichen Plan entworfen hatte, nach welchem allerwenigstens ein Drittheil der jährlichen Unkosten erspart werden mußten, ohne jedoch den Lieblings-Virtuosen den mindesten Abbruch zu thun, brachte ich in Vorschlag, eine Subscription für hunderttausend Gulden zu unternehmen, um ein Capital für den Betrieb des Theaters zu haben und dasselbe in der kaiserlichen Bank, ohne Vergütung von Interesse, niederzulegen. Nachdem nun mit dieser Summe und mit der Einnahme von Eintrittsgeldern alle Unkosten bestritten waren, legte ich klar den Beweis dar, daß ein jährlicher Gewinn von fünfundzwanzig tausend Gulden übrig bleiben müßte. In weniger als acht Tagen hatte ich auch vollständig die Unterschriften für hunderttausend Gulden.

Herr Baron von Gondar, einer der reichsten und angesehensten Herren von Wien, sollte die subscribirten Gelder in Empfang nehmen und Theater-Director, ich aber Unterdirector werden. Indessen kam der Kaiser nach Wien zurück und ich verfügte mich unverzüglich zu ihm. Kaum hatte er mich erblickt, so nahm er mich in sein Cabinet und fragte mich wie es mit dem Theater gehe. Se. Majestät, mit dem Theater kann es wohl nicht schlechter gehen. Der Kaiser. Aber warum? Da Ponte: Weil wir alle beklagen und in Verzweiflung sind, im September unsern anbetungswürdigen Herrn zu verlieren und verlassen zu müßen; indem ich dieses sagte perlten mir einige Thränen in den Augen, die er bemerkte, und mit einer Güte, die sich nicht mit Worten beschreiben läßt, mir sagte: nein, Sie werden ihn nicht verlieren. Da Ponte: Aber wenn das Theater

nicht mehr besteht, wie viele Personen, wie viele Famalien werden ihren Lebensunterhalt verlieren und zu Grund gehen? Kaiser: Aber ich darf mir nicht erlauben große Summen auszugeben um mich und andere zu unterhalten, und besonders in gegenwärtiger Zeit, wo ich meine Gelder für so viele wichtigere Gegenstände bedarf, wissen Sie wohl, daß das italienische Theater mich jährlich über zehntausend Gulden kostet? Ich kann nicht den Einen das Geld nehmen um es Andern zu geben. Und dann..... und dann .... unsere liebe Coltellini. Während er dieses sagte zog ich vorsichtig einen großen, vielfach zusammengelegten Bogen Papier, Imperialfolio-Format, aus meiner Tasche, ließ ihn künstlich, bald versteckt denselben sehen, damit er mich fragen sollte, was er enthalte.

Meine Absicht war gleich erreicht, er fragte mich sogleich, und ich erwiederte ihm, es wäre eine kurze Bittschrift. Kaiser: Kurz? Da Ponte: Sehr kurz. Kaiser: Auf einem Bogen Imperialfolio-Papier? Er entfaltete das Papier mit einer ziemlich ernsthaften Miene und auf dem ganzen großen Raume waren nur diese zwei Verse von Casti.

Proposizioni ognuno farle può
Il punto sta nell' accettarle o no.*)

Er konnte sich des Lachens nicht enthalten, und fragte mich, welche Vorschläge ich denn zu machen habe. Euer Majestät erwiederte ich, ich bitte nur um die gnädigste Erlaubniß das Theater benützen zu dürfen, so werde ich Er. Majestät und ganz Wien, mit der nämlichen Gesellschaft wöchentlich dreimal dieselben Vorstellungen geben. Kaiser: Sie? Sind Sie also so reich? Da Ponte: Nein Ew. Majestät. Aber hier ist das, was ich gemacht habe seit uns die traurige Nachricht unserer Beabschiedung zugekommen ist. Ich nahm nun aus meiner

---

*) Wenn ich nach meinem Sinn den besten Vorschlag mache, ob er genehmigt wird — ist eine andere Sache.

Tasche zwei andre Bogen Papier, auf einem derselben standen die verschiedenen Namen der Damen und Herren, von denen jede und jeder sich unterzeichnet hatte fünfhundert Gulden für eine Loge im ersten, zweiten und dritten Rang zu bezahlen, und eine gewisse Summe für eine bestimmte Anzahl Einlaßkarten überhaupt nach den Gebräuchen von London; der andere enthielt eine genaue Berechnung der übrigen Einnahmen und der Kosten, die ich aus den Büchern des Theaters entnommen hatte. Er durchlief alles schnell mit den Augen und sagte: Wohlan, gehen Sie zu Rosenberg und sagen Sie ihm, daß ich Ihnen das Theater abgebe. Rosenberg empfing mich mit vieler Freude, als aber Thorwart dazu kam, so wollte er unter verschiedenen Einreden Alles wieder verderben: „Ew. Excellenz, wir haben weder eine reiche Bühnen-Einrichtung, noch eine reiche Garderobe. Es würde dadurch ein immerwährender Streit zwischen dem italienischen Sängern und den deutschen Schauspielern statt haben, man kann nicht alle Tage die Einrichtungen der Scenen ohne die größten Beschwerden hin und hertragen lassen. Ew. Excellenz, es kann nicht sein.“ Auch der Graf stimmte ihm nun bei und sagte: Nein, es kann nicht sein, es kann nicht sein. — Ich beabschiedete mich sogleich und sowie ich das Haus verlassen hatte, begab ich mich eiligst in die kaiserliche Burg — traf den Kaiser allein, und ohne abzuwarten, daß er zuerst mich anredete, sagte ich ganz schnaubend und außer Athem: Eure Majestät, Thorwart sagt, es kann nicht sein und der Graf Rosenberg wiederholt es als Echo. Geben Sie mir Ihren Plan, sagte er alsdann. Ich überreichte ihm denselben, und er schrieb sogleich darunter: Graf, sagen Sie Thorwart, daß es sein kann, und daß ich das Theater für meine eigene Rechnung behalte, nach dem von Da Ponte entworfenen Plan, welchem Sie übrigens seinen Gehalt verdoppeln werden. Joseph.

Ich kehrte zum Grafen zurück, der mich mit größter Freude empfing und sich nicht enthalten konnte auszurufen: Bravo! bravo! unser Da Ponte! In der kürzesten Zeit war diese Neuigkeit in der ganzen Stadt verbreitet und ich empfing in meinem Hause Besuche von mehr als achtzig Personen, die gekommen sind, um mir ihren Dank zu sagen und um mir ewige Dankbarkeit, Achtung und Freundschaft zu schwören. — Aber wie sehr verschieden sind die Worte auf den Lippen von den Gefühlen des Herzens, oder wenigstens darf ich sagen, wie schnell vergißt der Mensch nicht Wohlthaten, die er empfangen, Versprechungen, die er gemacht hat, und die Erkenntlichkeit, die er dem Wohlthäter schuldet, gegen welchen er selbst oft die Waffen des Neides und des Hasses anwendet und dadurch die einem Undankbaren gegen seinen Wohlthäter so demüthigende, drückende Last der Erkenntlichkeit abzuschütteln glaubt. Wer sollte wohl glauben, daß gerade diejenigen, welche den größten Gewinn von dieser meiner glücklichen Unterhandlung gehabt haben und welche auch von Anfang an den Verdienst davon zu fühlen und zu erkennen schienen, gerade diejenigen waren, die am mehrsten zu meinem Sturze beitrugen und die sich nicht früher zufrieden gaben, bis sie meinen gänzlichen Untergang in Wien bewirkt hatten. Der Augenblick ist nicht mehr weit entfernt, wo man sehen wird:

> Wer von gutem Saamen schlechte Früchte einerntet; und welche Belohnungen derjenige erhält, der Undankbaren seine Dienste widmet.

Ich werde diese theatralische Verschwörung ganz kurz auseinandersetzen, die ich, so wenig sie zwar meinen Lesern an sich besonders interessant sein dürfte, doch nicht glaube übergehen zu können, weil dadurch eine gänzliche Veränderung meiner Laufbahn hervorgebracht wurde und sie den größten Einfluß auf mein ganzes übriges Leben ausgeübt hat. Nun muß ich aber mei-

nen Lesern zuvor noch das Geständniß ablegen, daß, obwohl ich im Allgemeinen einen großen Hang zur Liebe hatte und selbst sehr leidenschaftlich darin war, ich nichts destoweniger mir dennoch das feierliche Versprechen gegeben habe, nie eine Schauspielerin oder Sängerin zu lieben und während mehr als sieben Jahren auch die strenge Beharrlichkeit hatte, es nicht zu überschreiten und muthvoll jeder Versuchung zu widerstehen. Zu meinem Unglück traf nun eine Sängerin ein, die ohne große Schönheit zu haben, mich Anfangs durch ihren Gesang ergötzte, dann eine große Vorliebe für mich an den Tag legte, daß ich dadurch alle meine Vorsätze vergaß und mich am Ende sterblich in sie verliebte. Sie hatte in der That viele Verdienste: ihre Stimme war himmlisch, ihre Methode ganz neu und außerordentlich ansprechend; sie hatte zwar keine sehr reizende Gestalt und war auch gerade keine vorzügliche Schauspielerin, aber mit zwei wunderschönen Augen und einem eben so lieblichen Mund gefiel sie beinahe in allen Opern unaussprechlich. Der große Vortheil, den das Theater durch sie hatte, vermehrte meine Vorliebe und meine zärtliche Anhänglichkeit für sie um so mehr, als ich die Hauptveranlassung zu ihrer Anstellung und zu ihrem Verbleiben in unserer Residenz war. Aber diese Frau hatte außerdem, daß sie den Neid und die Eifersucht bei allen anderen Sängerinnen erweckt hatte, einen außerordentlich heftigen Charakter, der weit mehr geeignet war, die Uebelwollenden zu reizen, als sich Freunde zu erwerben, und so hatte sie besonders zwei Sängerinnen unter ihre Feinde zu zählen; die eine war eine Deutsche, die, vielleicht nicht mit vollem Rechte, ein wenig zu viel von dem guten Salieri protegirt worden war, die andere eine Italienerin, die, obgleich häßlich und ziemlich ohne Verdienste, durch ihre Verstellungsgabe, Possenreißen und vielleicht noch durch andere mehr theatralische Mittel sich einen großen Anhang unter Köchen, Reitknechten, Kutschern, Bedienten, Kammerdienern und Perrücken-

machern zu bilden gewußt hatte und sich deßhalb für einen wahren Juwel hielt. Dieses Alles benahm indessen meiner Gefeierten ihr wahres Verdienst durchaus nicht, und deßhalb unterstützte und vertheidigte ich sie gegen die Cabalisten, und so lange der Kaiser Joseph lebte, waren alle ihre Ränke, so gut sie sie auch anzulegen wußten, sowohl gegen sie als gegen mich fruchtlos. Ich schrieb für sie den Pastor Fido und die Cifra mit Musik von Salieri, zwei Dramen, die keinen besondern Glanzpunkt seines musikalischen Ruhmes ausmachen, obgleich mehrere einzelne Stücke derselben sehr schön sind, und die Scola degli Amanti mit Musik von Mozart, ein Drama, was den dritten Rang der drei von diesem so sehr berühmten Vater der Harmonie geschaffenen Schwestern einnimmt.

Aber nicht durch diese drei Opern wurde der Neid ihrer und meiner Feinde so sehr vergrößert, sondern durch eine Oper von ganz neuem Text: Il Pasticcio *) betitelt, welche in der Fastnachtszeit zum Besten sämmtlicher Sänger aufgeführt wurde und in welche ich alle die besten Stücke einverleibt habe, die man in den letzten Jahren in diesem Theater gehört hatte, indem ich aber bei jeder Wiederholung den größeren Theil dieser Stücke wieder mit andern vertauschte und den Effekt dadurch noch vergrößerte, da ich jedesmal eine neue, nicht erwartete Introduktion hinzufügte. Diese Oper war eine sehr beißende und gefällige Kritik des Publikums, der Theaterunternehmer, der Sänger, der Theaterdichter, der Kapellmeister und endlich meiner selbst. Sie gefiel so sehr, daß sie zehnmal nach einander mit immer wachsendem Beifall gegeben wurde. Die Freunde des Theaters waren im höchsten Grade dadurch befriedigt. Die Eintrittspreise wurden verdoppelt und der Kaiser selbst bezahlte jeden Abend für seine Loge hundert Dukaten,

*) Die Pastete.

und deren zweihundert bei der für mich angekündigten Benefiz-Vorstellung. Da ich diese Oper ohne Beihülfe eines Kapellmeisters zusammengetragen und diejenigen Sänger und Sängerinnen dazu gewählt hatte, von denen ich überzeugt war, daß sie auf die Großmuth und Freigebigkeit des Publikums und des Monarchen wegen ihrer Talente wirkliche Ansprüche zu machen berechtigt seien, so wurden alle diejenigen, die sich ausgeschlossen sahen, wüthend, sowohl über meine Freundin, für welche ich eigentlich diese Art von Vorstellung erdacht hatte, als über mich. Der brave Kapellmeister Salieri war unter Allen am mehrsten aufgebracht; ein Mann, den ich sowohl aus Neigung als aus Dankbarkeit liebte und hochschätzte, mit welchem ich in sechs Jahren so viele glückliche, vergnügte Stunden verlebt hatte und der mir eben so lange, seit der Vorstellung des Burbero di buon core bis zu der von der Cifra, mehr Bruder als Freund war. Seine zu heftige Zuneigung zu der Cavalieri (nennen wir sie immerhin) eine Sängerin, die so viel Verdienste hatte, daß sie nicht nöthig gehabt hätte, sich der Intriguen zu bedienen, um sich zu erheben, und die meinige nicht minder große für die Ferraresi (auch ihren Namen will ich nicht verschweigen) waren die beklagenswerthe Veranlassung, ein Freundschaftsband zu zerreißen, das für die ganze Lebensdauer gemacht zu sein schien und das, wenn es gleich für einige Zeit bei mir erkaltet war, mit der Zeit und durch die Entfernung nur um desto lebhafter wieder in mir erwachte, um diejenigen zu hassen, die Ursache zu diesem Bruche waren, und um nach dreiunddreißig Jahren Gott und den theuren Freund deßhalb um Verzeihung zu bitten, wenn er noch am Leben ist,*) was mir die freudigste Kunde sein würde, die ich erhalten könnte. Es war gerade zu dieser Zeit, d. h.

---

*) Ich erfuhr später mit tiefem Schmerz, daß Salieri gestorben sei.

im Jahre 1790, als mein kaiserlicher Herr und Beschützer starb. Der Wunsch dieses vortrefflichen Fürsten war, seinen Neffen Franz, den gegenwärtigen Kaiser, auf den Thron zu setzen, der von ihm nach einen Grundsätzen erzogen war. Leopold widersetzte sich, er hatte das Recht der Thronfolge für sich und wollte also regieren. Der Kaiser Joseph starb aber dennoch ruhig und gefaßt; dem Arzt, der den Muth hatte, ihm zu sagen, daß er sterben werde, beschenkte er auf eine Art, die seiner würdig war, — und hier ist die wahre Geschichte dieser großen Begebenheit. Ich befand mich im Vorzimmer meines sterbenden Herrn mit einer kleinen Anzahl von Leuten, die ihm unter herben Thränen die letzten Dienste erwiesen. Die ersten, geschicktesten Aerzte der Stadt behandelten ihn, und obgleich alle überzeugt waren, daß seine Auflösung unvermeidlich sei, so hatte Keiner die Kühnheit, oder um mich besser auszudrücken, die Kraft, es ihm zu sagen. Da der Kaiser ihre Unentschlossenheit bemerkte, so ließ er den Dr. Guirini rufen und bat, oder eigentlich, befahl demselben, ihm die Wahrheit zu sagen. Dieser brave Mann raffte sich zusammen und zeigte ihm unter Thränen an, daß es eine reine Unmöglichkeit sei, ihn zu retten. Dieses begab sich gerad an dem Tage, an welchem die Prinzessin von Württemberg, erste Gemahlin des später regierenden Kaisers Franz, beigesetzt werden sollte; nachdem die Trauer-Feierlichkeiten beendigt waren, fragte er mit großer Ruhe, wie das Leichenbegängniß abgelaufen sei, befahl, daß das gewöhnliche Trauergerüste und alle die anderen Zurüstungen zu einer kaiserlichen Beisetzung unberührt gelassen werden sollen und fügte ganz ruhig und gelassen hinzu: dieses Alles wird nun auch für mich dienen. Zu derselben Zeit gab er einem der ersten Hofchargen von seinen anwesenden Umgebungen den Befehl, seinen reichsten Wagen mit zwei Pferden dem muthvollen Arzte zu schicken, der seine Befehle befolgt hatte und am folgen-

den Tag entfloh diese glückliche Seele in den Himmel.*)

Kurze Zeit nachher traf Leopold in Wien ein. Auf seine Thronbesteigung dichtete ich ein Lied, in welchem ich zuerst den Tod des Kaisers Joseph beweint hatte, dann die Tugenden seines Nachfolgers Leopold besang. So aufrichtig mein Schmerz war, eben so aufrichtig war auch mein Lob für diesen neuen Monarchen, welcher mir dann durch das Zusammentreffen tausenderlei widriger Umstände sehr abgeneigt wurde. Die Sachen, welche ich nun zu erzählen im Begriffe bin, werden Manchem vielleicht unglaublich scheinen, aber in Wien sind sie bekannt (und für die Wiener schreibe ich hier hauptsächlich); sie begaben sich unter den Augen von Tausenden, und von Tausenden, die noch leben, und die, ich hoffe, diese Memoiren auch zum Theil lesen werden; ich fordre sie hiemit feierlich auf, mich Lügen zu strafen, wenn ich mir auch nur die mindeste Abweichung von den kleinsten Umständen des wahren Thatbestandes erlaube, und sollte es nur in der Färbung sein. Im Anfange der Leopoldischen Regierung schien es, als wollte sich Alles zu meinem Besten gestalten, Der Kaiser Leopold war mit den wichtigsten Staatsgeschäften beschäftigt und hatte keine Zeit, sich mit Kleinigkeiten und theatralischem Wirrwar abzugeben. Indessen kam aber der König von Neapel mit zwei Prinzessinnen an, die für zwei Erzherzoge zu Gemahlinnen bestimmt waren; nun dachte man an nichts mehr, als an öffentliche Feste. Der Prinz Auersperg und der Marquis del Gallo waren diejenigen, die sich vor allen andern durch die glänzenden Feste, die sie ihm gaben, auszeichneten. Unter den vielen andern Unterhaltungen, die für den König veranstaltet wurden, wollte dieser Fürst, daß an einem gewissen, von ihm festgesetzten Tage eine auf die Umstände passende Cantate aufgeführt werde, und beauftragte mich mit der Wahl

*) Den 20. Februar 1790.

des Componisten des Ortes, wo dieselbe aufgeführt werden sollte und mit der Qualität und Quantität des Gesangpersonals, mit unumschränkter Vollmacht die Decorationen sowohl, als die Kleidung der Sänger anzuordnen. In seinem prachtvollen Pallaste, in welchem er ein niedliches schönes Theater hatte, wo eine kleine Komödie aufgeführt werden sollte, befand sich auch in einem schönen Garten eine prächtige Rotunde, welche die Statue der Flora in der Mitte hatte, im Uebrigen aber ganz leer war. Ich hatte, um Alles zu bewerkstelligen, nur drei Tage Zeit, wählte den damals noch jungen Weigl, um die Musik zu componiren, führte ihn an demselben Abend in mein Zimmer, wo ich die erste Arie meiner Cantate, „der Tempel der Flora“ betitelt, gedichtet hatte, und während er dieselbe in Musik setzte, fuhr ich in meiner Arbeit fort, in der Absicht, auf diese Weise die ganze Cantate an demselben Abend zu vollenden.

Kaum hatte ich dem Componisten die Verse zu der ersten Arie gelesen, so setzte er sich, wie von einer himmlischen Flamme entbrannt, nieder, um sie eiligst in Musik zu setzen: sie gelang vortrefflich und war von einer wundervollen Schönheit und Harmonie. Sein Enthusiasmus steigerte auch den meinigen noch mehr, und vom Abend bis zum andern Morgen war die Cantate von uns beiden vollendet. Drei Tage nachher wurde sie aufgeführt, und der Effekt, den sie hervorbrachte, war außerordentlich. Die Idee davon war so ganz neu, daß es wohl die Mühe lohnen wird, von dem Ganzen eine kurze Beschreibung zu machen. Die ganze Rotunde konnte etwa dreihundert Personen aufnehmen, ohne den kleinen Raum, der für die Schauspieler bestimmt war. Auf das Postament der Flora, die herabgenommen wurde, stellte ich eine Sängerin, welche, weil sie ganz unbeweglich darauf stand, den Zuschauern die marmorne Göttin zu sein schien. Eine aus einer Art von Vorhang

bestehende Decoration, die im Rücken der Göttin angebracht war, verbarg ein zahlreiches Orchester von Blas-Instrumenten, und der übrige Raum war ganz finster. Bei dem düstern Scheine einer Laterne mußte die höchste Kaiserliche und Königliche Gesellschaft mit ihrem Gefolge eintreten; bei ihrem ersten Eintreten herrschte eine vollkommene Dunkelheit und ein gänzliches Stillschweigen, aber auf einmal erhellte sich der ganze Raum durch eine unermeßliche Menge von Lämpchen, welche auf den Gesimsen des Tempels angebracht waren, und das versteckte Orchester, welches pianissimo begann und immer mehr crescendo fortfuhr, erfüllte die Halle mit wirklich himmlischen Melodien. Die Zuschauer befanden sich nun ganz unerwartet auf Sitzen von Blumen, und nachdem die Flora die erste Arie mit Recitativ gesungen hatte, entsprangen aus der Loge viele Amoretten, welche von Venus und Cupido entsandt waren, um den Bräuten Rosen und Mirthen darzureichen; aber als sie im Begriffe waren, diese ihnen anzubieten, erschien Minerva, um sich dem Darbieten dieser Geschenke zu widersetzen, und behauptete, daß die Oelzweige der Minerva und die Lorbeere des Apolls sowohl für die Bräute als für ihre Väter passender wären. Während dieses Streites entstieg die Flora ihrem Gerüste und indem sie sich ihre Guirlande vom Haupte nahm, vor die Königin, Mutter der beiden Bräute hinkniete und eine schöne, sanfte Arie sang, überreichte sie derselben ihren Kranz. Aber die Königin küßte sie auf die Stirne und gab denselben der Anbieterin, nicht zwar als Göttin, sondern als Sängerin zurück. Der Effekt der ganzen Cantate war aber wirklich bewunderungswürdig. — Der Fürst Auersperg war darüber so sehr zufrieden, daß er am andern Morgen allen Sängern, die mitgewirkt haben, sehr reiche Geschenke machte; und mir schickte er ein schönes, junges Hirschchen, dessen Geweihe mit Goldplatten belegt waren, ine schöne Tabaksdose vom nämlichen Metall, und n Geldbeutel mit fünfzig Dukaten. Die Sache bei

dem italienischen Marquis lief nicht so gut ab. Er beauftragte mit seiner Cantate den Peticchio, seinen Landsmann, und dieser bat den Abbé Serafini, oder wurde vielleicht von demselben gebeten, den Text dazu zu schreiben. Dieser Herr Abbé, weil er Gesandtschafts-Secretär des außerordentlichen Gesandten von Lucca war, glaubte sich vielleicht tüchtig, diese Stelle auch bei den Musen vertreten zu können; aber in der That war er ein eben so guter Dichter, als ich General und Anführer einer Armee sein würde; und nachdem er mit Hülfe der Finger und der Arithmetik endlich zwei Verse zu Stande gebracht hatte, verlor er zu gleicher Zeit jeden poetischen Einfall und seine Leyer; er wollte glauben machen, daß er das Fieber habe und ließ den Componisten mehr als vierzehn Tage lang warten, ohne ihm auch nur einen weiteren Vers zu geben, es fehlten nur noch drei Tage bis das Fest statthaben sollte; da es nun keinen andern Ausweg mehr gab, so blieb nichts anders übrig, als sich neuerdings an mich zu wenden. Der Marquis del Gallo kam verdrießlich sechsspännig bei meinem Hause angefahren, machte mir eine lange diplomatische Eingangsrede und beehrte mich dann mit der inständigen Bitte, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Ich habe nie geliebt den Großen zu trotzen und sagte ihm daher, daß es mir angenehm sei, ihm dienen zu können, Er verließ mich voll Freude, schickte Peticchio zu mir und in sechsunddreißig Stunden habe ich eine neue Cantate zu alter Musik gemacht, und sie gefiel sowohl wegen des Textes als wegen der Musik Vielleicht war die Musik von andern Componisten, aber wenn sie von Peticchio war, so ist gewiß, daß er weder vor- noch nachher wieder etwas so Gutes geschrieben hat. Der Herr Marquis schien darüber vollkommen zufrieden und zwei Tage nachher wollte er mir Beweise seiner Dankbarkeit und seiner markgräflichen Freigebigkeit geben und schrieb mir einen zwei Seiten langen Brief, dem er eine Banknote von fünfzig Gulden

beilegte, (ungefähr fünf Carolin!!!) die ich sogleich dem Ueberbringer schenkte.

Der Herr Marquis fand sich dadurch beleidigt. Dieser Herr del Gallo war bei Hofe allgemein sehr gerne gesehen: er war jung, schön, gut gewachsen und von einem sehr lebhaften Geiste. Aber die Freigebigkeit geht mit dergleichen Vorzügen nicht immer gepaart. — Er verstellte sich aber gegen mich, und kam nochmal, mir einen Besuch abzustatten. Sein Besuch brachte mich durchaus nicht in Verlegenheit und bevor er sprechen konnte, redete ich ihn folgender Maßen an:

Herr Marquis, die Ehre die Sie mir angethan haben, und der gute Erfolg meiner Bemühungen belohnen sich gegenseitig, und dadurch daß Sie mir fünfzig Gulden schickten, haben Sie offenbar meiner Eigenliebe einen tödlichen Stoß beigebracht, denn diese erwartete nur ein Bravo, Da Ponte; welches von einem so verehrungswürdigen Mund ausgesprochen wie der Ihrige, einen größeren Werth für mich gehabt hätte als alles Gold der Welt. Ich gab sie daher einem Ihrer Diener der den Werth ihrer Worte vielleicht nicht, wohl aber den des Geldes kennt. Herr Da Ponte, erwiederte er, ich bin ganz beschämt; sagen Sie mir wenigstens ob es gar nichts auf der Welt giebt, daß ich etwas für Sie thun könnte. Ich wollte ihm nun vom Kaiser Leopold sprechen, denn ich hatte schon beobachtet, daß dieser Fürst gegen mich aufgebracht war, da ich aber aus den Augen dieses Hofmannes glaubte abnehmen zu müssen, daß er nicht aufrichtig sei, so hielt ich für gerathener mich nicht zu erniedrigen, und sagte ihm daher lieber, daß ich wirklich nichts wüßte, was mir abginge, und um was ich ihn bitten sollte. Er verhielt sich einige Augenblicke ganz still, dann nahm er eine goldene Uhr aus seiner Tasche; wenigstens, sagte er, belieben Sie diese Uhr von mir, als ein kleines Andenken meiner Erkenntlichkeit, anzunehmen. Auch diese war vielleicht nicht

viel mehr werth als fünfzig Gulden, aber ich wagte doch nicht sie auszuschlagen, und wenige Stunden nachher schenkte ich sie meiner mir Verse einhauchenden Muse. Der Erfolg dieser Kühnheit war mir sehr nachtheilig. Der Marquis del Gallo wurde von diesem Augenblick an mein geschworener Feind, was mir einige Zeit nachher der Kaiser Leopold selbst sagte. Kehren wir nun wieder zu der Ferraresi zurück. Diese mir Unglück bringende Virtuosin, mit allen den Fehlern ihrer Persönlichkeit und ihres Charakters, war unfehlbar, wie ich schon früher gesagt habe, für dieses Theater vom größten Nutzen. Dieses vermehrte die Anzahl ihrer Feinde, theils wegen einer fortwährenden Rivalität, die Leuten dieser Art immer willkommen ist, theils wegen der Protection irgend einer andern Sängerin. Ein wenig aus Liebe, ein wenig aus Gerechtigkeit, und besonders wegen des Vortheils, den sie dem Theater brachte, dessen ich mich annahm als wenn es mein Eigenthum wäre, vertheidigte ich diese Sängerin mit gezogenem Schwert; sie war auf zwei und ein halb Jahr engagirt, und diese Zeit war nahe daran abzulaufen, eine andere Sängerin war schon engagirt, und diese war im höchsten Grade in der Gunst des Monarchen und besonders in der der Kaiserin Majestät. Dessen ungeachtet wagte ich auf Erneuerung des Contrakts meiner Freundin, jedoch blos auf sechs Monate, anzutragen. Und wem habe ich diesen Vorschlag gemacht? Dem Grafen von Rosenberg, und zwar unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Ich führte ihm die triftigsten Gründe an, die er gut zu heißen schien, aber statt das mir gegebene Versprechen, das Geheimniß bewahren zu wollen, zu halten, sprach er mit Allen davon, und hauptsächlich mit denen welche die Ferraresi am mehrsten haßten. Diese schrieben es sogleich der neu angestellten vom Hofe begünstigten Sängerin mit allen erdenklichen Zusätzen, die Neid, bösartige Denkart und eigenes Interesse zu dictiren pflegten, und diese schrieb wieder die feurigsten, lebhaftesten Briefe

nicht nur an ihre Beschützer, sondern sogar an die Kaiserin selbst, welche es öffentlich dem mir schon übelwollenden Kaiser vorlas. Man schicke diesen Störer der Ruhe und des Friedens zum Teufel, sagte der Kaiser voll Heftigkeit. Ich wußte lange Zeit nichts von dieser geheimen Verschwörung gegen mich, doch machte ich die Bemerkung, daß die Anzahl meiner Feinde sich nach Maßgabe meiner Anhänglichkeit und Sorge für die Ferraresi vermehrte, die, zu größerer Aufregung der Leidenschaften, täglich noch mehr Beifall auf den Brettern einerntete. Man denkt sich nun wohl leicht welchen Erfolg dieses Alles hatte.

Alle Tage zeigte sich ein neuer Ankläger, eine neue Klage: meine grenzenlose Geduld ermüdete endlich. Eines Tages lief ich in Verzweiflung zu der Kaiserin um Gerechtigkeit zu verlangen. Zu meinem Unglück begegnete ich dem Vice-Director der Schauspiele. Dieser haßte mich heimlich, weil ich wußte daß er die Administration des Theaters betrogen hatte, was ich die Unklugheit hatte ihm selbst eines Tages zu sagen. Als er mich so schrecklich aufgebracht sah, fragte er wohin ich ginge: mein Zorn verhinderte mich klug und vorsichtig zu sein. Ich öffnete ihm mein Herz und sagte, daß ich mich dem Kaiser vorstellen wolle um ihn zu bitten, mich in ein Gefängniß zu werfen, in welchem ich so lange zu verbleiben beabsichtige, bis er mir Gerechtigkeit widerfahren lasse. Er schlug alle mögliche Wege ein, um mich davon abzuhalten; er schmeichelte mir, er bat mich, und sagte daß in den nächsten Tagen eine Veränderung in der Theater-Direction stattfinden werde, und daß ich wohl wissen müsse, wie sehr mich der neue Director liebe und meine Talente hochschätze, daß ich ihm deßhalb ja nicht vor den Kopf stoßen solle, selbst zum Monarchen zu gehen; daß der Kaiser sich durch den Salieri verblenden lasse; aber daß der Graf denselben genau kenne und wisse was er von ihm zu halten habe u. s. w.

Ich ließ mich verführen, und stand davon ab mich an den Kaiser zu wenden. Kaum hatte ich den zweiten Tag erlebt, so erkannte ich schon meinen Fehler. Ich wollte dem neuen Director aufwarten und ihn sprechen und wurde nicht angenommen. Indessen vermehrten sich immer der Lärm und die verläumderischen Geschwätze: Die Müssiggänger, die Uebelwollenden, die falschen Freunde thaten dergleichen als wollten sie mich aus mitleidiger Theilnahme davon in Kenntniß setzen, aber es geschah nur, um mich damit zu quälen. Eines Tags sagten sie mir, daß der Graf von Rosenberg mir Arrest geben wolle, weil der Bussani ihm gesagt habe, daß man durch meine Schuld eine gewisse Oper nicht aufführen könne. Ich wurde darüber ganz rasend. Verzweifelnd eine Privat-Audienz vom Kaiser zu erlangen, schrieb ich demselben einen Brief, wußte aber nicht wie ich ihn zu höchsten Händen gelangen lassen konnte. Ein gewisser Lattanzio, Redakteur einer Zeitschrift: Vox populi, bot sich mir an ihn in höchst eigene Hände übergeben zu wollen. Die Umstände veranlaßten mich das Anbieten anzunehmen, obgleich ich wußte, daß der Ueberbringer, ein Verfälscher von Banknoten, in Rom dem Zuchthaus entsprungen war. Aber er gab sich allgemein für einen der ersten Günstlinge des Monarchen aus. Er schloß ihn seinem Manuscript bei und überreichte ihn dem Kaiser mit dem Beisatz: Hier ist ein Schreiben das die Mißbilligung eines weisen Monarchen verdient, man sagt es sei von Da Ponte. Ich hatte ihm eine Tabaksdose und eine goldene Medaille, für sein Anerbieten meinen Brief in die eigenen Hände des Kaisers übergeben zu wollen, geschenkt, und glaube damit diesen Henkersknecht, der mich auspeitschte, hinreichend bezahlt zu haben! Nach zwei Tagen befahl er mir, ich solle nur öffentlich darüber sprechen und versicherte mich, daß er in ganz kurzer Zeit mir die vortrefflichsten Nachrichten zu geben haben werde. Sie hätten auch in der That nicht wohl besser sein können!

Nach dieser Handlung sah ich ihn nur noch ein einzigesmal, wo er mir ganz kurz sagte: der Kaiser hat mir verboten mich je mehr in etwas mit Ihnen einzulassen. Ich lachte und sagte ihm dieses Geschichtchen zu seinen falschen Banknoten zu legen, oder unter das Thor des Zuchthauses. Er wurde seiner Zeit für seine Ungerechtigkeit von dem Kaiser Leopold selbst bestraft.

So standen die Sachen, als mir Freund Martini schrieb, daß man in Petersburg einen Dichter für die dortigen Theater bedürfe, daß sowohl Cosa rara, als der Baum der Diana in dem Theater der Stadt und in der Eremitage der Kaiserin Catharina außerordentlichen Beifall erhalten habe, und es folglich keinem Zweifel unterliege, daß ich daselbst angenommen würde. Ich dachte auch keinen Augenblick darüber nach und ging sogleich, meinen Abschied zu fordern. Da zu derselben Zeit der Direktor selbst von Wien abwesend war, so begab ich mich zu Thorwart, der dem Kaiser Leopold davon sagte, und mir dann am folgenden Tag bedeuten ließ, daß Se. Majestät mir nicht erlauben abzureisen, als nach Beendigung meines Contrakts, und hiezu bedurfte es noch volle sechs Monate. Es vergingen indessen kaum dreißig Tage, daß Thorwart selbst zu mir kam und mir pro tribunali sagte: daß Se. Majestät der Kaiser meiner Dienste nicht mehr bedürfe, und daß ich mich fortbegeben könne. Ich erwiederte ihm, daß wenn Se. Majestät mir eine Oper, die ich auf Befehl der Direktion schreibe, alle Libretti der Opern, die noch zum Verkauf vorräthig wären, und überdieß noch meinen Gehalt von fünf Monaten, die zu Erfüllung meines Contrakts fehlten, bezahlen wollen, so werde ich augenblicklich das Theater verlassen, obgleich ich die Ueberzeugung habe, daß es nun zu spät sei, um nach Petersburg zu gehen. Worauf er mir sagte: Se. Majestät werden gern genehmigen, was Sie noch ansprechen; machen Sie mir nur Ihre Rechnung. Ich that es ohne

Verzug und erhielt auch alles, was ich gefordert habe, was sich auf acht bis neun hundert Gulden belief. Ich hatte dem Martini schon geschrieben, daß man mir meinen Abschied verweigert habe, und daß ich folglich während mehrerer Monate nicht nach Petersburg werde abreisen können. Im Zweifel also, daß sie schon nach Italien um einen anderen Poeten geschrieben haben, machte ich mich an Mozart und suchte ihn zu überreden, mit mir nach London zu reisen. Aber da er kurz vor dem Tode des Kaisers Joseph von demselben eine lebenslängliche Pension, als Belohnung für seine himmlisch schönen Opern, erhalten hatte und gerade auch beschäftigt war, eine deutsche Oper, die Zauberflöte, in Musik zu setzen, von welcher er neuen Ruhm einzuernten hoffte, so forderte er sechs Monate Zeit, um einen Entschluß zu fassen; und ich hatte indessen mit Wechselfällen zu kämpfen, die mich mit Gewalt dazu brachten, beinahe einen ganz verschiedenartigen Weg einzuschlagen. Obgleich ich von dem ganzen Gehalt für eilfjährige Dienste, von dem enormen Gewinn, den ich durch den Verkauf der Libretti der Opern gemacht, von den vielen und reichen Geschenken, die ich bei mehrerlei Gelegenheiten vom Kaiser und von vielen andern erhalten hatte, wegen meiner grenzenlosen Freigebigkeit in dieser langen Zeit, nichts erspart hatte, als einige hundert Thaler (etwa sechs hundert), so glaubte ich dennoch, daß diese mir reichen sollten, um anständig leben zu können, bis die Vorsehung mir eine andere gute Anstellung darböte.

Ich fuhr also in aller und jeder Hinsicht fort zu leben, wie zuvor, und nach wenigen Tagen befand ich mich in einer so vollkommenen Seelenruhe, daß mich die Lust anwandelte, ins Theater zu gehen und meinen Axur zu sehen, der von neuen Sängern aufgeführt werden sollte. Als ich mich der Thüre des Theaters genähert hatte, schien mir, daß der Billet-Abnehmer in Verlegenheit käme; ich hatte früher in allen Theatern

Wiens freien Eintritt; indessen hatte ich mich mit einer Eintritts-Karte versehen, die ich ihm, ohne zu sprechen, sogleich darreichte. Er weigerte sich höflich, sie anzunehmen, rief mich bei Seite und sagte mir, beinahe weinend: Lieber Herr Da Ponte, ich bitte Sie, mir zu verzeihen, aber ich darf Sie nicht ins Theater einlassen. Wer gab Ihnen diesen Befehl, fragte ich. Thorwart; erwiederte er. Der Fürst Adam Auersperg, der an der Thüre war und unsere Unterredung angehört hatte, nahm mich bei der Hand und führte mich in seine Loge. Ich erzählte ihm meine Geschichte, er schien darüber eben so erstaunt, als er sie bedauerte; er bot mir an, mit dem Kaiser zu sprechen, daß er mich anhöre, aber da ich nun begonnen hatte, meine innere Ruhe und Frieden zu genießen, so bat ich ihn, gleichwie unendlich viele andere Cavaliere und Damen, die mir dasselbe Anerbieten gemacht hatten, den Sachen ihren Lauf zu lassen, ohne sich darein zu mischen. Mit mehr Ruhm konnte ich wohl nicht von Wien abreisen. In den eilf Jahren meiner Anstellung hatte ich fünfzehn Opern-Texte geschrieben; neun derselben waren die einzigen, die hundert und abermals hundert Vorstellungen mit immer steigendem Beifall in diesem Theater erlebten, das ohne meine Sorge und ohne meine Umtriebe schon längst geschlossen worden wäre. In demselben Jahre, in welchem ich beabschiedet wurde, waren diese neuen Opern die einzigen, die in diesem Theater aufgeführt wurden und die allgemein beliebt und besucht waren; zwei meiner Cantaten sind in derselben Zeit in dieser Stadt mit dem höchsten Wohlgefallen stets wiederholt worden, und mein Lied auf den Tod des Kaisers Joseph II. wurde in Venedig, in Treviso mit Anmerkungen von dem berühmten Julius Trento, gleich wie in vielen andern Städten Italiens nachgedruckt, so daß mein Name wegen meiner Abreise von Wien keinen Schaden leiden konnte. Indessen steigerte aller dieser mein Ruhm eher

noch den Haß meiner Feinde, statt ihn zu mildern, und verursachte, daß sie ihre Anstrengungen verdoppelten, um mich, so viel als ihnen nur möglich war, unglücklich zu machen. Bei menschlichen Unglücksfällen pflegt man oft durch freundliche Theilnahme und Mitleid einigen Trost zu schöpfen, aber meine Verfolger waren keine großmüthigen Löwen, die gewußt hätten parcere subjectis; sie waren schlaue Füchse, bösartige, räuberische Wölfe: non missuri cutem nisi pleni cruorem.

Kaum hatte sich die Neuigkeit, daß ich meinen Abschied erhalten habe, verbreitet, so hatte die Dreistigkeit und die Bosheit dieser Treulosen alle Schranken überschritten (und leider muß ich sagen, daß beinahe alle Italiener waren). Was sagten und thaten sie nicht blos, um mich zu quälen! Der Kaiser ist gerecht gewesen; so muß man die Betrüger behandeln; meine Aufführung habe nicht nur dieses, aber selbst Schlimmeres verdient; die Liebhaber, die Kabalen, die Parteilichkeiten ...... alles dieses aber waren leere, unbegründete Redensarten, und obgleich die ganze Stadt voll von tausend verschiedenen Gerüchten und Muthmaßungen war, so konnte doch niemand die wirkliche Ursache meiner Verabschiedung angeben. Der Kaiser Leopold verließ indessen die Hauptstadt und reiste nach Italien. Auch ich wollte mich von einem Orte entfernen, wo ich nur Abscheu und Aerger erregende Gegenstände vor Augen hatte, aber die Nothwendigkeit, verschiedene Sachen zuvor in Ordnung zu bringen, nöthigte mich, noch einige Zeit wenigstens zu verbleiben. Mein längeres Verweilen dort schien aber gefährlich. Der neue Direktor, auf Antrieb von einigen mir Uebelwollenden, schickte mir den schriftlichen Befehl, die Stadt zu verlassen. Um ihn zu diesem ungesetzlichen, ungerechten Entschluß zu vermögen, haben sie ihn glauben gemacht, daß ich bei Beginnen der Vorstellungen gesucht habe, mir eine Partei gegen die neuangestellten Sängerinnen zu werben. Eine von ihnen hatte selbst die Niederträchtigkeit, ihm zu

erklären, daß sie nicht wage vor dem Publikum zu erscheinen, so lange Da Ponte noch in Wien sei. Man erfand ein vortreffliches Gegengift für die Furcht. Man kündigte mir, am Tage selbst, an welchem das Theater wieder eröffnet werden sollte, an, Wien verlassen zu müssen. Welche Wirkung dieser Schlag bei mir verursachte, läßt sich leicht denken. Ich sah mich auf immer meiner Ehre beraubt durch diese Art von Verbannung, aber was konnte ich der Gewalt entgegensetzen? Ich reiste ab und zog mich in ein kleines Gebirge, zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt, zurück.

Welche Qualen hatte ich zu erdulden, als ich mich in dieser Einsamkeit befand! Der erste Tag war einer der schrecklichsten in meinem ganzen Leben. Ein Opfer des Hasses, des Neids und der Habsucht niederträchtiger Leute; verjagt aus einer Hauptstadt, in welcher ich mittelst des ehrenvollen Preises meines Talents eilf Jahre lang gelebt hatte; verlassen von Freunden, denen ich oft ausgezeichnete Wohlthaten hatte zu Theil werden lassen, heruntergesetzt, verflucht, verachtet von den Müssiggängern, von den Heuchlern, von den triumphirenden Feinden, und endlich gar von einem Theater verjagt, dessen noch gegenwärtiges Fortbestehen allein mein Werk war; ich habe mich mehreremale in einer Lage befunden, die an Verzweiflung grenzte, ja ich war selbst einigemale im Begriff, mir mit eigenen Händen das Leben zu nehmen. Ich fand nicht einmal Trost in dem Bewußtsein meiner Unschuld, selbst dieses verdoppelte noch mein Unglück. Ich konnte mich wohl für unschuldig halten, aber wie wollte ich es meinem Richter beweisen, der mich verdammte, ohne mich nur zu hören, und der noch, um das Maaß meines Unglücks auf den höchsten Grad zu treiben, noch überdies von seinen Staaten entfernt war? So verlebte ich zwischen Thränen und einer vollkommenen Trostlosigkeit drei Tage und drei Nächte; bloß zwei Personen, denen ich vor meiner Abreise den Ort, wohin ich mich zurückziehen wollte, angezeigt habe, kamen nach

Verlauf dieser Zeit, um mich zu besuchen. Diese gaben mir den Rath, an demselben Orte die Rückkehr des Kaisers abzuwarten. Sie wollten, daß ich mich rechtfertige, daß ich meine Ankläger und Verläumder vor Gericht fordere und meine Ehre vertheidigen solle, weil mir nichts mehr an meiner Anstellung liege. Ich ließ mich überreden. Ich schrieb mit der großen, unumstößlichsten Anschaulichkeit und möglichsten Kürze diese Geschichte, erbot mich, den Beweis durch die gesetzmäßigsten Dokumente führen zu wollen und durch Vermittlung einer der rechtlichsten Personen, die aus bloßem Mitleid kamen, um mich zu besuchen, gelang mir, dieses Schreiben in Italien in die Hände des Kaisers gelangen zu lassen. Man erfuhr indessen, ich weiß nicht auf welche Art, den Ort meines Aufenthalts und selbst meine Unterhandlung. Meine Verläumder zitterten. Es handelte sich also bei ihnen darum, den Schlag zu pariren, und hiezu gab es nur ein Mittel, und dieses bestand darin, mir Zeit und Mittel zu nehmen, selbst mit dem Kaiser Leopold zu sprechen, von dem man wußte, daß er nahe an seiner Rückreise sei. Man schickte also unerwartet zwei Polizei-Commissäre in mein Haus, die mich bei Nacht aus dem Bette aufhoben und ohne ein Wort zu sprechen, nach Wien brachten; nachdem man mich zwei Stunden in Ungewißheit ließ, ob es sich um Gefängniß handle, oder ob man mich auf das Blutgerüste führen werde, so befahl man mir pro tribunali von Seiten

dessen, der Alles kann

mich im Lauf von vierundzwanzig Stunden von der Hauptstadt und von allen benachbarten Städten zu entfernen. Ich war schon an große Schläge des Schicksals gewöhnt und deßhalb fühlte ich diesen nicht in dem Uebermaaß wie den früheren und fragte ganz ruhig, wer diesen Befehl gegeben habe; einer der Commissäre erwiederte ganz trocken, der, welcher befiehlt.

Ich verlangte nun mit dem Director dieses Tribunals sprechen zu dürfen; es war keine kleine Gnade,

daß sie es mir gestattet haben. — Dieser Director war der Graf Saur, einer der klugsten, gerechtesten und verehrungswürdigsten Männer seines ganzen Vaterlandes. Ich kann mich seiner Person nicht ohne viele Thränen der Dankbarkeit und der Verehrung erinnern.

Nun lief ich sogleich auf die Oberpolizei-Direction, machte ihm eine pünktliche Erzählung von allen Umständen, worauf er mir aber sagte, daß er nur der Vollzieher eines andern Willens sei und daß ihm mein Vergehen selbst durchaus unbekannt seie, daß vor dem Tribunal der Polizei, wovon er Director seie, niemals eine Anklage gegen mich gemacht worden wäre, daß ich aber große, mächtige Feinde beim Theater habe, die mich bei Hofe mit sehr schwarzen Farben geschildert zu haben scheinen, vielleicht aber noch mehr bei der Kaiserin. Ich versicherte ihn von meiner Unschuld und sagte ihm nie etwas gegen die Gesetze, noch gegen die Pflichten eines in Gesellschaft lebenden Mannes begangen zu haben, was er auch zu glauben schien. Die Wahrheit hat ihre eigenen Merkmale, die eine, die Gerechtigkeit liebende Seele bald erkennt. Ich bat ihn, mir nur einen Aufschub von acht Tagen auszuwirken, im Verlaufe welcher Zeit ich mich zu rechtfertigen versprach. Er verschaffte mir diese Frist auch von Franz II., der damals Mitregent war.

In diesem Zeitraum untersuchte ich Alles, suchte mir Aufklärungen zu verschaffen, brachte alle meine Entschuldigungsgründe, die ich für die Umstände passend hielt, zu Papier, und erbot mich, von ehrenwerthen Personen Zeugnisse über die Ehrbarkeit und Unbescholtenheit meines Lebenswandels darzubringen. Unwissend, worin eigentlich die Verläumdungen bestanden, womit man mich mit so vieler Grausamkeit angeschwärzt hatte, machte ich eine Aufzählung aller Verbrechen, welche eine Rüge oder Strafe der menschlichen Gerechtigkeit verdienen, und suchte den Beweis zu führen, daß, wenn man auch den strengsten Maaßstab der Gesetze bei mir anlegen

wollte, ich dennoch gewiß unschuldig ausgehen würde und bot als Unterpfand für meine zu beweisende Angabe meine Freiheit, ja selbst mein Leben an.

Aber Alles half Nichts. Franz, der nur der Vollzieher des väterlichen Willens war, konnte mich, nachdem er meine Entschuldigungsgründe gelesen und erwogen hatte, nur bemitleiden und mir den Rath geben, unverzüglich nach Triest zu gehen, wo ich in wenigen Tagen den Kaiser, seinen Vater, antreffen würde, um ihm selbst meine Vertheidigung darzubringen und mir seine Gerechtigkeit zu erflehen. Ich brachte sogleich den Rath dieses vortrefflichen Fürsten in Ausführung.

Nach meiner Ankunft in Triest stellte ich mich sogleich dem Grafen Brigido, Gouverneur dieser Stadt, vor. Er hatte schon den ganzen Verlauf meiner Begebenheiten erfahren. Auf welche Weise man sie ihm auch vorgetragen haben mag, so unterließ er doch nicht mich mit einer liebenswürdigen Höflichkeit aufzunehmen. Er hörte nun neuerdings von mir selbst die Erzählung aller meiner Ereignisse ruhig an, glaubte, daß ich ihm die Wahrheit sagte und bot mir mit seltener Güte seine Protection, seinen Beistand und seine Freundschaft an.

Er hat auch zu keiner Zeit sein großherziges Anerbieten vergessen. Meine Seele, die immer aller mir erzeugten Wohlthaten und edlen Handlungen eingedenk war, kann den Erguß der lebhaftesten Dankbarkeit, bei der Erinnerung an die Großmuth und an die Gerechtigkeit dieses himmlischen Menschen nicht zurückhalten. Ich kann ihn nie genug loben.

Empfangen Sie*) Herr Graf Brigido, ohne Widerwillen dieses dankbare Zeugniß von einem Manne,

---

*) Es ist zwar wahrscheinlich, daß dieser wohlthätige Mann bei der Veröffentlichung meiner Lebensbeschreibung nicht mehr am Leben ist; aber meine Dankbarkeit lebt doch, und wird ewig in meinen Schriften leben.

welcher erkennt, daß er die Erhaltung seines Lebens und die Wiederherstellung seiner Ehre nur durch Ihre wohlthätigen Hände wieder erlangt hat. Ohne die Stütze Ihres Ansehens und ohne Ihre Gunst, lebte ich vielleicht nicht mehr, oder ich lebte, was schlimmer ist, in den Augen der Welt als entehrt. Um mir diese Stütze, diesen Schutz anzubieten, bedurfte es wahrlich der größten Tugend; denn Sie wußten nur zu gut, wie sehr ich bei dem Kaiser in Ungnade war, und dennoch wagten Sie mir ihre Protection anzubieten, und Sie retteten mich dadurch. Die Umstände und der Ort, in welchem ich mich gegenwärtig befinde, geben keinem Verdachte Raum, daß ich sowohl gegen Sie, als gegen Andere mir eine Schmeichelei erlaube; alles, was ich hier schreibe ist ein reiner Tribut, den ich meinem Gewissen und Ihrer Seelengröße schulde. Ich kann Sie ja nur mit Worten und mit meinem innigsten Wünschen für Ihre Wohlfahrt lohnen. Nach Verfluß von einigen Tagen schon traf der Kaiser Leopold in Triest ein. Ich lief nun sogleich zum Gouverneur und er bemühte sich, aber vergebens, eine Audienz für mich zu erlangen. Diese Weigerung stürzte mich in die äußerste Verzweiflung. Ich verlebte drei Tage und drei Nächte in beständigen Anfällen einer tödtlichen Aufreizung. Ich war schon im Begriff einen Augenblick der Spaziergänge oder der öffentlichen Erscheinungen des Kaisers zu ergreifen um mich ihm vorzustellen und seine Gerechtigkeit anzuflehen. Ich wollte meinen siebenzigjährigen Vater, mit meinen sieben Schwestern und drei Brüdern mit mir führen, die schon lange der gütigen Vorsehung dankten für die Früchte meiner Anstrengungen und welche durch meine Aufopferung gleich mir aufgeopfert waren. Dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden wegen der Entfernung meiner Familie von ein und einer halben Tagreise. Während ich so die Sachen in mir verarbeitete, hörte ich an meiner Zimmerthüre ganz unerwartet rufen: Da Ponte, da Ponte, der

Kaiser verlangt Sie zu sehen. Ich glaubte zu träumen. — Es war aber kein Traum. Der Prinz von Lichtenstein war auf Befehl des Kaisers gekommen, um mich zu holen. Ich lief beinahe von Sinnen in die kaiserliche Wohnung. Eine Menge Volk wartete um Audienz zu bekommen. Kaum war ich angelangt, als mir der Thürhüter befahl in das Zimmer des Kaisers einzutreten. Er stand den Rücken gegen die Thüre gewandt und schaute durch das Fenster. Obgleich die Aufregung meines Geistes durch die Ueberraschung gerufen worden zu sein, sich einigermaßen gelegt hatte, so war sie doch groß genug, und ich so voll Ungeduld und Feuer, daß ich entschlossen war, selber den Kaiser anzureden; nur seine Stellung verhinderte mich daran. Ich wartete also den Mund zu öffnen, bis er diese verändern und mir das Gesicht zuwenden würde. Er that dieses zwar, aber auch in demselben Augenblick begann er zu sprechen, was unserem ganzen Gespräch eine andere Wendung gab. Ich werde das Wichtigste davon Wort für Wort beschreiben, ohne mir die mindeste Abänderung zu erlauben. Wir sprachen überdieß in einem so lauten Ton, daß man Alles im Vorzimmer hören konnte. Man hörte es, und erzählte es auch wieder, aber nicht ganz getreu. — Hier folgt die Wahrheit.

Gespräch
zwischen dem Kaiser Leopold und Lorenz da Ponte.

Der Kaiser. Kann man den Grund wissen, warum der Herr Da Ponte den Kaiser Leopold in Wien nie hat sehen wollen?

Da Ponte. Weil Euer Majestät mich nie haben annehmen wollen.

Kaiser. Ich habe Ihnen doch sagen lassen, daß Sie zu mir kommen dürfen, wenn Sie wollen.

Da Ponte. Mir haben sie gesagt, Ew. Majestät habe keine Zeit mich zu empfangen.

Kaiser. Ja, als Sie mir eine Privat-Audienz verlangen ließen.

Da Ponte. Meine Unschuld gab mir das Recht auf eine von Euer Majestät hoffen zu dürfen.

Kaiser. Wenn Sie unschuldig gewesen wären, so hätten Sie auch die Mittel gefunden mich es wissen zu lassen. Sie wußten ja wo ich wohne.

Da Ponte. Wenn Eure Majestät bei mir die Ihnen gewohnte Gnade hätten eintreten lassen, so hätten Sie mir befehlen lassen vor Ihnen zu erscheinen, bevor Sie mich verdammt haben. Euer Majestät ist nicht unbekannt, daß ein Mann, der in die Ungnade seines Monarchen gefallen ist, von den Ministern nicht immer bei den kaiserlichen Audienzen Zutritt erhält, weil sie glauben sich einen Verdienst um ihren hohen Herrn zu erwerben, ihn vom Throne fern zu halten. Ich bin ein Beweis hievon.

Kaiser. Auf welche Weise.

Da Ponte. Am 24. Jänner rannte ich gleich einem Unsinnigen durch die Straßen von Wien, entschlossen mich Ew. Majestät zu Füße zu werfen und von Ihnen Gnade zu erlangen. Ich begegnete einem Secretär des kaiserlichen Cabinets und bat ihn unter Thränen mir den Weg anzuzeigen; er deutete mir den Ort an, wo sich der Steffani befand und gab mir die Weisung mich durch denselben dem Monarchen vorstellen zu lassen. Auf der Treppe in der Burg begegnete ich dem Thorwart, Vice-Director des Theaters; er erkannte aus meinen Gesichtszügen, in welcher Aufregung sich mein Geist befand, hielt mich an, fragte mich aus und hinderte mich mit Gewalt mich an Ew. Majestät zu wenden. Die Zeugen davon haben Ew. Majestät im Hause.

Kaiser. Thorwart! Und er sagte mir selber, daß nicht zu mir kommen wollen um mich zu sprechen,

um dann sagen zu können, daß ich nicht hören wolle, daß ich ein Tyrann sei. Und nun verhinderte er Sie daran?

Da Ponte. Er sagte mir: daß Euer Majestät zu sehr über mich aufgebracht seien, daß ich gewiß sein dürfe nicht von Ihnen angenommen zu werden, und daß ich mich unbezweifelt irgend einer Beschimpfung aussetze; daß der neue Director mich genau kenne, mich achte, mir wohlwolle ...- und mir unfehlbar Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Kaiser. O, das ist schön. Und gerade der Director war es, der mich gebeten hat, ich möchte Sie fortjagen, indem er sagte, daß man nicht im Frieden mit Ihnen leben könne, weder im Theater, noch im Hause.

Da Ponte. Dieses ist ein Beweis für die Redlichkeit meiner Ankläger.

Kaiser. Aber Alle sind ihre Feinde. Directoren, Verwalter, Kapellmeister, Sänger, kurz Alle sprachen nachtheilig über Sie.

Da Ponte. Schon dieses könnte ein Beweis meiner Unschuld sein.

Kaiser. Es könnte sein. Aber warum hassen Sie Alle?

Da Ponte. Der gewesene Director Graf von Rosenberg hatte den einzigen Wunsch einen andern Dichter in kaiserliche Dienste zu bringen, und ließ sich sein Herz ganz leicht durch Thorwart noch verderben....

Kaiser. Ah! Rosenberg versteht wenig von einer Theater-Direction. Was dann seine Poeten anbelangt, so bedarf ich ihrer nicht: ich habe mir schon einen nach meinem Wunsche in Venedig gefunden.

Da Ponte. Ugart....

Kaiser. Ugart ist ein Strohmann. Er thut Alles, was man ihn zu thun heißt und der zuletzt mit ihm

spricht, behält immer Recht. Und warum ist Thorwart Ihr Feind?

Da Ponte. Weil sich seine Betrügereien wußte und es ihm offen gesagt habe.

Kaiser. Wie? Wann?

Da Ponte. Als ich ihm aus bloßem Diensteifer den Vorschlag gemacht habe, mit geringeren Kosten das Theater besser zu beleuchten, die Seidenstoffe in jeder Farbe, und die Vorhänge in der vorzüglichsten Beschaffenheit, mit einem Vortheil von achtzig Procent anschaffen und ihm eine andere neue Art sagen zu wollen, wie an den Thüren die Eintritts-Billete zu empfangen seien, wodurch die Casse gegen gewisse Monopole von verschiedener Art gesichert werden würde, wobei ich einen Verdacht blicken ließ.

Kaiser. Und warum wollte er nicht darauf eingehen? Was hat er darauf gesagt?

Da Ponte. Daß diese Sachen schon seit langer Zeit so seien und daß man sie nicht ändern könne; daß er mir selbst rathe darüber mit Niemanden zu sprechen wer es auch immer seie, wenn ich in Wien zu bleiben wünsche.

Kaiser. Ah Betrüger! Jetzt verstehe ich erst warum er mir so viel Böses von Ihnen sagte. In Wien — in Wien — nun weiter.

Da Ponte. Der Salieri dann....

Kaiser. Es ist unnöthg, daß Sie mir von Salieri sprechen. Ich kenne diesen zur Genüge. Ich weiß alle seine Cabalen und auch die von der Cavalierie. Er ist ein unausstehlicher Egoist und möchte, daß auf meinem Theater nur seine Opern und seine Schönen gefallen; er ist nicht allein Ihr Feind, aber er ist auch Feind von allen Kapellmeistern, allen Sängern, allen Italienern, besonders auch von mir, weil er weiß, daß ich ihn kenne. Ich will weder seine Deutsche, noch ihn mehr bei meinem Theater haben.

Bussani aber, dieser unruhige Kopf, soll mich ken-

nen lernen. Ich habe in Venedig eine gewisse Gaspari gefunden, welche seiner Frau, der frechen Marktschreierin, die Grillen aus dem Kopf bringen wird, die sie durch ihre lächerlichen Späße und Narrenpossen, und ihr übeltönendes Geschrei einen Anhang von Reitknechten, Perückenmachern und Köchen in meinem zarten Wien gemacht hat. Ich habe die Gaspari schon benachrichtigt, daß sie nie eine erste Rolle dieser überlassen solle und wenn dieses nicht fruchten sollte, so werde ich wohl andre Wege zu finden wissen. Jetzt bin ich Director und Theater-Unternehmer und mein Graf, der Strohmann, darf nichts mehr thun. Ich will befehlen und die Sachen werden besser von stattengehen. Es ist hinreichend, aus Allem was Sie mir sagen, ersehe ich, daß Sie nicht der Mann sind, für welchen man Sie mir geschildert hat.

Da Ponte. Ich bin er nicht, bei Gott! Ew. Majestät, ich bin er nicht!

Kaiser. Ich glaube es, ich glaube es! Aber wie verhält es sich mit einem gewissen Buch, das Sie gegenwärtig im Style dessen der Madame Lamotte gegen die Königin von Frankreich, gegen mich schrieben...

Da Ponte. Ach welche niederträchtige Verläumdung! Ich gegen Euer Majestät?

Kaiser. Ugart, Thorwart und Lattanzio haben es mir gesagt.

Da Ponte. Dieses sind also die Waffen, deren sich meine Feinde bedient haben, um glauben zu machen, daß ich ein gefährlicher Mann sei und verdiene von der geselligen Welt ausgestoßen zu werden. Ich habe mich nach Brill und nach Mödling zurückgezogen; dort erhielt ich mehrere Besuche von einigen rechtschaffenen Leuten, deren sämmtliche Namen ich in die Hände von Euer Majestät niederlegen werde; diese haben Alles gelesen, was ich geschrieben habe; haben Ew. Majestät die Gnade diese darüber abhören zu lassen; und wenn Sie dann finden, daß es eine Unwahrheit ist....

Kaiser. Ah, wenn das nicht wahr ist, was Sie mir angegeben haben, so werde ich Sie so zu behandeln wissen, wie Sie es verdienen; besonders aber jenen Spitzbuben, den Lattanzio, der die Leute glauben macht er sei mein Rathgeber, mein Secretär und am Ende gar mein Vertrauter, und der in Wien mit seinen Betrügereien und Lügen schon so viele Leute getäuscht hat. Er hat auch Sie um eine goldene Tabacks-Dose und eine goldene Medaille gebracht, um mir eine Bittschrift von Ihnen zu übergeben. Oh! wenn Sie erst wüßten, wie er Ihnen gedient hat; aber ich werde ihn noch besser bedienen lassen, zweifeln Sie nicht daran.

Da Ponte. Dieses wird übrigens nicht verhindern, daß ich dennoch das Opfer bin.

Kaiser. Ja er soll gut bedient werden! Wohin gedenken Sie nun zu gehen?

Da Ponte. Euer Majestät, nach Wien.

Kaiser. Nach Wien, — so schnell kann dieses nicht geschehen. Der Eindruck und die Meinung, die man dort von Ihnen hat ist zu schlecht, es wird meine Sorge sein sie Lüge zu strafen ... und dann ....

Da Ponte. Ew. Majestät, ich habe keine Zeit um die und dann abzuwarten. Ich habe einen siebenzigjährigen Vater, sieben unverheirathete Schwestern, und drei Brüder, die alle meine Unterstützung bedürfen.

Kaiser. Ich weiß es, daß Sie Ihrer Familie immer viel Gutes erzeigen; ich weiß, daß Sie zwei Brüder erziehen und überhaupt wohlthätig sind: und dieses gefällt mir; aber warum lassen Sie ihre Schwestern nicht nach Wien kommen, haben sie Talent? Man könnte sie ja beim Theater anstellen.

Da Ponte. Meine Schwestern würden sterben, wenn sie nur auf drei Tage ihren alten, greisen Vater verlassen müßten. Sie haben keine andre Talente noch Schönheit, als ihre Ehrbarkeit. Wenn Ew. Majestät zwölf Personen auf einmal glücklich machen wollen, so lassen Sie mich allein nach Wien zurückkehren; ich

werde für alle schwitzen, wie ich es schon seit eilf Jahren gethan habe; jedesmal wenn ich in der Lage sein werde dieser ehrbaren Familie einige Unterstützung zu reichen, so werden zwölf Personen ihre Blicke zum Himmel richten, Ew. Majestät segnen, und die Gefühle des innigsten Dankes für Ihre Gerechtigkeitsliebe aussprechen. Wenn ich nicht verdiene Dichter bei dem kaiserlichen Theater zu sein, so geben Sie mir irgend eine andere Bestimmung oder Anstellung; machen Sie mich zum Diener der letzten Ihrer Diener, aber das ohne Verzug und vor Allem in Wien.

Kaiser. Mein Theater kann auch zwei Dichter brauchen und beschäftigen; ich weiß, daß Sie auch ein guter Dichter im ersten Fache sind, aber für diesen Augenblick kann ich Sie nicht wieder anstellen.

Da Ponte. Eure Majestät müssen es aber thun zum Triumph der Gerechtigkeit, zur Ehre des Thrones und zum Trost meiner gekränkten, unterdrückten Ehrbarkeit. Ich werfe mich zu Füßen Eurer Majestät und werde mich nicht eher wieder erheben, als bis Sie mich vollkommen erhört haben Lassen sich Eure Majestät durch diese Thränen erweichen, es sind Thränen der Unschuld. Ja, Euer Majestät, ich darf es sagen, ich kann es sogar beschwören, es sind Thränen der Unschuld; wenn mir nicht als Verbrechen angerechnet wird ein Mensch zu seyn und die Leidenschaften eines Menschen zu besitzen......

Kaiser. Dieses nicht; aber Sie haben mir gesagt......

Da Ponte. Und wegen eines: Sie haben mir gesagt nimmt mir der so gemäßigte, so weise Kaiser Leopold ein Brod, das er mir nicht einmal gegeben hat? Wegen eines Sie haben mir gesagt befiehlt er mir eine Stadt zu verlassen, die mich eilf Jahre früher ehrenvoll aufgenommen hat, die mich während des ganzen Verlaufs dieser Zeit die wahre Religion eines Mannes und Christen, die Wohlthätigkeit

gegen meine Familie, gegen Freunde, ja selbst gegen Feinde hat ausüben sehen, die mir das Bürgerrecht oder wenigstens ihren öffentlichen Schutz verliehen hat?

Kaiser. Stehen Sie auf.

Da Ponte. Wegen eines Sie haben mir gesagt beschimpft er meinen Namen mit dem Schandfleck ewiger Schmach durch eine doppelt ausgesprochene Verbannung und stellt mich auf dieselbe Stufe mit den ersten Verbrechern der Welt, und versagt mir eine Freistätte von wenigen Spannen Landes in allen seinen Kaiserlichen Staaten, läßt mich zum Gespräch der Müßiggänger, zum Spott der Heuchler, zum Hohn der Verräther werden?

Kaiser. Stehen Sie auf.

Da Ponte. Euer Majestät, ich darf nicht, ich kann nicht. Geben Sie mir die Kraft dazu durch Erhörung meines inständigen Gesuches. Lassen Sie mich nicht länger unter den Gräueln eines Urtheilspruches schmachten, den meine Feinde Ihrer getäuschten Gerechtigkeit entrissen haben, und der nur durch das Gesetz der Macht allein sich rechtfertigen läßt. Dieses Gesetz enthält aber der Coder des Kaisers Leopold nicht.

Kaiser. Stehen Sie auf; ich befehle es Ihnen. Ein Monarch ist Herr in seinem eigenen Hause zu schalten und zu walten wie er will, und hat durchaus Niemand Rechenschaft von seinen Handlungen und von seinem Willen abzulegen.

Da Ponte. Ich werfe mich, o Majestät, noch tiefer zu ihren Füßen, um Verzeihung von Ihrer Gnade zu erflehen. Ich habe geschworen, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Diese Gefühle können dem so großherzigen Kaiser Leopold nicht mißfallen. Ein Souverän soll nur das thun, was gerecht ist.

Kaiser. Ich werde immer Herr bleiben in meinem Dienste zu behalten wer mir

gefällt oder zu beabschieden, wer mir nicht gefällt.

Da Ponte. Dieses möchte ich durchaus nicht in Zweifel stellen. Aber dieser Abschied allein schon ist eine hinreichende Strafe für den, der das Unglück hat, einem Souverän zu mißfallen; es ist eine hinreichende Strafe, ohne ihn noch durch eine zweifach angekündigte Verbannung zu entehren und ohne dadurch jedem das Recht einzuräumen, mit dem gegründetsten Argwohn ihm jedes nur mögliche Verbrechen zur Last legen zu dürfen.

Kaiser. Ich habe Ihnen ja keines beigemessen.

Da Ponte. Wollte Gott, daß Eure Majestät mir, bevor Sie mich gestraft haben, ein Verbrechen beigelegt hätten; dann würde man gesagt haben, der Kaiser hat ihn wegen eines Vergehens bestraft; jetzt aber sagt man wegen tausenden, die Dichter sagen, weil ich Aergerniß gegeben habe; die Sänger des Theaters, wegen meiner Cabalen, Intriguen nnd wegen meiner theatralischen Parteilichkeit; die Schwächlinge, wegen des verderblichen Inhalts, der durch meine Libretti verbreitet worden sei; die Verläumder, wegen Satiren, die ich auf den Monarchen geschrieben habe; die Müßiggänger, die schlecht Unterrichteten, die Neuigkeitskrämer der Kaffeehäuser, wegen irgend einer beliebigen Ursache, die ihnen der Augenblick, die Caprice, das eigene Interesse, die Sucht oder das Vergnügen, Uebles nachzureden, eingiebt, so zwar, daß es Niemand in Wien giebt, der nicht ein verschiedenartiges Verbrechen, das ich begangen haben soll, erfunden hat oder wenigstens glaubt, und der auf Kosten meines guten Rufes die Strenge, welche Eure Majestät bei meiner Bestrafung angewendet haben, vollkommen gerechtfertigt fände.

Er blieb einige Augenblicke nachdenkend stehen, dann ging er zwei- oder dreimal im Zimmer herum, ohne zu sprechen, und wandte sich dann unerwartet gegen mich, da ich immer noch kniete, und sagte mir mit

heiterer Miene: „Stehen Sie auf;" er reichte mir die Hand, um mir zu helfen und fuhr fort: „Ich glaube, daß Sie verfolgt sind, und verspreche Ihnen Abhülfe und Ersatz. Verlangen Sie mehr?"

Da Ponte. Nein, Eure Majestät, es ist schon mehr als genug, daß mein Name die Erinnerung eines Monarchen verdient, der mit Sachen von so viel größerer Wichtigkeit beschäftigt ist, und daß Eure Majestät die Gnade haben zu glauben, daß mein heute an den Tag gelegtes, vielleicht übergroßes Feuer, von nichts Andrem herrühre, als von meinem schwer verletzten Bewußtsein, durch das mir von meinen ungerechten Feinden angethane Unrecht.

Kaiser. Ich glaube es Ihnen. Wo gedenken Sie sich aufzuhalten?

Da Ponte. Eure Majestät, ich werde in Triest bleiben.

Kaiser: Es ist recht, bleiben Sie hier und lassen Sie mich zuweilen etwas von Ihnen hören. Indessen hören Sie mich an. Ich habe heute Briefe von Wien erhalten, sie schreiben mir, daß die Angelegenheiten des Theaters sehr schlecht stehen, und daß beständig Unruhen und Intriguen bei den Sängern und Sängerinnen statthaben. Dieses ist der Grund, warum ich Sie habe rufen lassen; ich möchte, daß Sie mir die Mittel angeben, wie man diesem Uebel abhelfen, oder es ausrotten kann.

Da Ponte. Eure Majestät sehen nun, ob es der Da Ponte ist, der diese Uneinigkeiten angestellt hat, ob er der Urheber der Cabalen war, oder ob es gerade diejenigen sind, die glauben machen wollten, daß er es seie.

Kaiser. Ich sehe es wohl, ich sehe es.

Da Ponte. Vor Allem andern müssen die Ursachen davon zernichtet werden.

Kaiser. Wohlan, sagen Sie mir die Hauptursachen davon. Er setzte sich; nahm eine Feder in die

Hand und setzte sich, eine Verfassung zu schreiben. Ich wiederholte ihm dann Alles, was ich schon früher der Theater-Direction angegeben hatte, und er brachte alles mit größter Genauigkeit zu Papier, schien von Zeit zu Zeit gut zu finden, was ich ihm dictirte, und was ich hier um so mehr zu wiederholen unterlasse, als Sachen, die meine Leser nicht interessiren würden, und die zu einer genaueren Erklärung der Geschichte meines Lebens durchaus nichts beitragen. Er schrieb Alles, was ich ihm im Laufe einer Stunde dictirte; sprach mir darin von andern Gegenständen: Es ist nun schön über das zu schweigen, über was damals schön zu sprechen war.

Endlich versicherte er mich neuerdings, daß er meiner gedenken, und mir Nachricht von sich geben werde; fragte mich, ob ich Geld nöthig habe, und ich, obgleich nicht mehr weit davon entfernt war, welches zu bedürfen, war ich unklug oder eitel genug, ihm zu erwiedern, daß ich keines brauche.

Ich verließ sodann seine Gemächer mit der festesten Hoffnung, in der kürzesten Zeit den Triumph meiner Unschuld feiern zu dürfen. Aber in Kurzem wird man den für mich traurigen Erfolg dieser so großen Hoffnungen sehen. Diese letzte Idee machte indessen den lebhaftesten Eindruck auf mein Gemüth. Ich handelte auch sogleich ganz in Gemäßheit derselben, und suchte alle andre zu entfernen, die mich verführen, und, wie mit Gewalt, mir ein andres Bild von diesem Monarchen aufdringen wollten. Er war nach meiner Ansicht durchaus kein ungerechter Mann mehr gegen mich; er war nur betrogen worden, es schien mir schade zu sein, daß er so bösartige, übelwollende Rathgeber und eine Menge Schmeichler zu seiner Bedienung hatte, die sich ein Geschäft daraus machten, ihn zu verrathen und zu täuschen.

Mit dieser süßen Hoffnung im Herzen ließ ich ganz beruhigt einige Wochen verfließen, ohne etwas zu thun

oder zu sagen. Dieses war hinreichend, um die Börse eines Poeten, der weder reich noch geizig war, bis auf den Grund zu erschöpfen. Die kaiserlichen Versprechen haben mich veranlaßt, sowohl in der seither stattgehabten Unterstützung meiner zwei Brüder, als einer zehnjährigen Freundin, die mich in meinem Unglück bis nach Triest begleitet hatte, ganz unbesorgt fortzufahren.

Als der Beutel leer war, fing ich an, meine Kleiderschränke zu lichten. In wenigen Monaten waren auch diese leer. Nun wollte ich meine Zuflucht zu alten Freunden nehmen, aber wo waren sie zu finden, oder wie nahmen sie mich auf? Taub, unempfindlich, unerbittlich kehrten sie mir alle den Rücken; antworteten nicht auf meine Thränen, oder überhäuften mich gar noch mit Vorwürfen wegen meines unklugen Benehmens; es half mir nichts, sie an Dienste und Gefälligkeiten zu erinnern, die ich ihnen geleistet hatte, nicht sie mit der Stimme der Freundschaft anzuflehen, nicht meine Bitte, sie sollen mich unterstützen, ich sterbe vor Hunger. Ein Italiener, den ich mehrere Monate lange in seinen dürftigen Zeiten in mein Haus aufgenommen, und den ich sowohl, als seine Söhne mit wahrer, väterlicher Fürsorge unterstützt und genährt hatte, war durch des Schicksalslaune ein sehr reicher Mann geworden. Er lebte zu derselben Zeit in Neapel und trieb Wechselgeschäfte. Ich war des festen Glaubens, daß er mir ein Anlehen von nur einhundert Piaster nicht werde abschlagen können und wagte daher, ihn darum zu bitten. Hier ist der Brief, den ich ihm schrieb:

Mein theuerster Herr Piatti!

Ich bedarf einhundert Piaster. Wenn Sie mir diese Summe borgen wollen, so werde ich Ihnen die schuldige Rückerstattung in zwei, spätestens drei Monaten machen. Ich glaube nicht nöthig zu haben, mehr sagen zu müssen, um von Ihnen diese kleine Gefälligkeit zu erlangen.

Ihr Freund,

Lorenz Da Ponte.

Hier folgt nun seine Erwiederung:

Liebster Herr Da Ponte!

Wer seine Gelder ausleiht, verliert beinahe immer sein Geld und seinen Freund! Ich will weder das Eine, noch den Andern verlieren. Leben Sie wohl

ganz der Ihrige

Dr. Piatti.

Dieser gute, brave Mensch starb noch jung und nicht im Bette; wollten doch Alle so endigen die ihm in seiner Handlnngsweise gleichen, so hätte die Welt weniger Undankbare aufzuweisen. Die abschlägige Antwort machte mich verzagt und hoffnungslos bei irgend jemand eine Gefälligkeit erlangen zu können. Mein einziges Trachten ging also nun dahin, mit der größten Sorgfalt meine traurige Lage nach Möglichkeit Allen zu verbergen, um meinen Feinden wenigstens keinen Stoff zu geben, über mich lachen zu können. Der Gouverneur der Stadt wäre wohl im Stande gewesen mir, in meinen unglücklichen Umständen zu helfen, aber ich wagte nicht ihm meine Noth, aus einer gewissen Schüchternheit und übel angebrachter Schamhaftigkeit, zu entdecken, worüber er mich dann später, mit großer Güte, sehr tadelte. Meine Verzweiflung war unaussprechlich groß. Ein sehr ehrenwerther, großmüthiger Landsmann, der nicht allein dem Umgange mit einem Manne nicht auswich, den man doch allgemein mit einer Art von Geringschätzung betrachtete, war umsichtig genug um meine Lage zu überschauen, und mir mit vieler Freundlichkeit entgegen zu kommen, um mir durch Anerbietungen und Wohlthaten Trost zu bringen. Aber er war nicht reich, ich aber auch nicht indiskret; Alles was ich von seinen Händen empfing lastete zentnerschwer auf meinem Herzen. Ueberdieß war ich nicht allein; und oft wenn ich mich an dem Tische meines wohlthätigen Philenon mit einer guten nährenden Kost stärkte, blutete mein Herz bei der Erinnerung an drei hungrige Mäuler, denen meiner Unvermögenheit halber, ich heute nur etwas Brod,

für ihren ganzen Unterhalt hatte verabreichen können. Hier ist das schreckliche Bild des Zustandes, in welchem ich mehr als volle drei Monate verlebte.

Indessen kam in Triest wie gewöhnlich die Gesellschaft der Oper an, welche für diese Jahreszeit engagirt war: und der Theater-Unternehmer, ein wenn gleich nicht sehr freigebiger, doch ziemlich kluger und bescheidener Mann, forderte mich auf, ihm bei Aufführung der Musikalischen-Bühne, eine Oper die ich, ohne Beihülfe eines Capellmeisters, in Wien zusammen getragen hatte, beizustehen; diese gefiel so sehr, daß er mir gerne die Summe, um die er mit mir übereingekommen war, bezahlte; obwohl der Preis sehr mäßig angesetzt war, so wurde für mich dieses Geld ein sehr großer Trost in meinen bedrängten dürftigen Umständen.

Auf diese Gesellschaft von Sängern folgte eine Schauspieler-Gesellschaft; und die wenigen Freunde welche ich in dieser Stadt hatte, unter welchen ich aber mit Stolz den Gouverneur, den Baron v. Pitori, den Grafen Soardi und meinen Landsmann Lucchese nenne, forderten mich beinahe mit Gewalt auf, daß ich irgend ein Drama von mir aufführen lassen solle. Ich hatte von meinem Bruder einige Zeit vor seinem Tode die ersten zwei Acte einer von ihm begonnenen Tragödie erhalten, die aber noch nicht ausgefeilt waren und welche noch geendigt werden mußte. Ich feilte sie aus, schrieb die noch zum Schlusse fehlenden Acte und machte dieser Gesellschaft ein Geschenk damit. Sie wurde mit vielem Beifall aufgeführt, und der Erste der die größten Lobeserhebungen darüber machte, war der Coletti. Diese unverschämte Falschheit erweckte in mir wieder eine Empfindlichkeit, einen Verdruß, den ich bis dahin pro bono pacis, unterdrückt hatte. Ich glaubte aber daß es noch nicht an der Zeit sei die Mine springen zu lassen, um so mehr als mein Herz, zum Theil wegen der mir vom Kaiser Leopold gemachten Versprechen gehegten, nicht geringen Hoffnungen, zum Theil wegen der mir, durch

meine Tragödie und meine Oper, gespendeten Lobeserhebungen, nicht allein angefangen hatte sich wieder zu beruhigen, sondern weil es selbst neue Thatkraft und neues Leben geschöpft hatte. Die erste Probe davon war ein ganz ernstlicher und heftiger Rückfall in Amors Fesseln, von denen ich mich erst kurz zuvor auf merkwürdige Weise befreit hatte.

Es mißfalle dir nicht, gütiger Leser, daß ich dich auch in die Geschichte meiner Liebe einweihe; ich glaube, daß es die letzte seyn wird, von der mir erlaubt ist, Erwähnung zu thun. Aber diese hat einen zu großen, zu mächtigen Einfluß auf mein ganzes Leben, als daß ich sie verschweigen könnte. Als ich von Wien abreiste, um mich nach Triest zu begeben, verreiste auch die Freundin, die ich liebte, nach Venedig. Meine Absicht war, den Kaiser Leopold zu sprechen, meine Unschuld zu vertheidigen und zu beweisen, und dann ihr auch nach Venedig zu folgen. Aber trotz aller Beweise, die ich ihr von wahrer Freundschaft gegeben hatte, trotz aller großen Opfer, die ich ihr gebracht, und endlich trotz ihrer tausend Versprechen, ihrer tausend Betheurungen ewiger Liebe und Dankbarkeit, erfüllte ein leerer Dunst von einer geträumten und gehofften, aber nie erlangten Wohlfahrt ihren Kopf, der schon von Natur aus überspannt, immer von eitlen Chimären, von Glück, Größe und dergleichen vollgepfropft war, und dann ein wenig aus Mangel an Festigkeit des Charakters, ein wenig durch Verführung eines Elenden, der nicht verdient von mir genannt zu werden, vergaß sie nicht nur jedes Gefühl der Anhänglichkeit und Dankbarkeit, aber sie ließ sich auch unwürdigerweise dazu gebrauchen, mich dahin zu bringen, der gehofften süßen Freude, in den Schooß meines Vaterlandes zurückzukehren, zu entsagen. Diese Handlung weiblicher Untreue und Ungerechtigkeit aber schlug in kurzem zu meinem eigenen Glücke aus und gab mir meine ganze Vernunft wieder. In weniger als einem Monat befand ich mich ganz von einer schmählichen

Leidenschaft befreit, in der ich länger als drei Jahre als unglücklicher Sklave dieser Frau geschmachtet hatte. Nach diesem hielt ich es für gänzlich unmöglich, mich je wieder verlieben zu können. Ich betrog mich aber. Mein Herz war und ist vielleicht noch geschaffen, nicht ohne Liebe bestehen zu können; und wie oft ich auch vom schönen Geschlechte im Laufe meines Lebens betrogen und verrathen worden bin, so erinnere ich mich doch nicht, sechs Monate im Laufe desselben, wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, ohne irgend ein weibliches Wesen geliebt zu haben, und geliebt zu haben (ich will mich damit rühmen) mit der vollkommensten Liebe. Es begab sich also um dieselbe Zeit, daß ich einer jungen Engländerin vorgestellt wurde, der Tochter eines reichen Kaufmanns, der nicht lange zuvor in Triest angekommen war. Man sagte allgemein von ihr, daß sie nicht nur sehr schön von Person sei, sondern daß sie auch mit den feinsten Manieren, die Grazie eines in hohem Grade gebildeten Verstandes verbinde. Da sie damals ihr Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt hielt, was mich verhinderte sie sehen zu können, und was ich doch wünschte, um mich überzeugen zu können, ob die That auch ihrem Rufe entspreche, so näherte ich mich ihr ein wenig, und mit einer gewissen Dreistigkeit, die mir die früher mit ihren Verwandten angeknüpfte freundschaftliche Vertraulichkeit eingab, sagte ich ihr halb scherzend: Mein Fränlein, die Art, wie Sie Ihren Schleier tragen, ist lange nicht mehr Mode. Da sie meine Gedanken nicht zu errathen schien, so fragte sie mich ganz unbefangen, und wie trägt man sie denn nach der gegenwärtigen Mode? So, mein Fräulein. Indem ich dieses sagte, nahm ich den Schleier an den unteren Ecken und warf ihr denselben leicht über den Kopf zurück. Es schien, als hätte sie kein großes Wohlgefallen an diesem Scherze gefunden, denn sie verließ wenige Augenblicke nachher dieses Zimmer. Da sie in der Wirklichkeit sehr schön war, so that mir unendlich leid,

daß ich mir ihr Mißfallen durch diesen Scherz zugezogen habe; mehrere Tage hindurch hatte ich nicht wieder Gelegenheit gefunden, sie sehen zu können. Obgleich die Schwägerin dieser jungen Dame mich versicherte, daß das Feuer ihres Unwillens bald vergehen werde, so hätte ich auch nicht entfernt gewagt, mir zu denken, daß sie schon einen kleinen Anfang von Liebe für mich fühle; und dieses zwar nicht nur, weil ich nicht weniger als zwanzig Jahre älter war als sie, aber auch, weil ich arm und sie die Tochter eines reichen Vaters war, und vielmehr noch, weil sich ein ganzer Schwarm von Liebhabern um ihre Hand bewarb, die alle reich und überdieß viel jünger waren als ich. Sie wohnte damals bei einer englischen Dame, mit der sie in innigster Freundschaft lebte und kam nur zuweilen in das väterliche Haus, um einen Besuch abzustatten und die Ihrigen zu sehen. Da ich sehr befreundet in diesem Hause war, so fragte ich eines Tages den Vater und den Bruder, ob sie wohl Anstand nehmen würden, ihre Zusage zu geben, daß das Fräulein einen jungen Kaufmann, Italiener von Geburt, der damals in Wien lebte, heirathe, der mir, bevor ich diese Stadt verlassen hatte, im Vertrauen seinen Wunsch mittheilte, er möchte eine Engländerin zur Frau bekommen. Nachdem ich sie von seinem Alter, seinem Charakter und seinem ganzen Zustand unterrichtet hatte, sprach der Vater mit der Tochter darüber, und mit allgemeiner Bewilligung schrieb ich ihm und erhielt umgehend eine günstige Antwort; man schickte sich gegenseitig die Bildnisse, und in vierzehn Tagen waren beide Partheien vollkommen einig. — Aber sowohl ich, als das Fräulein, hatten gegenseitig die Geschichte vom Schleier vergessen, und lebten zusammen in einer Art von Vertraulichkeit, sie lehrte mich französisch, während sie von mir italienisch lernte; wir fingen an etwas, ich weiß nicht was, so Angenehmes in unsern Unterhaltungen zu finden, daß sie weit länger dauerten, als sol=

ches gewöhnlich bei bloßen Freunden oder bei Sprachlehrern der Fall zu seyn pflegt; ein gewisses, ich weiß nicht was, beschäftigte uns beide sehr lebhaft, und endigte mit einem gegenseitig übermäßigen Verliebtsein der jungen Braut des Freundes, und des nicht mehr jungen Vermittlers ihrer Heirath mit demselben.

Indessen sprach sie mir eben so wenig von Liebe, als ich ihr. — Aber was auch der Mund nicht aussprach, sagten sich um so deutlicher die zärtlichsten Blicke, die feurigsten Seufzer, die abgebrochenen Worte und mehr als dieses Alles, das beständige Bedürfniß, beisammen zu seyn und das gegenseitige Bestreben sich immer nahe zu bleiben. Ich hatte dem Freund nach Wien schon geschrieben, daß die Verwandten sehr gerne ihre Einwilligung zu seiner Heirath geben, daß sein Bild gefallen habe, und daß seine Ankunft in Triest, um die Sache vollkommen ins Reine zu bringen, mit Sehnsucht erwartet werde. Da ich mehrere Tage keine Antwort von ihm erhielt, so stand ich während dieser Zeit wahre Höllenqualen aus. Eines Abends, als ich mich wie gewöhnlich in ihrer Nähe befand, überreichte mir der Bruder einen Brief. Ich erkannte gleich die Handschrift, und mit zitternder Hand und mit noch mehr beklommenem Herzen öffne ich das Schreiben und las es laut vor. Hier folgt der wörtliche Inhalt:

Lieber Freund!

Die Jungfrau, wenn sie dem erhaltenen Bilde gleicht, ist sehr schön; alle von mir, bei mehreren meiner Freunde eingezogenen Erkundigungen in Beziehung auf Sitten, Charakter, Bildung und Manieren des Fräuleins sind übereinstimmend und könnten nicht besser sein; aber da alle mir den Vater als sehr reich schildern, so möchte ich, obgleich ich selbst ein hinreichendes Vermögen besitze, dennoch wissen, welches Heirathgut er gesonnen ist, ihr zu geben, um seine vielleicht übrigen Söhne nicht in Nachtheil setzen zu wollen, in dem Fall. — —

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so riß

mir der Vater den Brief aus der Hand, zerriß ihn in hundert kleine Stückchen, warf sie, ganz wüthend, in's Feuer und sagte zu wiederholten Malen: Ah! Ah! Der Herr Galliano möchte mein Geld heirathen und nicht meine Tochter! (Galliano war der Name des Kaufmanns). Dann blieb er einige Augenblicke still, machte zwei oder drei Spaziergänge durch das Zimmer und sagte dann, indem er sich gegen mich wendete: Freund Da Ponte, wollen Sie sie? Wen? erwiederte ich lachend; meine Tochter, fügte er hinzu; und als ich zu lachen fortfuhr; und Du Nanni, was sagst Du? willst Du ihn? sie schlug die Augen nieder, lächelte, erhob sie wieder und betrachtete mich mit liebevoller Bescheidenheit, und der Vater, der durch mein Lachen und durch ihr Stillschweigen das zu sehen glaubte, was in der Wirklichkeit in unsern Herzen vorging, nahm ihre und meine Hand, legte sie ganz fest zusammen und sagte mir: die Nanni ist Ihnen; und ihr: der Da Ponte ist Dein. Die Mutter, der Bruder und die Schwägerin bezeugten großen Beifall zu diesem ganz unerwarteten Verlöbniß, aber meine Freude, und ich glaube, auch die ihrige war so groß, daß wir den ganzen übrigen Abend nicht mehr sprechen konnten. Ich verließ dann dieses Haus in einem Zustand, der mir sehr schwer zu beschreiben wäre. Meine ganzen Reichthümmer in diesem Augenblick bestanden beiläufig in fünf Piastern; ich hatte keine wirkliche Anstellung, noch große Hoffnungen, eine zu erhalten, und der vom Vater des Mädchens zerrissene Brief, weil ihr Freier sich um ihr Heirathgut erkundigt hatte, gab mir auch weder Muth noch Hoffnung, auch nur auf kleine Mitgabe von seiner Seite zu rechnen. Aber ich liebte und wurde wieder geliebt, und dieses war mehr als hinreichend, um Alles zu wagen und mich zu ermuthigen, alle Hindernisse, die sich mir bei dieser Gelegenheit entgegenstellten, aus dem Wege zu schaffen.

Indessen waren schon sechs Monate seit dem großen Gespräche mit dem Kaiser verflossen. Es schien mir, als hätte der Monarch Zeit genug gehabt, um die Angelegenheiten gehörig zu entziffern und um die bösen Eindrücke zu beseitigen, die Verläumdungen aber Lüge zu strafen. Ich erlaubte mir, meinen Namen durch Vermittlung des M. S. in sein Gedächtniß auffrischen zu lassen, der damals hoch in der kaiserlichen Gnade stand; dieser erwiederte mir, daß es noch zu frühe sei, und daß Se. Majestät haberet inde multas molestias, quas tu scire non potes.

Ich wiederholte meine dringenden Bitten, beschrieb meine Lage ausführlich, sowohl in einer Bittschrift, als ich auch den Gesandten der venetianischen Republik, der mich in seinen Schutz zu nehmen schien, um seine mündliche Fürsprache bat. Die Antworten waren zwar immer artig, aber ungewiß, unentschieden, jedoch unterließ man nie beizufügen, seien Sie versichert, daß der Kaiser Sie gewiß zurückberufen wird. Das non dum venit hora tua, das mich immer mit einer unglücklichen Hoffnung wieder belebte und das mich am Ende an den Rand der grenzenlosesten Verzweiflung brachte. Ein Glück für mich, daß mein kluger Freund mich davon befreit hat. Und wer war dieser Freund? Der Herr Abbé Casti! Ich danke seinem Ausspruch meine Wohlfahrt. Er war zwei Monate früher nach Triest gekommen, von wo aus er sich nach Wien verfügte und mir oft das Vergnügen verschaffte, mit einem Manne zu sprechen, dessen Mund sich sonst nur zu öffnen gewöhnt war, um lebhafte und angenehme Gegenstände zu besprechen. Die Verehrung für seine Verdienste hatten mich die ganze Vergangenheit vergessen lassen, und ich glaubte, daß meine Lebensereignisse auch bei ihm eine gewisse literarische Abneigung aus seinem Gedächtniß hätten verdrängen sollen. Ich öffnete ihm daher mein ganzes Herz; ich forderte von ihm mit dem größten Vertrauen seinen Rath. Suchen Sie sich Ihr

Brod in Rußland, in England, in Frankreich, sagte mi dieser große Politiker. Aber der Kaiser hat versprochen, mich zurück zu berufen. — Der Kaiser hält Ihnen sein Wort nicht. Aber sein Sekretär hat mir geschrieben, ich solle abwarten. — Der Sekretär ist ein Spaßmacher. — In Rußland, in England, in Frankreich werden Sie sich an ihren Feinden rächen, dort werden Sie sich in Bälde ganze Magazine voll Ehre anlegen können. Ich konnte sehr leicht einsehen, warum er mit solchem Eigensinn auf seinem Rath beharre; ich hätte aber den guten Casti wirklich nicht für so schwach gehalten. Er hatte aber selber die Gutherzigkeit, mich aufzuklären. Wissen Sie, sagte er mir eines Tags, daß ich von Leopold den Titel als sein Hof-Poet hatte, da er noch Großherzog von Toscana war; als ich ihn nun bei seiner jüngsten Anwesenheit in Italien sah, sagte ich ihm, da er in seiner Stelle vorgerückt sei, so hoffe ich nun mit Gewißheit, daß es auf mich gleich günstigen Einfluß haben werde. Er erwiederte mir, meine Forderung sei vollkommen gerecht, und ich dürfe deßhalb mit Zuversicht hoffen, gleich nach meiner Ankunft in Wien zum kaiserlichen Hofdichter ernannt zu werden. Casti erzeigte mir sodann die Ehre, mich vier komische Trauerspiele lesen zu lassen, die er dem Kaiser Leopold zum Geschenk für sein Theater bestimmt hatte. Ich bedurfte nun keiner weiteren erklärenden Zusätze mehr. Casti will mich nicht in Wien haben, sagte ich dann zu mir selbst. Ich wagte zwar nicht zu glauben, daß er mich bis zu der Ehre eines Rivals erhob, denn ich kannte zu gut, welche hohe Meinung Herr Casti von seinen eigenen Verdiensten hatte, als daß er sich hätte erlauben können in eine solche Schwäche zu verfallen; aber auf jede Weise, dachte ich, wolle er keine Hindernisse, so groß oder so klein sie auch seien, die sich seinen Absichten und seinen Hoffnungen entgegenstellen, welche er in früheren Zeiten doch nur durch meine Vertreibung erlangen zu können geglaubt hatte. Was sollte ich also

beschließen? Der Kaiser schwieg und was mir auch die Freunde geschrieben hatten, so wurden immer alle meine Hoffnungen getäuscht. Der Mangel an Mitteln zu meinem Lebensunterhalt vermehrte sich von Tag zu Tag. Hiezu gesellte sich noch das Privat-Interesse eines Casti; seine hinreißende Beredtsamkeit, seine feine und gewaltige Politik, die ich aus Erfahrung kannte und die mir noch zu Lebzeiten des Kaisers Joseph oft schon lästig geworden war. Nach langer Ueberlegung, vielen Seufzern und Verwünschungen beschloß ich nun dem Rath des großen Dichters zu folgen. Das erste Land, das mir in Sinn kam, war Paris; ich hatte einen Brief *) des Kaisers Joseph an die Königin Marie Antoinette, was ich hinreichend glaubte, um eine meinen Studien angemessene Anstellung zu finden. Ich schrieb daher an Casti und bat ihn, dem Kaiser zu sagen, oder ihm sagen zu lassen, daß, da sich die Umstände so sehr umgestaltet haben, ich mich gezwungen finde, mir einige Unterstützung von ihm zu erbitten, um Triest verlassen und nach Paris abreisen zu können, wo ich einen Zufluchtsort zu finden hoffe, und daß ich folglich auf die Hoffnungen verzichte, die ich in seine Worte gesetzt habe. Ich hatte mich in meinen Muthmaßungen durchaus nicht getäuscht. — Casti sprach darüber mit dem Grafen Saur, und dieser mit dem Kaiser, der aber in seinem Stillschweigen beharrte. Ich wußte nun keinen Rath mehr. Die Verzweiflung führte mir die Feder bei nachstehendem Brief:

Eure Majestät!

Die Kunde meiner Verzweiflung sollte jetzt vor den allerhöchsten Thron gekommen sein. Ich weiß aber nicht, welchen Erfolg sie erlangt hat, weil Niemand sich die Mühe gab, mich davon in Kenntniß zu setzen. Ich wage

---

*) Er gab mir diesen Brief als er das italienische Theater aufhob und sagte dabei: der Marie Antoinette gefallen Ihre Opern sehr.

sie nun selbst, Eurer Majestät zu erneuern. Da ich nicht mehr vermag, das Uebermaß meines trostlosen Elends zu ertragen, bin ich genöthigt, von der Gerechtigkeit Eurer Majestät mir endlich einen bestimmten Befehl zu erbitten, der mir meine letzte Hoffnung raubt, oder mich aus dem Irrthum zieht. Ich kann unmöglich eine Furcht in mir aufkommen lassen, nicht gnädiges Gehör zu finden, da meine Bittschrift ganz allein die Versprechen eines Kaisers zur tröstlichen Grundlage hat; die Merkmale der geduldigsten Mäßigung, und das wahre Bild eines Mannes in sich trägt, der aus dem achtungsvollsten Vertrauen auf die Worte Eurer Majestät sich in der größten Nothdurft und Elend befindet.

Ich ließ wieder drei Wochen hingehen, als ich aber nun sah, daß ich weder vom Kaiser, noch von den Ministern einer Antwort gewürdigt wurde, faßte ich nach gepflogener Berathung mit dem Gouverneur

Indocilis pauperiem pati,

den Entschluß, mich selbst nach Wien zu begeben. Da ich aber aller Mittel beraubt war, um diese Reise machen zu können, so entdeckte ich dem Herrn Bischof der Stadt ganz bescheiden meine Absicht uud die Lage, in der ich mich befand, und hoffte um so mehr auf Hülfe von ihm, als er das höchste Ansehen genoß, und überdieß allgemein in dem Rufe größter Heiligkeit und Gelehrsamkeit stand. Er sah mich nicht gerne in Triest, und der hochwürdigste Herr mochte hiezu verschiedene Gründe haben; er war ein großer Gegner des Kaisers Joseph, weil dieser die Jesuiten nicht leiden konnte und trug es ihm selbst noch nach seinem Tode nach; da er von diesem aber wußte, daß er mich geliebt und bei jeder Gelegenheit in seinen hohen Schutz genommen hatte, so trug er seinen Haß um so mehr auch auf mich über, weil ich ihm als freisinniger Dichter und nicht als bigotter Heuchler bekannt war, weßhalb er gerne alles gethan hätte, um mich in den Saturn, nur nicht nach Wien zu versetzen. Er hörte deßhalb mit einem heiligen

Mitleid meinen Vortrag an und war oder schien wenigstens sehr ergriffen davon zu sein, aber, sagte er, da ich das große Unglück gehabt habe, seinem Herrn und dem Meinigen, dem Kaiser Leopold zu mißfallen, so sei Alles, was er am Ende für mich thun könne, mich Gott zu empfehlen und in seine heiligen Gebete einzuschließen. Hier haben wir ein Beispiel von Religion, Menschenliebe und Wohlthätigkeitssinn eines für heiliggehaltenen, hohen Herrn der Kirche.

Nachdem ich den Bischof verlassen hatte, überlegte ich und beschloß, mich zu dem Gouverneur zu begeben, ihm meinen Entschluß und meine beschränkten Verhältnisse zu eröffnen; und er, der durchaus nicht in dem Geruch eines frommen Mannes stund, der von vielen kritisirt, ja selbst gehaßt war, hörte meine Geschichte wohlwollend und gelassen an, lobte mein Vorhaben und ohne daß ich ihm entfernt etwas gefordert hätte, begab er sich in sein Cabinet, kam nach wenigen Minuten zurück mit fünf und zwanzig Dukaten, die er mir in die Hand legte und mit den freundlichen Worten begleitete: Diese fünf und zwanzig Dukaten werden hinreichen, mein lieber Da Ponte, zu Bestreitung ihrer Reisekosten, nehmen Sie sie freundlich an, und glauben Sie, daß ich sie Ihnen von Herzen gerne gebe. Wann gedenken Sie abzureisen? Morgen, sagte ich. Sie haben Recht, kommen Sie morgen vor Ihrer Abreise noch zu mir, ich werde Ihnen ein Schreiben an den Kaiser mitgeben. Ich ging zu ihm, er hatte aber gedacht, es wäre vielleicht besser, dem Monarchen zu schreiben, bevor ich meine Reise antrete und die Antwort abzuwarten. Er schrieb ihm also sogleich; da wir nach zehn Tagen aber keine Antwort kommen sahen, reiste ich auf seinen Rath nach der Hauptstadt ab. Als ich an den Barrieren derselben angelangt war, hörte ich, daß der Kaiser Leopold an demselben Morgen gestorben war. Diese Nachricht betäubte mich ganz; nach kurzer, ruhiger Ueberlegung aber sagte ich mit Casti im König Theodor: Gehe es,

wie es immer gehen wolle, schlechter kann es wohl nie kommen.

Es ist zwar wahr, daß ich den verstorbenen Kaiser hätte um Gerechtigkeit bitten können, den Sohn aber konnte ich nur um Gnade anflehen; bei dem ersten aber war ich nicht in seinem guten Buche aufgezeichnet, der zweite hingegen schien mich zu begünstigen und an meine Unschuld zu glauben. Ich trat also mit gutem Muthe in die Stadt ein, und es kam mir in den Sinn, unverzüglich zu Casti zu gehen.

Er schien anfangs erstaunt, mich zu sehen, als er aber Alles angehört hatte, lobte er meinen Entschluß und versprach mir seinen Beistand. Und wirklich, es sei zu Ehren der Wahrheit gesagt, er hat Allem bei dieser Veranlassung aufgeboten, was er zu meinem Vortheile nur thun konnte, ich will zwar die Beweggründe davon nicht untersuchen, was aber auch der Grund zu seinen Handlungen gewesen seyn möge, so bin ich ihm nicht weniger verbunden; ich zollte ihm und zolle ihm jetzt noch nach seinem Tode die aufrichtigste Dankbarkeit dafür. Er war zwar mein Verfolger, aber aus menschlichem Gefühl und mehr noch als pflichtliebender Geschichtschreiber mußte ich ihn in meinen Memoiren auf diese Art schildern. Er war mein Wohlthäter, und als solchen fühle ich mich verpflichtet, ihn zu betrachten und nach seinen Verdiensten die Verbindlichkeiten anzuerkennen, die ich ihm schulde; man wird sich auch im Verlaufe dieser Memoiren noch überzeugen können, ob ich zu geeigneter Zeit mich dieser meiner Pflicht zu erinnern wußte. Der Abbé Casti rieth mir also zu dem Grafen Saur zu gehen, mit welchem er in sehr freundlichen Verhältnissen lebte und von dessen Güte, Rechtlichkeit und seinen wohlwollenden Gesinnungen zu meinen Gunsten, er vollkommen überzeugt war, und der auch außer diesem schon wegen seines hohen Postens als Direktor der Polizei einen sehr großen Einfluß hatte.

Casti wollte mich zu ihm begleiten und wurde mein Vertheidiger, mein sorgsamer Fürsprecher und Lobpreiser. Er wußte dergestalt den Grafen für mich zu gewinnen und ihm so lebhaftes Interesse für mich einzuflößen, daß dieser versprach, mir von dem neuen Regenten eine Privataudienz verschaffen oder wenigstens Alles so einleiten zu wollen, daß er ohne irgend einen Vorbehalt in alle meine Forderungen eingehen soll; und so ergab es sich auch. Der Kaiser Franz, der wegen des Todes seines Vaters niemand eine Audienz geben konnte, schickte mir durch den Grafen Saur hundert Souveraind'or, mit der unbeschränkten Erlaubniß nach meinem Wohlgefallen in Wien verbleiben, und in allen in den kaiserlich österreichischen Staaten erscheinenden öffentlichen Blättern bekannt machen zu dürfen, daß er mich für unschuldig erkannt habe. Meine Feinde waren im höchsten Grade betroffen über diesen unerwarteten Schlag, was ich wohl kaum zu erwähnen brauche. Ich verweilte noch drei Wochen in dieser Hauptstadt; mehr als hundert Italiener kamen, um mich zu besuchen; ich nahm aber nur sehr wenige davon an, in deren Gesichter mir nicht schwer wurde, ihre Bestürzung, ihren Neid und Aerger, mehr aber noch ihre unbeschreibliche Neugierde zu entdecken, zu wissen, auf welche Weise sich diese schnelle Umwandlung meiner Lage gestaltet habe. Es machte mir großen Spaß, mich auf ihre Kosten zu belustigen. Einem sagte ich das, dem Zweiten etwas Anderes, keinem aber die Wahrheit. Der neue Hoftheater-Dichter noch mehr als alle andere, war von der größten Neugierde geplagt, zu wissen, ob ich beabsichtige, Wien wieder zu verlassen oder mich neuerdings darin festzusetzen. Ich kannte zwar seine Opern, ihn selbst aber nicht. Er hatte deren schon eine große Anzahl geliefert, und durch diese Menge, die er geschrieben hat, ist es ihm ein wenig gelungen, sich die Kunst anzueignen, einigen theatralischen Effekt hervorzubringen. Aber zu seinem Unglück war er nicht zum Dichter geboren und konnte nicht italie-

nisch; dem zu Folge konnte man seine Opern lieber auf der Bühne sehen, als sie lesen. Nun kam mir die Phantasie, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich begab mich ganz wohlgemuth zu ihm; wie ich bei ihm anlangte, stand er unter seiner Zimmerthüre und unterhielt sich mit einem Sänger. Als ich ihm näher trat, fragte er mich um meinen Namen, worauf ich ihm erwiederte, daß ich die Ehre gehabt habe, sein Vorgänger als kaiserlicher Hoftheaterdichter gewesen zu sein und daß mein Name Da Ponte sei. Er schien wie vom Blitz getroffen, fragte mich dann mit einer Miene der größten sichtbarsten Verlegenheit und Verwirrung, ob und in was er mir dienen könne, aber immer unter seiner Zimmerthüre stehend. Als ich nun sagte, daß ich ihm irgend eine Mittheilung zu machen wünsche, so konnte er nicht mehr umhin, mich eintreten zu lassen, was er aber mit augenscheinlichem Widerwillen that; er bot mir an zu sitzen und stellte mir zu diesem Ende einen Stuhl in die Mitte des Zimmers, ich aber setzte mich, boshafterweise, an einen Tisch, dessen er sich nach allem Anschein zum Schreiben bediente. Als er mich sitzen sah, so warf er sich auch in seinen Lehnstuhl und schickte sich in Eile an, mit vieler Geschicklichkeit eine Menge Schreibereien umzudrehen und Bücher zuzumachen, womit der Tisch voll lag. Ich hatte indessen gerade noch Zeit mit Gemächlichkeit theilweise sehen zu können, welche Bücher es waren. Ein Band französischer Comödien, ein Wörterbuch, ein Reimbuch, die Grammatik von Corticulli lagen alle zur rechten Seite des Herrn Dichters; die zur seiner linken konnte ich nicht mehr genau durchsehen. Ich glaubte darin die Gründe gefunden zu haben, warum er mich nicht gerne in seiner Arbeitsstube eingeführt hatte. Er fragte mich wiederholt, was ich eigentlich von ihm begehre, und da ich keine andere Ausrede in Bereitschaft hatte, so sagte ich ihm, daß ich blos gekommen sei, ihm meine Aufwartung zu machen, um das Vergnü-

gen zu haben, einen Mann von so vielen Verdiensten kennen zu lernen, und um ihn zu gleicher Zeit zu bitten, mir von allen meinen Opern je ein Exemplar zu geben, was ich bei meiner Abreise von Wien mitzunehmen vergessen habe. Er antwortete mir mit einer Art von Verachtung, daß er nichts mit meinen Opernlibretti zu schaffen habe, aber daß sie, so viel er wisse, die Direktion nach hunderten den Logenschließern verkaufe. Nachdem ich noch einige Minuten bei ihm gewesen war und mich überzeugt hatte, daß der Herr Dichter Bertati weiter nichts sei als ein aufgeblasener Windsack, beabschiedete ich mich bei ihm und ging geraden Wegs zu dem Logenschließer des Theaters. Bei diesem entdeckte ich mit eben so großem Erstaunen als Wohlgefallen, daß die Libretti von neun meiner Opern alle waren verkauft worden; daß man sie im Laufe des verflossenen Jahres immer mit gleich gutem Erfolge gegeben hatte, und daß wenn ein neues Drama nicht gefiel, was sehr häufig vorkam, man immer wieder die Zuflucht zu einem von den meinigen nahm, worunter aber die von Mozart, Martini und Salieri immer den ersten Rang behaupteten. Ich fordere Sie auf alle meine Feinde in Wien, die das Zeitliche noch nicht gesegnet haben, mich Lügen zu strafen über das, was ich hier angegeben habe, wenn Sie Muth und das Recht dazu zu haben glauben. Ich machte dem Casti einen zweiten Besuch; sprach ihm von meinem Besuch, den ich dem Bertati gemacht, von der Art, mit welcher er mich empfangen und von den Zubereitungen, die ich auf seinem Schreibtische gefunden hatte; nach dem er mich einige Minuten ruhig angehört hatte, sagte er mir:

Er ist ein armer, schwacher Kopf und ist im Begriff eine Oper für Cimarosa zu machen, eine Ehre, die er offenbar nicht verdient, ich will Ihnen dereinst schreiben, wie sie ausgefallen ist.

Ich verabschiedete mich von Casti wie von einem Freunde; und werde seiner Zeit auch zeigen, daß ich ihm Beweise davon gegeben habe, wie man an der gehörigen Stelle lesen wird. Nachdem ich nun allen meinen guten Freunden in Wien ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, kehrte ich nach Triest zurück. Da ich entschlossen war unverzüglich abzureisen und mich nach Paris zu begeben, so ergriff ich noch die Gelegenheit dem Coletti, meinem mir so ergebenen Freunde, eine kleine poetische Lection zu geben, dessen eckelhafte Heuchelei und Falschheit meinen Zorn und meine Verachtung gegen ihn noch verdoppelte. Gerade in den letzt verflossenen Tagen hatte er die Stadt mit einer Anzahl schlechter Gedichte, alle von gleichem Caliber, überschwemmt. Nun schrieb auch ich ein scherzhaftes Lied, gab es einem meiner Freunde, um es seinen Freunden vorlesen zu können, welcher es aber sogleich durch den Druck der Oeffentlichkeit übergab. Coletti wisse nun, daß ich der Urheber dieser Satyre war.

Ich weiß, daß alle Triestiner Herren darüber lachten, nur von Herrn Coletti weiß ich, daß es bei ihm nicht der Fall war. Ich aber lachte den ersten Abend, bei meiner Ankunft in Dresden wahrlich auch nicht!!! Als ich schon auf dem Punkt war diese Stadt zu verlassen, erhielt ich noch einen Brief von Casti, in welchem er, unter andern Sachen, die er mir erzählte, mich auch von dem Erfolg der Oper des Bertati benachrichtigte. Hier folgen seine eigenen Worte:

Gestern Abend war die erste Aufführung von „Der heimlichen Ehe"*), zu welcher Bertati für Cimarosa den Text geschrieben hatte; die Musik ist bewunderungswürdig schön; aber der Text ist noch schlechter als man je hätte erwarten können; jedermann ist damit sehr unzufrieden, am unzufriedensten aber die Sänger. Alle sagen, es ist zu hoffen, daß Da Ponte diesen Aufge-

*) Il matrimonio secreto, von Domenico Cimarosa.

blasenen nicht ungestraft lassen werde; ich schicke Ihnen hier das Libretto, damit Sie es einsehen und schöne Verse machen lernen können!!! Hier folgt nun auch meine Antwort:

Mein Herr!

Ich danke Ihnen zwar für das Libretto, das Sie mir geschickt haben, aber ich kann Ihren Rath nicht befolgen. Sie haben selbst gute Finger um die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die Verse des Bertati sind so, wie sie sein müssen. Die Wiener sollen sich seiner freuen und was dann die Sänger anbelangt, so bitte ich ihnen zu sagen

„Victrix provincia plora."

Dieses ist die erste und letzte Oper. die der Herr Poet Bertati in Wien geschrieben hat!!! Es verging ganz kurze Zeit so kehrte er nach Italien zurück um dem Gamerra Platz zu machen; ich reiste nach Paris ab, und zwar nicht allein. Und wer zu wissen wünscht, wer mich begleitete, der lese den dritten Band meiner Memoiren.

Ende des zweiten Theiles des ersten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

In der **Franckh**'schen Verlagshandlung ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vergißmeinnicht.

Taschenbuch

der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes

gewidmet von

Carl Spindler.

Für das Jahr 1847.

Mit 16 Illustrationen von **L. Weisser.**

In elegantem Umschlag brochirt. Preis 54 kr. od. 16 Ngr.

Inhalt:

I. **Der Heidegger und sein Liebchen.** Aus dem dreißigjährigen Krieg. II. **Geschichte eines Hundertjährigen.** 1) Bruder Rothmantel. 2) Pomezini, der Muckenschnapper. 3) Das Muttergöttesle. 4) Der Schneider-Eulogi. 5) Bonebard von Langenschnirchlingen. 6) Der Leibdinger. III. **Die Alraune von Gmunden.** (Eine oberösterreichische Geschichte aus dem XVII. Jahrhundert.) IV. **Der französische Cavalier in Wien.** Memoiren, Sitten- und Lokalschilderungen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. V. **Der Schutzgeist.** Eine Erzählung aus Baden-Baden.

Dieser Anzeige noch etwas zur Empfehlung des Taschenbuchs beizufügen, halten wir für überflüssig; der Name des Herrn Verfassers mag schon Jedem dafür bürgen, daß er in demselben nur etwas Gediegenes und angenehm Unterhaltendes finden werde. Wir fügen nur noch bei, daß auch die Jahrgänge 1845 und 1846 noch bei uns für gleichen Preis zu haben sind.

Stuttgart, im December 1846.

Ferner ist bei uns so eben erschienen:

Bilder aus Italien.

Von

Charles Dickens (Boz).

Aus dem Englischen übertragen

von

Dr. Leonh. Tafel.

gr. 12. geh. 3 Bdchen. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Diese Bilder sind eine nicht unwürdige Zugabe zu den geschätzten früheren Werken des Verfassers. Weniger werden sie dem unbedingten Bewunderer des glücklichen Italiens gefallen, da er das Unglück hat, daß ihm nicht Alles in diesem schönen Lande gefällt. Zwar enthält er sich langer Diatriben über die dortigen Zustände; aber Schilderungen, wie diejenige der Lotterie in Neapel, durch welche der Aberglauben des Volkes auf eine gewissenlose Weise für die Kassen des Staates ausgebeutet wird, bedürfen keines Kommentars. Wehmuth erfüllt den Sohn eines civilisirten Volkes, wenn er die jämmerliche Gegenwart dieses Landes mit seiner großen Vergangenheit vergleicht. Italien liegt ihm nach ruhmvollem Tagewerk im Schlummer, um zu einem neuen, würdigen Dasein zu erwachen, und er gibt sich der Hoffnung hin, daß in den leeren Rahmen seiner üppigen, wundervollen Natur das lebenvolle Bild eines verjüngten, veredelten Volkes treten werde.

Stuttgart, im December 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

4281

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ponte von Ceneda, Lorenz da

Memoiren

Bd.: 1/3

Stuttgart (1847)

L.eleg.g. 16 t-44,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573210-8